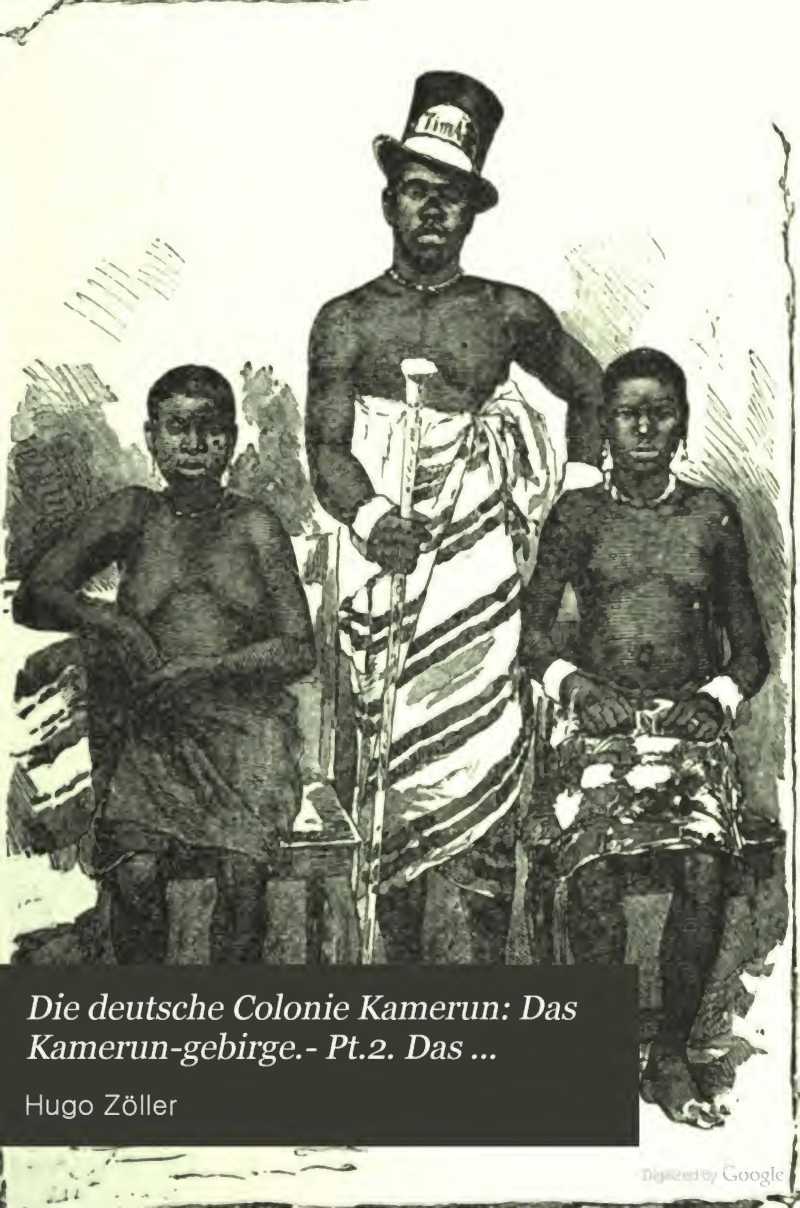


Die deutsche Colonie Kamerun: Das Kamerun-gebirge.- Pt.2. Das ...

Hugo Zöller



III.

Forschungs-Reisen im Flußgebiet von Kamerun.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Rund um die Erde. 2 Bände.

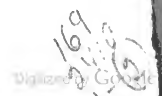
Der Panama-Canal.

Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bände.
Mit Karten und vielen Illustrationen reich ausgestattet.

Pampas und Anden. Sitten- und Culturschilderungen aus dem spanischredenden Südamerica mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums.

Das Togoland und die Sklavenküste. (Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. I.)
Mit 2 Karten und 17 Illustrationen reich ausgestattet.

Forschungsreisen im Kamerun-Gebirge nebst den Nachbar-Ländern Dahome, englische Goldküsten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. s. w. (Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. II.)
Mit 4 Karten und 16 Illustrationen reich ausgestattet.



Die

deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste.

III.

Forschungsreisen

in der

deutschen Colonie Kamerun.

Zweiter Teil.

Das Flußgebiet von Kamerun.

Seine Bewohner und seine Hinterländer.

Leben und Sitten der Eingebornen, Klima und culturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Factoreien auf Grund eigner Anschauung und Studien geschildert

von

Hugo Zöller.

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann.
1885.



Die Reise ins Togoland ist vom Verfasser im Auftrage der

„Kölnischen Zeitung"

ausgeführt worden.



Sr. Durchlaucht

dem Reichskanzler Fürsten v. Bi

dem Begründer der deutschen Colonialpol

ehrerbietigst

gewidmet von dem



Inhalt.

Beigegebene Karten.

Verzeichnis der Illustrationen.

Capitel I.

Das Mündungsdelta der Kamerun-Flüsse.

(Das Mündungsdelta von fünf großen Strömen. — Der Kamerun-Fluß. — Die Mangrove-Inseln und die zahllosen Creeks. — Die Dörfer der Dualla. — König Bells Dorf, König Acquas Dorf, Dido-Dorf und Hickory-Dorf. — Ein eintöniges Landschaftsbild. — Flora, Fauna und Jahreszeiten.)

Kamerun bietet uns das seltsame Beispiel eines regelrechten Mündungsdeltas, das nicht, wie beim Nil, von einem Strome allein, sondern von nicht weniger als sechs verschiedenen Flüssen und einigen kleinern Flüßchen gebildet worden ist. Denn zwischen dem Fuß des Kamerun-Gebirges und dem 3. Grad nördlicher Breite, also auf jener Küstenstrecke, die man dem Delta von Kamerun zuerkennen muß, lassen der Mungo, der Kamerun-Fluß, der Lungasi, der Edea und der vom Verfasser dieses Buches entdeckte Moanja ihre Fluten ins Meer strömen, wobei die vom Südostabhang des Kamerun-Gebirges kommenden Bäche sowie die im südlichen Kamerun-Gebiet mündenden Flüßchen Lotte und Lokundje noch gar nicht mitgerechnet sind. Dieses ausgedehnte Delta umschließt ein die Mündung des Kamerun-Flusses darstellendes seeartiges Wasserbecken, in dem die nach Kamerun kommenden größern Schiffe ankern und das durch eine breite, vom Cap Kamerun und Cap Suellaba eingeschlossene Oeffnung mit dem Meere in Verbindung steht. Schiffe von mittlerm Tiefgang können auch über dieses seeartige Becken hinaus im eigentlichen Kamerun-Fluß bis Dido-Stadt und Hickory-Stadt gelangen. Uebri-

gens ist im Grunde genommen der ganze Kamerun-Fluß — von den Eingebornen „Madiba-ma-Dualla“ oder „Wasser der Dualla“ genannt — nichts weiter als die gemeinsame Mündung der beiden Flüsse Abo und Wuri.

Die Wassermenge des Kamerun-Flusses dürfte kaum größer sein als diejenige des Mungo, des Edea oder des Moanja. Aber an Bedeutung überragt der Kamerun-Fluß seine Bruderströme so sehr, daß diese neben ihm kaum in Betracht kommen. Es rührt dies daher, daß erstens der Kamerun-Fluß so recht eigentlich den Hafen- und Anlegeplatz für das ganze große Kamerun-Gebiet darstellt und daß zweitens die drei am linken Ufer des Kamerun-Flusses gelegenen Ortschaften König Bells Stadt (jetzt niedergebraunt), König Acquas Stadt und Dido-Stadt als Mittelpunct des Kamerun-Handels betrachtet werden müssen. Bis zu diesen drei Ortschaften hat der Fluß, der selbst hier noch immer zwischen 1200 und 1500 Meter breit ist, recht tiefes Fahrwasser, aber auch zu beiden Seiten Sandbänke und Untiefen, die man ganz genau kennen muß, wenn man nicht selbst mit einem Boot von geringem Tiefgang auf den Grund geraten will. Der Einfluß von Flut und Ebbe erstreckt sich außerordentlich weit flußaufwärts, so z. B. am Wuri-Fluß gemäß den von mir bei den Eingebornen eingezogenen Erkundigungen bis Bonaku und Uru. Bei König Acquas Stadt beträgt der Unterschied zwischen Flut und Ebbe gemäß den auf Befehl des Admirals Knorr angestellten Messungen für gewöhnlich 2,7 Meter und bei hoher Flut bis zu 3 Meter. Diesem starken Unterschied entsprechend ist bei Ebbe der Abwärtsstrom des Wassers so stark, daß man ihn auf vier Knoten Fahrt in der Stunde schätzt und daß einige schwarze Matrosen des „Bismarck“, die grade während des stärksten Abwärtsstromes über Bord fielen, trotzdem sie vortrefflich schwammen, kaum mit der Dampfpinasse eingeholt werden konnten. Man sucht bei Dampfer- und Bootfahrten stets mit der Flut den Fluß hinauf und mit der Ebbe den Fluß abwärts zu fahren, da man andernfalls selbst mit Benutzung des Stillwassers zu beiden Seiten die doppelte und dreifache Zeit benötigen würde. Als Lotsen fungiren die beiden Schwarzen „Bottle Beer“ und „John Mullaby“, von denen der erstere ein von der Firma Woermann geschenktes silbernes Schild mit der Aufschrift „Deutscher Lotse“ besitzt.

Bis wie weit hinauf das Wasser noch brackisch ist, habe ich

nicht genauer feststellen können, möchte jedoch erwähnen, daß noch bei König Acquas Stadt jenes Leuchten des Wassers beobachtet wird, welches doch bloß von phosphorescirenden Meeres-Quallen u. s. w. herrühren kann. Die Färbung des Wassers ist nicht so intensiv wie beim Congo oder beim Niger; auch werden bloß gegen Ende der Regenzeit bei dem alsdann eintretenden Hochwasser entwurzelte Bäume (sowie auch ab und zu menschliche Leichen) flußabwärts getrieben, während man z. B. auf dem Congo zu jeder Jahreszeit schwimmende Inseln sehen kann.

Nördlich, südlich und östlich von dem seeartigen Mündungsbecken des Kamerun-Flusses erstreckt sich viele, viele Seemeilen weit ein merkwürdiges Mittelding zwischen Meer und Land, das, so grundverschieden auch das Aussehen sein mag, dennoch am besten mit den „Watts" unserer norddeutschen Küsten verglichen werden kann. Es sind das Dutzende und fast möchte ich sagen Hunderte mit dichtester Mangrove-Vegetation bestandene Inseln und Inselchen, die zur Flutzeit teilweise vom Wasser bedeckt werden und zur Ebbezeit ein unnahbares Gemisch von Schlamm und den vielverschlungenen Luftwurzeln der Mangrovebäume und Mangrovebüsche darstellen. Die zauberhaft schöne Scenerie des Kamerun-Gebirges reicht bloß bis Bimbia, wo sie sofort wie mit Einem Schlage aufhört. Ueberblickt man vom Gebirge aus das wie eine Landkarte zu unsern Füßen ausgebreitete Mündungsdelta, so sieht man, so weit das Auge reicht, bloß eintönig flaches Land von graugrüner Farbe, zwischen dem sich gleich hunderten von Silberfäden eben so viele Wasseradern hindurchschlängeln. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß fast alle diese Inseln und namentlich die dem Meere zunächst gelegenen gänzlich unbewohnt sind beziehentlich bloß Vögeln, Krabben und Meeresbewohnern als Aufenthaltsort dienen.

Zwischen diesen Mangrove-Inseln führen zahlreiche, teils recht seichte, teils aber auch ziemlich tiefe Wasseradern hindurch, auf denen man beispielsweise von Kamerun aus sowohl in nördlicher Richtung nach Bimbia als in südlicher Richtung nach Malimba gelangen kann. Zur Reise nach Malimba werden diese Creeks nur selten benutzt, während es bei Bootsfahrten von Kamerun nach Bimbia die Regel ist, daß man, anstatt den Seeweg zu wählen, entweder durch einen sogenannten „äußern" oder durch einen sogenannten „innern" Creek fährt. Bis zur Ankunft der

„Möwe" (am 31. December 1884) waren diese Creeks noch niemals von Dampfern benutzt worden. Es hat sich jedoch durch die mit der Dampfpinasse der „Möwe" angestellten Messungen und Lotungen die überraschende Thatsache ergeben, daß der innere Creek eine Fahr-Rinne von 4 Meter Tiefe bei Ebbe darstellt. Man möge jedoch nicht glauben, daß solche Creeks — in einer Zuschrift aus Norderney ward mir der Vorschlag gemacht, das deutsche Wort „Priel" dafür einzuführen — einem gewöhnlichen Flußlauf gleichen. Einesteils sind die Windungen so zahlreich und so scharf und anderenteils zweigen rechts und links so zahllos viele, ganz gleich aussehende andere Creeks ab, daß sich, wer nicht sehr gut Bescheid weiß, mit größter Leichtigkeit verirren kann. Ruft man in den Mangrovewald hinein, so antwortet anstatt menschlicher Stimmen bloß ein hohles Echo und weithin sichtbare Merkmale sind außer den nur bei klarem Wetter wahrnehmbaren Bimbia-Bergen in und bei diesem Labyrinth nicht vorhanden.

Den Uebergang von dem bei jeder Flut überschwemmten zu festerm Lande erkennt man daran, daß das Mangrove-Dickicht stellenweise mit Schilf und mit verschiedenen Pandanus-Arten durchsetzt ist. Am Kamerun-Fluß beginnt wirklich festes und eine mannigfaltigere Vegetation tragendes Land erst jenseit des Doctor- oder Mba-Creek der englischen Seekarte. Von hier aus weiter flußaufwärts reiht sich über den 10 bis 15 Meter hohen, steilen, aus Laterit und Thon bestehenden Ufergehängen ein Dualla-Dorf an das andere, während die Factoreien für gewöhnlich tief unten am Flusse gelegen sind. Von Südwest nach Nordost voranschreitend, finden wir am linken Flußufer die zu König Bells ursprünglichem Besitz gehörigen Dörfer Jacko-Town, Togoto-Town, Joss-Town, Moskoko-Town und Bell-Town, ferner die dem König Acqua gehörigen Dörfer William Quaan-Town, John Angua-Town, King Acqua-Town, Big Jim-Town, Goodday Acqua-Town, Indenne-Town, Black Acqua-Town, Joe Garner-Town, Makuri-Town und Mitom-Town sowie schließlich die dem Häuptling Jim Equalla unterthänigen Ortschaften Ned Dido-Town, Big Tom-Town, Philipp Dido-Town, King Dido-Town, Gorman-Town, Samson-Town und First Tom-Town. Des weitern folgt eine Anzahl kleiner Dörfer, die man Acqua-up-River-Towns nennt, sowie schließlich des Königs Acqua und des Häuptlings Jim Equalla Sklavendörfer, die sich bis zur Grenze des mit den

Dualla stammesverwandten und einen Dialekt derselben Sprache redenden Wuri-Volkes erstrecken. Die erste zu Wuri gehörige Ortschaft heißt Bonajero. An der rechten Seite liegen dicht am Flusse die mehr oder minder dem Häuptling Lock Prisso unterthänigen Dörfer Hickory-Town, Bell old King-Town, Green Joss-Town und Mortonville. Abseits vom Flusse finden sich an den vielen Creeks noch eine ganze Anzahl Dörfer, deren Aufzählung zu weit führen dürfte. Die zwischen König Bell und dem Häuptling Lock Prisso streitige Ortschaft Bonandalla hat auch mit Anlaß dazu gegeben, daß 1884 ein Bürgerkrieg ausbrach.

Die Dualla, deren Gesamtziffer nach Dr. Nachtigals und meiner Schätzung auf 26 000 bis 30 000 zu veranschlagen sein dürfte, wohnen zwischen stammverwandten Völkern, mit denen sie Handel treiben und mit denen sie durch verwandtschaftliche Bande noch enger verknüpft sind. Es sind das namentlich die Bassa-, Wuri-, Abo-, Mungo- und Bakwiri-Stämme. Seit dem vorigjährigen Bürgerkrieg sind jedoch die Grenzen insofern verschoben worden, als König Bell sich mit einem großen Teil seiner aus den verbrannten Dörfern geflüchteten Leute im Mungo-Land angesiedelt hat, wo er schon vorher einen entscheidenden Einfluß besaß. Ob die Bell-Leute nach Einkehr ruhigerer Verhältnisse sämtlich zu ihren alten Wohnsitzen zurückkehren werden, dürfte zum mindesten zweifelhaft sein.

Noch vor zehn Jahren konnte man behaupten, daß sämtliche Dualla zwei Königen, Bell und Acqua, unterthan seien. Neuerdings aber hat die niemals zu einer vollkommenen Monarchie ausgebildete königliche Macht solche Einbuße erlitten, daß Jim Equalla oder King Dido, welcher früher ein Häuptling König Acquas war, vollkommen selbständig geworden ist, daß Lock Prisso, ein Häuptling König Bells, die Selbständigkeit anstrebt und auch alle übrigen Orts-Häuptlinge bloß dann in vollem Maße gehorchen, wenn es ihnen grade so paßt. König Bells Familie — der Name lautet eigentlich Bela — ist die ältere und angesehenere, während König Acqua (oder Akwa, wie man eigentlich schreiben sollte) über einen zahlreichern, aber auch viel loser zusammenhängenden Anhang verfügt. Des gegenwärtigen Königs Bell (sein Personen-Name ist Ndumbe) hervorragendste Häuptlinge sind: Lock Prisso, Joss, Togoto, Moskoko, Jacko, King Fish und Jello Bell. König Acqua (sein Personen-Name ist Ndika, was in wörtlicher Ueber-

setzung „der Geizhals“ bedeutet) zählt dagegen Joe Garner, Black, Judenne, Big Jim, Acqua, Quaan, Makuri, Mitom, Captain John Acqua, Tobi, Young Black, William Quaan und John Augua zu seinen Untergebenen. Jim Equalla dagegen, der Nachfolger des von Bell- und Joss-Leuten ermordeten Charley Dido von Dido-Stadt, hat sich, wie bereits oben erwähnt wurde, vollkommen unabhängig gemacht. Da die Eifersucht zwischen den Königen und Häuptlingen deren Leitung und Beeinflussung durch die deutschen Beamten, Officiere und Kaufleute außerordentlich erschwert, so würden uns größere und mächtigere Königreiche viel erwünschter sein, als diese winzig kleinen Orts- und Interessengemeinschaften. Aber es hat den Anschein, als ob weit mehr Neigung zu fortschreitender Zersplitterung als zu einem engern Anschluß der verschiedenen Gruppen vorhanden wäre.

König Bells Dorf, König Acquas Dorf, Dido-Dorf und Hickory-Dorf sind unter allen vorhin aufgezählten Ortschaften die bedeutendsten. Obwohl König Bell nach dem Brande seines Dorfes zu den an den Mündungsarmen des Mungo-Flusses gelegenen Ortschaften Sorokú und Boadibó übergesiedelt ist, so sind bei König Bells Stadt doch noch vier englische Hulks (von R. und W. King, Lucas and Sons, Rider Son und Andrew und John Holt) im Strome verankert. Am Lande liegen eine Woermansche Factorei und oben auf der Höhe eine Zweigstation der englischen Baptisten-Mission, die, als sie von den Missionaren verlassen worden war, eine Zeit lang von Dr. Buchner bewohnt worden ist. Am Tage meiner Abreise von Kamerun machte ich noch einen letzten Spazirgang über die Trümmerstätte von Joss-Dorf, Togoto-Dorf und Bells Dorf. Man kann sich kaum etwas fremdartigeres vorstellen, als diese vom üppigsten Pflanzenwuchs umrankten Ruinen, in denen hunderte von Weihen und andern Raubvögeln zu nisten schienen. Selbst wenn an dieser Stelle keine Ansiedlung mehr entstehen sollte, wird man doch noch in Jahren erkennen können, daß hier ein paar große Ortschaften gestanden haben. Denn die ausgedehnten Bananenpflanzungen, die kleinen Haine von Kokospalmen und die soliden Lehmfundamente der niedergebrannten Hütten werden trotz aller Angriffe des rings umher wuchernden Buschwerks nicht verdrängt werden können.

Da sich zwischen König Bells Stadt und König Acquas Stadt ein kleiner Wasserlauf befindet, so kann man die halbstündige

Entfernung bloß bei tiefster Ebbe, wenn der Strand eine Strecke weit trocken ist, zu Lande zurücklegen, muß sich aber in allen übrigen Fällen eines Bootes bedienen. Bei König Acquas Dorf, welches von den Eingebornen Bonakú genannt wird (Bona bedeutet Dorf), sind bloß zwei Hulks (von Jantzen und Thormählen und von R. und W. King in Bristol) im Strome verankert. Die Hulks des Kamerun-Flusses, deren von Jahr zu Jahr weniger werden, sind bei weitem nicht so groß und nicht so elegant eingerichtet wie diejenigen in den Niger-Mündungen. Sollte, was nicht lange mehr dauern kann, auch die Hulk von Jantzen und Thormählen unbrauchbar werden, so würde auch diese deutsche Firma, wie das bereits von Woermann geschieht, das ganze Geschäft vom Lande aus betreiben. Nebenbei sei bemerkt, daß man an den Hulks, die sich frei um ihre Ankerkette bewegen, am besten erkennen kann, ob das Wasser aufwärts oder abwärts strömt. Denn bei Flut ist das Bugspriet flußaufwärts und bei Ebbe flußabwärts gerichtet. Am Strande von König Acquas Dorf liegen eine Nebenfactorei von Jantzen und Thormählen sowie die große Hauptfactorei (Wohnsitz des Hauptagenten für das Kamerun-Geschäft) von C. Woermann, während von der Höhe zwischen König Bells Dorf und König Acquas Dorf die weiß angestrichenen Gebäude der von einem englischen Missionar und einer englischen Lehrerin geleiteten Baptisten-Mission recht freundlich herunterwinken. Ein großer Uebelstand ist es, daß man überall am Kamerun-Fluß beim Landen bloß auf dem Kopf oder den Schultern eines Negers reitend ans Land gelangen kann. Und doch könnte dieser Uebelstand so leicht und mit so verhältnismäßig geringen Kosten durch die Anlage einer kleinen Pfahlbrücke ausgemerzt werden.

Bei den Ruinen von Hickory-Dorf und Old King Bell-Dorf befindet sich eine von einem Schwarzen verwaltete Baptisten-Mission und eine englische Factorei, während draußen im Strome eine englische Hulk verankert ist. Die Trümmer des in Backsteinen erbauten Hauses von Lock Prisso waren bei meiner Abreise die einzigen aus der Entfernung wahrnehmbaren Ueberreste der ehedem volkreichen Ortschaften. Wie es heißt, wäre Hickory-Dorf früher ein Sklavendorf gewesen und Niggery-Town genannt worden. Als aber Lock Prisso dorthin übersiedelte, habe er diesen Namen nicht beibehalten wollen und den Ort, einem Rate seiner englischen

Geschäftsfreunde folgend, Hickory-Town genannt. Dieses Wort wird von den Eingebornen Hegri oder Ekri ausgesprochen. Das Wort Negrey, welches schon auf einer Karte von 1699 steht, ist wahrscheinlich die ursprüngliche Bezeichnung.

Das Landschaftsbild, wie es sich vom Kamerun-Flusse, beispielsweise von der Woermannschen Factorei bei König Acquas Dorf gesehen, darstellt, ist weder besonders schön noch besonders mannigfaltig. Denn die gelbbraunen Ufergehänge des Flusses, die braunen Dächer der Eingebornen-Hütten und das sie umwuchernde Buschwerk bieten nicht sehr viel Abwechslung dar. Die wahrscheinlich nicht sehr hohen Bergketten am Oberlauf des Abo- und des Wuri-Flusses, die ich selbst erst nach dreitägiger Reise ins Innere vom Wuri- und Budiman-Land aus gesehen habe, können von Kamerun aus bloß bei ganz außergewöhnlicher Klarheit der Luft und auch dann nur undeutlich wahrgenommen werden. Selbst das gar nicht so sehr weit entfernte Kamerun-Gebirge vermag die Scenerie des Flachlandes nicht wesentlich zu beeinflussen. Bloß ein einziges Mal während meines ganzen dortigen Aufenthaltes habe ich von König Acquas Dorf aus eines Abends kurz vor Sonnenuntergang den großen Kamerun-Berg deutlich gesehen. Gewöhnlich bleibt das ganze Gebirge Wochen und Monate lang in Dunst und Nebel versteckt, und selbst dessen nächstgelegene Ausläufer, nämlich die Bimbia-Berge, pflegen sogar an klaren Tagen bloß morgens und abends sichtbar zu sein.

Zu längern Fußmärschen findet sich von den am Kamerun-Fluß gelegenen Factoreien aus nur wenig Gelegenheit. Denn abgesehen von der Dichtigkeit des Busches, durch den bloß die vielgewundenen schmalen Negerpfade hindurchführen, gelangt man jeden Augenblick an die Ufer von Creeks oder von sumpfigen Stellen, die in solcher Nähe des Meeres sehr viel häufiger sind, als weiter landeinwärts. Daß man von König Acquas Dorf aus zu Lande zum Lungasi-Fluß gelangen könne, ist mir, ohne daß ich dadurch überzeugt worden wäre, aufs entschiedenste bestritten worden. So viel mag allerdings richtig sein, daß die Sache wegen der zu passirenden Sümpfe mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein würde.

Der Pflanzenwuchs am Kamerun-Fluß erscheint dem aus Europa Kommenden üppig, ohne daß er jedoch nur im entferntesten mit demjenigen des Kamerun-Gebirges oder anderer

Tropenländer verglichen werden könnte. Hochwald kommt sozusagen nicht vor und über die ausgedehnten Buschcomplexe pflegen bloß vereinzelte oder in geringer Anzahl zusammenstehende Eriodendren, Mangobäume, Papayas, Oelpalmen, Kokospalmen u. s. w. emporzuragen. Am Boden wuchern vielfach Farne und auch ein ganz feines Gras, aus dem vielleicht einmal bei höherer Entwicklung des Landes Rasen-Teppiche hergestellt werden könnten. Den kletterartigen Samen und die feinen Stacheln einiger Sträucher vermag man, wenn man einige Zeit durch solches Dickicht spazirt, kaum mehr aus den Kleidern herauszubringen. Der Ackerbau, dem wegen der Dichtigkeit der Bevölkerung ein gar nicht geringer Teil des Bodens unterthan ist, der aber bei der ohnehin nicht fruchtbaren Beschaffenheit der ziemlich ausgesaugten Ackerkrume keinen so großen Ertrag bringt wie anderwärts, liefert hauptsächlich Bananen, Yams, Mandiocca, Coco, Bataten, Landespfeffer und Kürbisse. Apfelsinen und Citronen sind ziemlich selten. Auch beschränkt sich der Viehstand auf Ziegen, Hühner, Schweine, Hunde und nicht sehr zahlreiche Herden einer kleinen, wenig oder gar keine Milch gebenden Rindvieh-Rasse. Ueberall findet man eine und dieselbe Rasse einheimischer africanischer Hunde, die in vielen Gegenden, wie z. B. im Gebirge, als Leckerbissen zur Nahrung dienen. Diese Hunde sind am größten Theile des Körpers gelbbraun behaart, aber auch zuweilen am Bauch und untern Teil des Halses weiß. Von mittlerer Hundegröße, struppigem Haar, langen Ohren und scheuem Wesen, haben sie etwas schakalartiges, das sich, wenn sie in den Besitz von Europäern übergehen und besser gepflegt werden, teilweise verliert, ohne daß jedoch ein gewisser plebejischer Zug im Aeußern und im Charakter jemals ganz ausgemerzt werden könnte.

Von Moskiten und anderm Ungeziefer hat man in den Factoreien von Kamerun lange nicht so viel zu leiden, wie das eigentlich in Anbetracht der vielen nahegelegenen Sumpfgegenden erwartet werden könnte. Eines Abends wurden wir, als wir grade zu Tische saßen, von Tausenden von Eintags-Fliegen überfallen, die das Essen beinahe zur Unmöglichkeit machten. Sehr häufig sind auch die 1 bis 1½ Centimeter langen grünen „Gottesanbeterinnen“. Dann sah ich etwa 4 Centimeter lange Heuschrecken, die man selbst bei genauerer Betrachtung für einen vertrockneten Baumzweig hätte halten können. Ein schlagenderes

Beispiel für die Schauspielerkunst der Natur (mimicry nennt es Darwin) ist mir sonst nirgendswo vorgekommen. An Schmetterlingen und Käfern herrscht ein außerordentlicher Reichtum. Auch fehlt es nicht an Schlangen, obwohl man fast niemals hört, daß sie irgendwelches Unheil angerichtet hätten. Und doch habe ich bei König Bells niedergebrannter Stadt die wenigstens 3 Meter lange abgeworfene Haut einer Boa gefunden. Weit unangenehmer sind die großen, roten, zum Glück nicht sehr häufigen Treiber-Ameisen, die bisweilen auf ihren Wanderzügen eine Hütte, einen Viehstall oder dergleichen überfallen und alles, was sich darin befindet, zu schleuniger Flucht veranlassen. Von seltenen Tieren, die bisweilen von den Eingebornen zum Verkauf angeboten werden, möchte ich Zibethkatze, Ameisenfresser und die sehr seltene Seekuh erwähnen, die im Togoland als ein Fabeltier betrachtet wird.

Die Jahreszeiten befolgen in Kamerun die umgekehrte Reihenfolge wie in dem auch noch diesseit des Aequators gelegenen Gabun. Es rührt das daher, daß die Klimagrenze in dieser Gegend nicht genau mit dem Aequator zusammenfällt, sondern ungefähr zwei Breitegrade nördlicher liegt. Nach gewöhnlicher Annahme, die aber mit sehr vielen und häufig das Verhältnis beinahe auf den Kopf stellenden Ausnahmen zu rechnen hat, beginnen für Kamerun die Regengüsse im Mai, steigern sich bei starker Brise im Juli und August und pflegen gegen Ende September wieder nachzulassen. Im October gibt es bloß noch gelegentliche Schauer und im November beginnen die bei jedem Wechsel der Jahreszeiten täglich und namentlich abends auftretenden Tornados, die, wenn einmal der Harmattan genannte Landwind ganz ausbleibt, bisweilen aber mit langen tornadolosen Unterbrechungen bis Mai andauern. Die stärksten Tornados sind von Mitte April bis Mitte Mai beobachtet worden. December, Januar und Februar herrscht bei bisweilen Tag und Nacht wehendem Landwind schönes, obwohl warmes Wetter. Uebrigens habe ich selbst im Januar, also während der sogenannten Trockenzeit, außerordentlich starke Regengüsse beobachtet, worauf dann im Februar die Hitze sehr groß wurde. Hierbei möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß man nach westafricanischem Sprachgebrauch jedes mit starkem Winde verbundene Gewitter Tornado zu nennen pflegt.

Capitel II.

Mit Dr. Nachtigal ins Mungo-Land.

(Die vielfach verästelten Creeks. — König Bell im Exil zu Boadibó. — Der palmenbeschattete Mungo-Fluß. — Die Mungo-Ortschaften. — Balung und Bakundu. — Der Weg nach Adamaua und zum Congo. — Für Westafrica gibt es keine Reiseroutine. — Ratschläge für etwanige Forschungsreisende.)

Wegen der kriegerischen Unruhen, die das ganze Flußgebiet von Kamerun in einer gewissen Aufregung hielten, ist es mir nicht vergönnt gewesen, das sich am mittlern Lauf des Mungo-Flusses erstreckende Bakundu-Land durch eigne Anschauung kennen zu lernen, und ich habe mich darauf beschränken müssen, auf einer Reise, zu der Generalconsul Dr. Nachtigal mich eingeladen hatte, das am Unterlauf des Flusses gelegene Mungo-Land zu erforschen. Unsere Gigg wurde von 8 Missionsleuten gerudert und erhielt außerdem noch einen Stewart und einen als Dolmetscher fungirenden Dualla-Mann. Dieser letztere, der Rock Acqua hieß, war sehr stolz auf seinen mit einer großen Hahnenfeder geschmückten hellgrauen Filzhut und fragte mich mehrmals, ob ich ihm nicht seinen Namen mit Tinte vorn auf den Hut schreiben wolle.

Von König Bells Dorf erreichten wir in 1½ Stunden die Einfahrt in den an der andern Seite des Kamerun-Flusses mündenden Mungo-Creek. Des weitern fuhren wir 3 Stunden lang in westnordwestlicher Richtung durch einen schmalen Creek dahin, von dem in der Richtung nach Norden 9 und in der Richtung nach Süden nicht weniger als 18 Seitencreeks abzweigten. Von

den in nordwestlicher Richtung abbiegenden Creeks führten einige zu großen und volkreichen Dörfern, wie z. B. Yellow Prisso-Dorf, Long Pipe und Bonandalla. Schließlich begann, während die sich in endlosen Schlangenlinien dahinwindende Wasserstraße nur noch etwa 20 Schritte breit war, die Fahrt immer schwieriger zu werden. Der Inseln, die teils bloß mit Mangrove, teils auch mit Oelpalmen und Raphiapalmen bestanden waren, gab es in Unmasse. Fester Boden und Mangrovewurzel-Dickicht wechselten so häufig miteinander ab, daß man kaum zu sagen vermochte, wo der eine aufhörte und das andere begann. Streckenweise ging es, während die bloß bei Hochwasser benutzbare Wasserstraße nur noch 5 Schritte breit war, durch einen ununterbrochenen, von zahlreichen Vögeln belebten Oelpalmenwald, dessen elegante bis zu 2 Meter lange Blätter sich anmutig über die Wasserfläche hinüberbeugten. Mehrfach begegneten wir Fischerbooten oder hörten aus dem Walde den von unsern Rudern erwiderten Ruf einiger Bell-Neger, die hier Stöcke zum Häuserbau schnitten. Kurz vor der Ankunft in Boadibó lenkten wir in eine von Nord nach Süd verlaufende, von palmenbestandenen Ufern umsäumte und etwa 50 Schritte breite Wasserstraße ein.

Am östlichen Ufer liegt über der etwa 8 Meter hohen gelblichen Lehmböschung das Dorf Boadibó, in dem sich zur Zeit König Bell mit seinen Frauen und einem Teil seiner Leute aufhielt. Am Strande lagen mehrere buntbemalte Kriegscanoes, um welche sich badende Männer und Frauen lustig herumtummelten. Von Boadibó aus gelangten wir nach einstündiger Fahrt, während deren sich der große Boadibó-Creek links und der Babinga-Creek rechts abzweigten, zu dem an dieser Stelle etwa 80 Meter breiten, von der denkbar üppigsten Palmenvegetation beschatteten Mungo-Fluß, den wir nun an einem kleinen Inselchen vorbei eine Strecke weit hinauffuhren.

Grade als wir aus dem Mungo-Flusse hinaus in westlicher Richtung in den zu den Mungo-Dörfern führenden Creek hineinbogen, verkündeten Schüsse und Trommelwirbel die Ankunft eines kleinen Geschwaders von 4 Kriegscanoes, die Manga Bell, den Sohn des Königs, auf einer Reise nach Bomano begleiteten. In dem größten, etwa 1 Meter über die Wasserfläche emporragenden und von wenigstens 50 Menschen geruderten Canoe stand hochaufgerichtet Manga Bell, der, als er uns gewahr wurde, sein

Canoe an unser Boot heranrudern ließ. Manga Bell, der auch in Europa als eine imponirende Erscheinung angesehen werden würde, trug kurz geschnittenen Bart, ein mit einer Kokarde und einem Zahnstocher geschmücktes Käppchen, ein dunkelfarbenes Hüftentuch, ein etwas helleres Wams, über demselben einen großen Revolver und in der Hand einen englischen Officiersäbel. Das merkwürdigste an seiner ganzen Ausrüstung war ein aus Elfenbein gefertigtes hornartiges Instrument, von dem ein weißer Pferdeschweif herunterhing. Sollte er jemals in Gefahr geraten — so erzählte mir Manga Bell — oder aus irgend einem Grunde der Hülfe seines Volkes benötigen, so würde das Umhersenden dieses Hornes ausreichend sein, um jedermann zu den Waffen greifen zu lassen. Der am Steuer des Canoes sitzende Schwarze, der so etwas wie Manga Bells Adjutant zu sein schien, trug Husarenmütze und Cavalleriesäbel, während die sämtlichen Ruderer je ein Snider-Gewehr und einen Kriegshelm neben sich liegen hatten.

Die am Südufer des erwähnten Creeks gelegenen Mungo-Dörfer, zu denen wir 2 Stunden nach der Abfahrt von Boadibó gelangten, erinnern mit den sie umgebenden Cocospalmen-, Bananen- und Cassada-Pflanzungen an die freundliche Scenerie von Klein-Popo. Bei einem künstlich aufgeschütteten Hügel war man eifrig mit der Bearbeitung riesiger Eriodendren-Stämme beschäftigt, die nach vielen, vielen Monaten einmal Kriegscanoes werden sollten, und drunten am Wasser tummelten sich nicht bloß Dutzende der sehr großen africanischen Enten, sondern noch weit mehr kleine Kinder umher, die, obwohl sie teilweise erst 3 oder 4 Jahre alt sein mochten, dennoch schon ebensolche Amphibien zu sein schienen wie ihre Eltern. Seit dem zu Ende 1884 ausgebrochenen Bürgerkriege lebt Manga Bell mit dem größten Teil der Bell-Leute im Mungo-Lande. König Bell hat Mungo sozusagen unterjocht, indem er den Handelsverkehr mit den Buschleuten und Hintermännern des Mungo-Landes für sich mit Beschlag belegte. Wie die Dinge zur Zeit liegen, müssen die Mungo-Leute thun, was König Bell will. Aber da viele Verwandtschaftsbande und gemeinsame Interessen die beiden Stämme verknüpfen, so ist das Verhältnis ein durchaus freundschaftliches. Der erste König des sehr volkreichen Mungo-Landes heißt Essu und der zweite Szone, zu denen noch eine Anzahl Häuptlinge hinzukommen. Als Generalconsul Dr. Nachtigal am 10. Februar einen Schutzvertrag abschloß, bat man drin-

gend, daß er dem Orte zu einer eignen Factorei verhelfen möge. Die beiden Ufer des Creeks, an dem Mungo liegt, sind dem Ackerbau unterthan. Am Nordufer gewahrt man die braunen Dächer der Sklavendörfer.

Obwohl man von Mungo aus zu Fuß in 2 Stunden nach Mudeka gelangen kann, so sind wir doch auf dem vielfach geschlängelten Wasserwege 2½ Stunden unterwegs gewesen. Die Ufer des etwa 30 Schritt breiten Creek nehmen nach einer halben Stunde, nachdem man links einen andern großen Creek passirt hat, wieder den Charakter einer vollkommenen Wildnis an, deren Dickicht nur noch ab und zu mit Oelpalmen durchsetzt ist. Merkwürdigerweise sahen wir kein einziges Krokodil, deren es doch in der Lagune von Togo und Povo so sehr viele gibt. Etwa eine Stunde nach der Abfahrt von Mungo trat wieder mehr Mangrove auf und wir gelangten bald nachher, während in nordwestlicher Richtung das bläuliche Gebirge sichtbar wurde, zu einer großen seeartigen Wasserfläche, aus der sich eine busch- und baumbestandene Insel emporhob. Von den Officieren der „Möwe", die von Bimbia aus hierher gelangten, ist die Wasserfläche Möwe-See und die Insel Reiher-Insel getauft worden. Von Möwe-See bis Mudeka sind wir, indem wir einen halbkreisförmigen, sehr schmalen und seichten Creek verfolgten, noch über eine Stunde unterwegs gewesen. An einigen Stellen erlitten wir großen Aufenthalt dadurch, daß die Ruderer ins Wasser springen und das Boot über den Sand schieben mußten. Urplötzlich, als wir grade unter dem von beiden Seiten sich verengenden Laubdach hindurchfuhren, riß Dr. Nachtigal mich mit aller Gewalt zu seiner Seite herüber, und ich gewahrte dann, daß eine von einem Baumast herunterbaumelnde große Schlange dadurch, daß mein Helm ihren Kopf gestreift hatte, in perpendikelartige Schwingungen versetzt worden war.

Der Strand von Mudeka, an dem bloß zwei alte Canoes lagen, gleicht in Bezug auf Ungastlichkeit demjenigen von Mbinga. Es hat, glaube ich, eine Stunde gedauert, bis Dr. Nachtigal und meine Wenigkeit über den breiten, übelriechenden Schlickstreifen hinüber ans Land gelangten. Nachdem dann Gepäck und Ruder herausgenommen waren, wurde das Boot, damit die kommende Flut es nicht hinwegtreibe, mit mehrern Stricken an starken Mangrovebäumen festgebunden. Die beiden von Mungo-Leuten

bewohnten Ortschaften Mudeka und Mukunda sind zu Lande bloß 1½ Kilometer voneinander entfernt und auf Dr. Nachtigals Veranlassung wurden, damit der Abschluß des Vertrags nicht allzu viel Zeit in Anspruch nähme, die Häuptlinge von Mukunda (Ndumbe und Ntome) nach Mudeka beschieden, wo sich die beiden Häuptlinge Pape und Mussungo bereits zum Vertragsschluß bereit erklärt hatten. Bei dieser wie bei mancher andern Gelegenheit habe ich dem Generalconsul als eine Art von freiwilliger Secretär gedient.

Abgesehen von der selbst nach Negerbegriffen erstaunlichen Kleinlichkeit aller Verhältnisse war das Nachtlager von Mudeka, der vielen Moskiten und Ratten wegen, eines der unangenehmsten, das ich mit Dr. Nachtigal geteilt habe. Außer Palmwein, den man von Mukunda herbeischleppte (in Mudeka gibt es keinen), vermochten wir bloß einige Eier und Plantanen zu erstehen. Aber das unangenehmste war, daß unser beabsichtigter Marsch nach dem 5 Wegstunden entfernten Balung (über M'Pundo) auf ernstliche Schwierigkeiten stieß. Denn nach den bei den Eingebornen eingezogenen Erkundigungen konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß das von feindlichen Joss-Leuten besetzt gehaltene Mbundju bloß 1½ oder höchstens 2 Stunden entfernt war und daß wir an den Bewohnern von Mudeka, obwohl sich darunter 100 Männer befinden sollten, gar keine Stütze und keinen Rückhalt finden würden. Wir haben es daher, anstatt uns den ernstesten Verwicklungen auszusetzen, vorgezogen, am folgenden Tage nach Mungo zurückzukehren und alsdann den Mungo-Fluß soweit aufwärts zu befahren, als dies mit voller Sicherheit geschehen konnte. Ich selbst habe des Reichs-Commissars wegen, dessen Anwesenheit den Joss-Leuten nicht verborgen bleiben konnte, aufs entschiedenste zur Rückkehr gedrängt, während bei einem weniger hochstehenden Manne die Gefahr, angegriffen zu werden, viel geringer gewesen sein würde. War doch erst kurz vorher von den Abo-Leuten der Versuch gemacht worden, sich der Person des Admirals zu bemächtigen.

Am Mungo-Fluß folgen sich in der Richtung von Süden nach Norden die drei Landschaften Mungo, Balung und Bakundu. Die Scenerie des Mungo ist wegen der höhern Hügel und des zeitweilig von Elefantenherden durchstreiften Hochwaldes ein wenig großartiger als diejenige des Abo und des Wuri. Auf

dem kleinen Woermannschen Dampfer „Dualla“ ist Herr Wölber in 3½ Tagen zu der Stadt Bakundu-ba-Nambele, wo eine Baptisten-Mission von dem Mulatten Richards geleitet wird, und in 4 Tagen über Ndo hinaus bis zu jenen Stromschnellen gelangt, wo der Fluß sich zwischen Blöcken von schönem roten Granit hindurch Bahn bricht. Der ziemlich unreinliche Ort Bakundu besteht aus einer sehr langen Straße mit Häusern zu beiden Seiten, und zwar Häusern, die sich, wie man das sonst fast nirgendswo in Negerländern findet, dicht aneinander schließen. Ebenso wie im Wuri- und im Budiman-Lande gibt es in großer Anzahl Dju-dju genannte Fetischhäuser, nach denen man bei den Dualla vergeblich suchen würde.

Nördlich von Bakundu liegen die beiden vulcanischer Thätigkeit ihren Ursprung verdankenden Seen Balombi-ba-Kotta (von Comber und später von Rogozinski besucht) und Balombi-ba-Mbu (von Tomczek entdeckt). Wie weit jene Kette vulcanischer Bodenerhebungen, zu denen die Inseln Annabom, S. Thomé, Fernando Po und das Kamerun-Gebirge gehören, sich ins Innere erstreckt, ist zur Zeit nicht bekannt. Ginge man von den beiden Seen aus in nordöstlicher Richtung weiter ins Innere hinein, so würde man zunächst zum Stamm der Besarenganja und dann zur Landschaft Bajong gelangen. Diese letztere Landschaft ist die äußerste, von der sich bei den Küstenstämmen irgendwelche Kunde vorfindet. Ob jene zahlreichen Wasserläufe, die vom Adamaua-Land südwärts fließen, zum Stromgebiet des Congo gehören oder ob sie den Alt-Calabar-Fluß, die verschiedenen Zuflüsse des Rio del Rey, den Mungo, den Wuri, den Edea und den Moanja speisen, ist zur Zeit noch ungewiß.

Der auf unsern Landkarten weiß gelassene Rest des noch unbekannten und unerforschten Innern tritt nirgendswo in ganz Africa so außerordentlich dicht an die Küste heran, wie grade bei Kamerun. Welches Feld für den Reisenden, den kühnen Forscher! Schon nach wenig Tagen kann derjenige, dem es gelingt, durch die eifersüchtigen Küstenstämme hindurch seinen Weg zu erzwingen, seinen Fuß auf niemals vorher von weißen Männern betretenen Boden setzen. Er kann in wenig Wochen oder Monaten die geographische Wissenschaft derart bereichern, wie dies im ganzen übrigen Africa nur noch mit einem Aufwand von ebenso viel Jahren möglich ist. Zwei Wege sind es vor allem,

die, nachdem man die Küste verlassen, schon binnen weniger Tage und alsdann auf der ganzen weitern Strecke durch völlig unerforschtes Land führen würden. Der eine geht von Kamerun nach Adamaua, der andere von Kamerun zum Congo. Die großen Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung beruhen auf der Eifersucht der Küstenstämme und der Kargheit aller Lebensmittel.

Ob man durch geschicktes Palaveriren mit den Eingebornen weiter gelangt, als die bisherigen Forscher gelangt sind, ist nicht bloß eine Glückssache, sondern auch eine Sache, die bestenfalls doch eine außerordentlich lange Zeit in Anspruch nehmen würde. Weit besser wäre es, wenn man in Lagos mohamedanische Haussas anwürbe und mit einer wohlbewaffneten Truppe schwarzer Soldaten und Lastträger vordränge. Kru-Leute eignen sich bekanntlich bloß zu Lastträgern und nicht zu Soldaten. Aber leider ist die von der englischen Colonialregierung bloß unter besondern Umständen und nach Hinterlegung einer großen Caution gestattete Anwerbung von Haussas fast noch schwieriger als diejenige von Kru-Leuten. Auf die Dienste der Eingebornen angewiesen zu sein, ist eine Quälerei, welcher sich nur derjenige aussetzen wird, der in anderer Weise gar keine Lastträger anzuwerben vermag. Denn die Eingebornen begleiten den Reisenden niemals auf einer größern Strecke, sondern bestenfalls bis zur zweiten oder dritten Ortschaft, wo man dann abermals Lastträger anwerben muß. Und wenn dann die schlauen Schwarzen sehen, daß der Weiße, der doch seine vielen Dutzend Kisten und Warenballen nicht auf halbem Wege zurücklassen kann, um jeden Preis Träger haben muß, so stellen sie naturgemäß die unverschämtesten Forderungen.

Und dann leiden auch die meisten westafricanischen Eingebornen nicht grade an einem Uebermaß von Mut. Man kann ihre natürliche Feigheit und den Widerstand, den sie bei jedem kleinsten Anlaß erheben, bloß dadurch überwinden, daß man Leute aus andern Gegenden (also z. B. Haussas oder Krus) mit sich nimmt, die ohne die Hülfe und den Willen des Weißen nicht wieder in ihre Heimat würden zurückkehren können. Aber selbst wenn man eine zahlreiche Truppe von Haussas und Kru-Leuten mit sich führte, würde man der Dienste der Eingebornen dennoch nicht entraten und ein umständliches Palaveriren keinesfalls ganz vermeiden können. Denn erstens erheischt es das eigene Interesse des Reisenden, daß er sich mit den Eingebornen auf freundschaft-

lichen Fuß setzt, weil sie andernfalls, wenn Mißtrauen wegen ihrer Handels-Interessen und religiöser Aberglaube in ihnen aufsteigen, nicht bloß einen Angriff wagen, sondern auch allerlei Schwierigkeiten in den Weg legen könnten. Zweitens bedarf der Reisende mit äußerster Notwendigkeit der ab und zu zu wechselnden Führer, weil die bei Reisedilettanten vorherrschende Ansicht, als ob man mit dem Compaß in der Hand durch das vielverschlungene Dickicht des Urwaldes seinen Weg finden könne, schon am ersten oder zweiten Tage Schiffbruch leiden würde. Und drittens ist man betreffs der Lebensmittel beinahe einzig und allein auf den guten Willen der Eingebornen angewiesen.

Lebensmittel, die man selbst mitnehmen wollte, würden keinesfalls länger als bei allergrößter Vorsicht für etwa einen Monat ausreichen. Die Kru-Leute werden an der Küste gewöhnlich mit Reis gefüttert und erhalten davon pro Tag und Mann ein Pfund (etwa zwei Wassergläser voll). Nun kann aber ein Kru-Mann auf längere Strecken keinesfalls mehr als 30 Kilogramm Gewicht tragen, und in Anbetracht des vielen Zeuges und der sonstigen Waren, die man mit sich nehmen muß, würde man doch allerhöchstens die Hälfte der Träger mit Lebensmitteln belasten können. Die Versorgung mit Lebensmitteln ist thatsächlich eine sehr heikle Frage. In manchen Binnenlands-Ortschaften ist es mir nicht einmal möglich gewesen, für meine wenigen Leute, deren Zahl sich doch niemals auf mehr als höchstens 25 belief, Lebensmittel zu erstehen. Wie aber erst, wenn man mit einer größern Truppe vorzudringen versuchte. Und einer sehr viel zahlreichern Truppe wird derjenige, der von Kamerun aus nach Adamaua oder zum Congo vordringen will, jedenfalls bedürfen, und zwar nicht bloß um einen etwanigen Widerstand der auf ihr Handelsmonopol eifersüchtigen Küstenstämme zu brechen, sondern auch um jene zahlreichen und kriegerischen Völkerstämme passiren zu können, die weiter landeinwärts wohnen.

In Bezug auf diese Völkerstämme besteht zwischen dem nördlichen und dem südlichen Kamerun-Gebiet ein sehr großer Unterschied. Denn während sich im nördlichen Kamerun-Gebiet die Sippen der handeltreibenden und um ihr Handelsmonopol besorgten Schwarzen so weit ins Innere hinein erstrecken, als man von diesem Innern überhaupt Kenntnis hat, gelangt man im südlichen Kamerun-Gebiet je nach dem Ausgangspunct der Reise schon nach 5- bis

12tägigem Marsch zu dem großen, von europäischer Cultur noch wenig beleckten und angeblich dem Menschenfraß huldigenden Volke der Fan. Dr. Lenz hat es erfolgreich versucht, sich mit den Fan auf freundschaftlichen Fuß zu setzen, aber bis zu welchem Grade das möglich ist, vermag ich nicht anzugeben.

Wer an eine Reise ins Innere denkt, sollte zuerst mit Hülfe der an der Küste wohnenden Kaufleute die Bekanntschaft der einflußreichsten Könige und Häuptlinge machen und sich, wenn nicht die Begleitung, so doch wenigstens die Hülfe eines der mächtigern Könige und außerdem die Dienste eines oder mehrerer englisch sprechenden Dolmetscher zu sichern suchen. Wenn auch die Macht der Küsten-Könige und Küsten-Häuptlinge nicht sehr weit ins Innere hineinreicht, so dienen sie doch als eine Art von lebendiger Empfehlungskarte und verstehen es am besten, die Eingebornen darüber, daß man keinen Handel treiben wolle, zu beruhigen. Als Ausgangspunct für eine Expedition nach Adamaua würde ich Bakundu und als Ausgangspunct für eine solche zum Congo Groß-Batanga empfehlen. Von wahrlich nicht zu unterschätzender Bedeutung sind die Dienste der an der Küste lebenden Kaufleute. Denn wenn auch dieselben über das Innere noch viel weniger als die eingebornen Häuptlinge Bescheid wissen, so sind es doch fast lauter weltkluge, im praktischen Leben geschulte und durch langjährigen Umgang mit den Schwarzen in deren Sinnesart eingeweihte Leute. Wie häufig habe ich diese Kaufleute ironisch über jene Africa- und Forschungsdilettanten lächeln sehen, die zu Zeiten herangetänzelt kommen, als ob sie allein schon durch die Thatsache einer Reise nach Africa große und berühmte Männer geworden wären — um, wenn das erste Fieber sie trifft, binnen weniger Tage, Wochen oder Monate schmachvoll zurückzukehren. Die Factoreien an der Küste sind die von der Natur gegebene Operationsbasis, von welcher der Forschungsreisende ausgehen, auf welche er sich stützen muß.

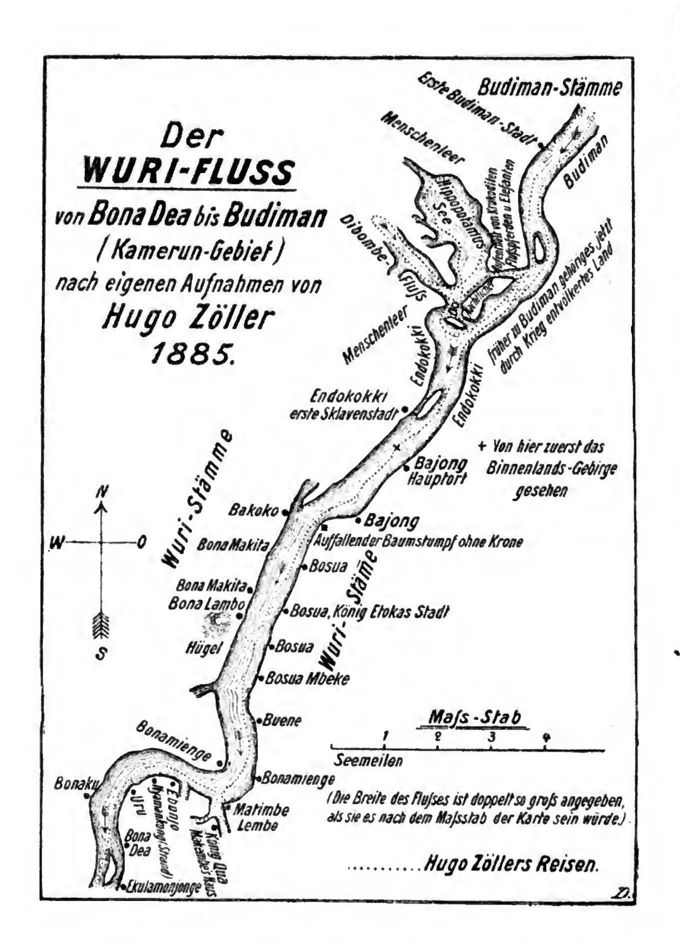
Für Ostafrica, von wo die meisten Reisenden ins Innere von Africa ausgegangen sind, hat sich seit vielen Jahrzehnten eine nicht zu unterschätzende Routine herangebildet, die grade im mittlern Westafrica noch beinahe vollständig fehlt. Während für Ostafrica die Art und Weise, wie der Reisende Träger anwerben und sich ausrüsten muß, als etwas sozusagen Feststehendes gegeben ist, müßte für Kamerun der Codex des Reisens ins Innere erst geschaffen

werden. Mit welchen Mitteln alles bisher Erreichte erzielt worden ist, wird der geneigte Leser aus meinen Schilderungen zur Genüge ersehen haben. Aber bei dem bisher Erreichten, welches ja doch noch sehr wenig ist, können wir nicht stehen bleiben. Und wer weiter vordringen will, als Saker, Burton, Buchholtz, Reichenow, Grenfell, Comber, Rogozinski, Tomczek, Consul Schultze, Nachtigal, Buchner, Wölber, Schmidt oder meine Wenigkeit dies gethan haben, für den dürften die bisher benutzten Reisemittel nicht ausreichend sein. Ich beispielsweise bin fast ausschließlich mit Kru-Leuten, die ich beim Lichten des Waldes von Eingebornen unterstützen ließ, und mit einem solchen Vorrat von Lebensmitteln vorgedrungen, daß ich in dieser Hinsicht die Dienste der Eingebornen nicht grade unumgänglich in Anspruch zu nehmen brauchte. Aber es liegt auf der Hand, daß man mit solcher Ausrüstung höchstens einige Wochen lang gradeswegs ins Innere vordringen kann und jedesmal nach je einem Monat wieder die Küste berühren muß.

Eine sehr wichtige Sache ist die richtige Ausstattung mit den als Tauschobjecte zu verwendenden Waren, unter denen Manufacturwaren, Tabak und einiger Schmuck wohl stets die hervorragendste Rolle spielen werden, während Rum und Pulver in Anbetracht ihres Gewichtes zu wenig Kaufkraft haben. Mit allen Dingen, die zu seinem eigenen Gebrauche und Comfort gehören, namentlich mit Zelt, Feldbett, Kleidern und wissenschaftlichen Instrumenten, wird der Reisende sich schon in Europa ausrüsten müssen, während er über die richtige Auswahl der Manufacturwaren u. s. w. bloß an Ort und Stelle ausreichende, die Geschmacksrichtung der betreffenden Negerstämme berücksichtigende Auskunft erhalten kann. Als Waffen dürften Winchester-Repetirgewehre sowie außerdem etwa noch eine Jagdbüchse und ein Elefantengewehr mit Expansionsgeschossen allen andern vorzuziehen sein.

Bis zur Besitzergreifung des Kamerun-Gebiets durch die Deutschen haben sich mit wenigen Ausnahmen bloß Engländer und namentlich englische Missionare um dessen Erforschung verdient gemacht. Sie haben, wenn auch bloß mit dem Compaß, den Lauf der meisten in das Aestuarium von Kamerun mündenden Flüsse und Creeks (Mungo, Abo, Wuri, Lungasi, Donga, Edea) bis zu deren Stromschnellen festgestellt, während es allerdings dem Verfasser vorbehalten blieb, als der erste Weiße die Katarakte

des Moanja- oder Batangastromes zu erreichen. Bloß am Mungo waren Comber, Rogozinski und Tomczek schon zur Zeit der deutschen Besitzergreifung in nordwestlicher Richtung eine Strecke weit über die Stromschnellen hinaus vorgedrungen. Seit nun die Deutschen begonnen haben, Schutzverträge abzuschließen, ist auch dem Binnenlande von Kamerun mehr Aufmerksamkeit zugewandt worden, und Dr. Nachtigal, Dr. Buchner, Herr E. Schmidt, Herr Wölber, Herr Consul Schultze, Herr Stein, die Commandanten der verschiedenen Kriegsschiffe und der Verfasser haben bereits manche Lücke der vorhandenen Karten ausgefüllt und manchen Fehler verbessert.


Der
WURI-FLUSS
von Bona Dea bis Budiman
(Kamerun-Gebiet)
nach eigenen Aufnahmen von
Hugo Zöller
1885.
Budiman-Stämme
Erste Budiman-Stadt
Menschenleer
Budiman
Hippopotamus See
Dibombe-Fluss
früher zu Budiman gehöriges, jetzt durch Krieg entvölkertes Land
Menschenleer
Endokokki
Endokokki
Endokokki erste Sklavenstadt
+ Von hier zuerst das Binnenlands-Gebirge gesehen
Bajong Hauptort
Wuri-Stämme
N
W
O
S
Bakoko
Bajong
Bona Makita
Auffallender Baumstumpf ohne Krone
Bosua
Wuri-Stäme
Bona Makita
Bona Lambo
Bosua, König Etokas Stadt
Hügel
Bosua
Bosua Mbeke
Buene
Mafs-Stab
1
2
3
4
Seemeilen
Bonamienge
Bonaku
Bonamienge
(Die Breite des Flusses ist doppelt so grofs angegeben, als sie es nach dem Mafsstab der Karte sein würde.)
Uru
Ebonjo
Matimbe
Lembe
Bona Dea
König Qua Qua
...........Hugo Zöllers Reisen.
Ekulamonjonge
D.

Capitel III.

Africanische Jagd-Abenteuer.

(Reiseziel und Ausrüstung. — Der Wuri-Fluß. — König Qua Makembe. — Menschen- und Krokodilschädel. — Die Vogelwelt. — Menschenleeres, im Kriege verwüstetes Land. — Unter den feindlichen Bewohnern des Budiman-Landes. — Ende unseres Vordringens. — Eine Nacht unter Flußpferden, Krokodilen und Elefanten. — Zu 13 Mann in einem Boot geschlafen. — „Auf Wache" in Africa. — Nächtlicher Alarm: „Drei feindliche Canoes." — Klar zum Gefecht. — Ein verliebtes Rendez-vous vorsündflutlicher Tiere. — Unser Boot in Gefahr, zertrümmert zu werden. — Die Stimmen des Urwaldes. — Das Trompeten der Elefanten. — Die jagdbaren Tiere unserer westafricanischen Colonieen. — Der schwarze Jäger Small Bonny Dido. — Der Hippopotamus-See. — Ganze Gesellschaften von Flußpferden. — Eine Fahrt auf dem Dibombe-Fluß. — König Etoka von Bosua.)

Die nachstehend geschilderte hochinteressante Fahrt auf dem obern Wuri-Fluß habe ich in Gemeinschaft mit Herrn Lieutenant zur See v. Malapert und Herrn Seconde-Lieutenant v. Etzel unternommen. Unsere ursprüngliche Absicht war es, trotz des Ausbruchs kriegerischer Unruhen so weit wie nur irgend möglich in dem bloß wenige Male von weißen Männern besuchten Budiman-Lande vorzudringen. Da jedoch die uns begleitenden Neger schon am dritten Tage durch die Feindseligkeit der mit Steinschloßgewehren bewaffneten und die Ufer besetzt haltenden Eingebornen dermaßen eingeschüchtert wurden, daß sie weder mit Ausdauer zu rudern vermochten noch auch sich im Notfalle hätten verteidigen können, so mußten wir darauf verzichten, die Strom-

schnellen des Wuri zu erreichen, und haben dann die vom Urlaub meiner Begleiter noch übrig bleibende Zeit der Jagd auf Flußpferde gewidmet, zu der wir allerdings in Ermangelung von Explosions- oder der neuerdings vorgezogenen Expansionsgeschosse bloß in ungenügender Weise vorbereitet waren. Als Fahrzeug diente uns eine sehr große Gigg, welche ich mit acht zu 5 ℳ Tagelohn pro Kopf in Dienst genommenen Missions-Negern, mit einem Führer und einem Dolmetscher bemannt hatte und die außerdem noch für 5 bis 6 Tage Lebensmittel trug. Meine sämtlichen Schwarzen waren mit Percussions- und Steinschloßgewehren bewaffnet, während Lieutenant v. Etzel Mauser-Büchse, Lieutenant z. S. v. Malapert und meine Wenigkeit dagegen Winchester-Repetir-Gewehre (leider sehr kleines und für Flußpferde nicht ausreichendes Kaliber) führten.

Der Pflanzenwuchs am Unterlauf der westafricanischen Flüsse gleicht sich in solch überraschender Weise, daß, wer einen von diesen Wasserläufen gesehen hat, auch bei einem weit entfernten zweiten Fluß die Aufeinanderfolge der verschiedenen Pflanzenarten ohne Schwierigkeit im voraus bestimmen kann. Ganz unten an den vielfach verschlungenen Creeks des Mündungsdeltas behaupten undurchdringlicher Mangrovebusch und ebenso undurchdringlicher Mangrovewald eine unumschränkte Herrschaft. Ein wenig höher aufwärts auf etwas trocknerm Boden finden wir, obwohl noch untermischt mit Mangrove, mehrere Pandanus-Arten. Dann folgen Pandanus und Schilf, und schließlich, wo das feste Land beginnt, Oelpalmen oder auch Cocospalmen.

Ich übergehe die Schilderung der Flußfahrt bis zu jenem Puncte, wo Abo und Wuri ihre Gewässer vereinigen. Der Abo, obwohl häufiger befahren und viel besser bekannt als der Wuri, tritt doch so sehr hinter den letztern zurück, daß dieser mit Fug und Recht als der Hauptstrom angesehen werden darf, zu dem sich der Abo ähnlich verhält wie die Mosel zum Rhein. Die Scenerie des Abo-Landes ist hübsch, aber nichts weniger als großartig: Mit lichtem Wald bestandene niedrige mamellenförmige Hügel, in den flachen Thälern sehr viel Palmen und am Horizont Waldprofile. Baobabs oder Affenbrotfruchtbäume, die am nahegelegenen Wuri so sehr häufig sind, scheinen im Abo-Lande nicht vorzukommen.

Das Landschaftsbild am Zusammenfluß des Abo und Wuri

und namentlich auch eine kleine Strecke weiter den Wuri-Fluß aufwärts ist, da rings herum hübsch bewaldete Hügel liegen, eines der reizendsten, die ich mich in Westafrica gesehen zu haben entsinne. Die Ufer sind teils mit lichtem Hochwald bestanden, teils in solch ausgiebiger Weise zum Anbau von Cassada, Mais, Kürbissen, Plantanen, Oelpalmen u. s. w. ausgenutzt, wie dies bei dem nichts weniger als fruchtbaren und auch durch allzu ausgiebige Benutzung ausgelaugten Boden am Unterlauf des Flusses gar nicht vorkommt. Die Vegetation am mittlern und obern Mungo, Abo, Wuri u. s. w. ist sowohl von derjenigen im untern Flußgebiet als auch im einzelnen je nach den Landschaften sehr verschieden. So bilden z. B. am Mungo und am Abo Eriodendren oder Wollbäume (Silkcottontrees), am Wuri dagegen die sonst in dieser Gegend nicht vorkommenden Baobabs oder Affenbrotfruchtbäume die Riesen des Waldes.

Während die Bewohner des Togo-Landes ihre Lagunen und Flüsse durch Fischzäune absperren, bedienen sich die Anwohner des Wuri, des Abo, des Mungo u. s. w. eines andern Mittels, um den Fischreichtum dieser Gewässer nutzbar zu machen. In geringer Entfernung von einander sieht man am Ufer, und zwar halb im Wasser stehend kleine aus Bambusstäben gefertigte Häuschen oder Käfige, in denen ein Köder angebracht ist. Fällt das Wasser beim Eintreten der Ebbe oder zerrt ein besonders großer Fisch am Köder, so schließt eine Klappe den Käfig und die Insassen sind gefangen. Uebrigens soll, wie ich von den Eingebornen in Erfahrung brachte, der Aufwärtsstrom zur Zeit der Flut nicht viel weiter als bis Bonaku und Uru wahrnehmbar sein. Unter den Fischen, die mir gezeigt wurden, schien mir der häufig vorkommende elektrische Wels, bei dessen Berührung man einen leichten Schlag empfindet, der interessanteste zu sein.

Das Gebiet des Wuri-Stammes, das mit seiner letzten Ortschaft Bonajero an die Sklavenstädte der Dualla angrenzt, untersteht verschiedenen Königen, von denen nächst dem später zu erwähnenden König Etoka von Bosua der über Matimbe Lembe, Bonamienge, Sikabundju und Bonaku herrschende König Qua Makembe der mächtigste ist. Als wir bei Anbruch der abendlichen Dämmerung am Strande von Matimbe Lembe an Land stiegen, rieten uns die Eingebornen, obwohl sie uns gern bei sich behalten hätten, dennoch, den weitern Weg zu Qua Makembes an einem

Seitenarm des Flusses gelegener Wohnung nicht zu scheuen, weil der König sonst beleidigt sein würde. Die rasende Strömung des Seitenarmes, in den wir jetzt einlenkten, ließ unser Boot, ohne daß gerudert zu werden brauchte, mit unheimlicher Geschwindigkeit dahinschießen. Glücklicherweise dauerte die Sache nicht lange, und nachdem wir auf das flehentliche Bitten unserer furchtsamen Ruderer einen zweiten Seitenarm, der angeblich von Flußpferden wimmeln sollte, unbeachtet gelassen hatten, empfing uns mit vielem Händeschütteln der wild aussehende aber sehr freundliche Herrscher des Landes. Während die liebe Dorfjugend unsere Gewehre, die Ruder und einen Teil des Gepäcks tragen durfte, ging es einen 10—15 Meter hohen Abhang hinan zur königlichen Wohnung, in der uns ein auffallend geräumiges und wohnliches Gemach angewiesen wurde. Der König bestand anfänglich darauf, eine Ziege zu schlachten — es gilt das, da der Wert einer Ziege sich auf 40—50 M stellt, als etwas außerordentliches —, begnügte sich aber auf unser Zureden mit dem Geschenk einiger Hühner, Eier, Plantanen u. s. w. Nachdem durch einige mit Palmöl gespeiste Dochte die Hütte erhellt worden war, begann der König mit liebäugelndem Blick unsere Vorräte zu mustern und mit freundlichem Grinsen von dem ihm vorgesetzten Genever, Kümmel, Bier, Thee und Rotwein zu kosten. Sein demnächstiger Katzenjammer wird, da er sich auch noch den bisher unbekannten Genuß einer halb gerauchten und halb verspeisten Cigarre gestattete, von der allergründlichsten Art gewesen sein. In Wuri wird Tabak zwar ziemlich viel geschnupft, aber gar nicht geraucht. Ein am folgenden Morgen unternommener Spazirgang führte uns zu einer als Fetischhaus dienenden und von Ruhebänken umgebenen offenen Halle, von deren Decke 15 Menschen- und 6 Krokodilschädel herunterhingen. Möglich wäre es auch, daß sich unter dem, was ich von außen gesehen — und ins Innere wollte man uns nicht gern hineinlassen — für Menschenschädel hielt, auch einige Affenschädel befunden hätten.

Bei der weitern Fahrt auf dem Wuri-Fluß bemerkte ich zu meinem großen Unbehagen, daß am vorigen Tage die vielen Gewehre dicht bei dem Schiffs-Compaß verstaut gewesen waren, sodaß ich also meine sorgfältigen Beobachtungen verwerfen mußte und erst von hier aus mit dem Entwurf einer zuverlässigen Kartenskizze beginnen konnte. Wir hatten während des ganzen Tages

eine schöne grade Wasserlinie von etwa 200 Meter Breite vor uns, von der sich nur noch selten die am Unterlaufe so sehr häufigen Seitenarme abzweigten. Wegen der sehr starken Strömung (3/4 bis 1 1/2 Knoten Fahrt) vermochten wir höchstens eine Seemeile in der Stunde zurückzulegen. An schmalen Stellen, wo die Strömung besonders reißend war, konnten wir, trotzdem bald diese bald jene Uferseite aufgesucht wurde, mit den faulen Ruderern kaum vorüberkommen. Die Leute bei ihrer Ehre zu fassen, war ganz unmöglich; man erreichte bloß etwas, wenn man die Magenfrage mit ins Spiel zog und mit dem Ausfall einer Mahlzeit drohte. Der vielen und weit vorspringenden Sandbänke wegen mußte häufig im Zickzack gefahren werden, wodurch auch sehr viel Zeit verloren ging. Obwohl unser Boot bloß zwei Fuß Tiefgang hatte, so gerieten wir doch mehrfach auf den Sand, und es half dann nichts anderes, als daß auch wir Weiße ins Wasser sprangen, um, beim Vorwärtsschieben selbst Hand anlegend, die säumigen Schwarzen anzuspornen. Allerdings war es grade die trockenste Jahreszeit und man erzählte uns, daß 3 Monate später, wenn das Wasser stiege, selbst Boote von großem Tiefgang überall würden verkehren können.

Von der Fauna des Landes zeigte sich uns bloß die Vogelwelt. In ganzen Scharen sahen wir kleine grüne oder auch etwas größere graue rotgeschwänzte Papageien, die in einem Teil von Westafrica ebenso häufig zu sein scheinen wie bei uns die Krähen oder Sperlinge. Dann erblickten wir auch häufig schneeweiße Reiher, Pfeffervögel oder wunderbar schön metallgrün gefärbte Eisvögel von der Größe unserer Krammetsvögel. Zu andern Zeiten wurde man durch große Flüge von Schwalben, wilden Gänsen oder andern auch bei uns vorkommenden Zugvögeln überrascht. Ich bin überzeugt, daß ein großer Teil der geflügelten Fauna, die wir hier am Wuri-Fluß sahen, im Sommer nach Deutschland zieht. Das Gezücht der Raubvögel ist namentlich durch sehr große Weihen vertreten.

Dem Dorfe Bosua gegenüber liegt ein vereinzelter Hügel. Im übrigen täuschten wir uns mehrfach betreffs der vermeintlichen Höhenzüge, indem das, was wir als Terrainwellen anzusehen geneigt gewesen waren, sich beim Näherkommen als hochstämmiger und die übrige Vegetation überragender Wald erwies. In diesem dicht bevölkerten Lande reihte sich Dorf an Dorf, und zwar führ-

ten auffallenderweise jedesmal mehrere zu beiden Seiten des Flusses gelegene Dörfer einen und denselben Namen, wie z. B. Bosua, Bona-Makita (Bona bedeutet Dorf oder Ortschaft), Bajong, Endokokki u. s. w. Ebenso wie im Dualla-Land lagen auch hier die Sklavendörfer eine kleine Strecke abseits von den Ortschaften der Freien. Sobald man uns gewahr wurde, sammelten sich die Bewohner in großen Haufen am Strande, sodaß die Ufer beinahe ebenso belebt waren, wie wenn unser Kaiser aus besonderm Anlaß eine Festfahrt auf dem Rhein unternommen hätte. In einigen Dörfern beobachtete man unsere Vorüberfahrt mit unheimlichem Schweigen, in andern wurde unser freundlicher Gruß freundlich erwidert; aber meistens schrie das Volk so wild durcheinander, daß es den Anschein hatte, als ob man uns durchaus nicht mit sehr freundlichen Blicken ansähe. Solche Gefühle, wenn sie wirklich vorhanden waren, rühren wohl vorwiegend daher, daß jeder Neger oder wenigstens jeder sich mächtig und vornehm dünkende Neger ein Anrecht auf den Besuch und auf die Geschenke des an seiner Wohnung vorüberziehenden Fremdlings zu haben glaubt. Und um das Maß der Entrüstung voll zu machen, hatten wir, da es bereits der dritte Reisetag war, keinen Anstand genommen, sogar Bosua, das Residenzdorf des mächtigen Wuri-Königs Etoka, gänzlich unberücksichtigt zu lassen. Wir hatten uns damit begnügt, in allerdichtester Nähe vorüberzufahren und den Leuten zuzurufen, daß wir ihre guten Freunde seien. Dabei war es uns aufgefallen, daß viele Häuser mit großen weißen Wandmalereien verziert waren, die, soweit wir den Sinn dieser kindischen Fratzen zu enträtseln vermochten, europäische Kaufleute, Matrosen und auch Tiere, wie z. B. Krokodile, darzustellen schienen. Der 6 bis 8 Meter hohe Uferkamm wurde an vielen Stellen durch breite, als Wege benutzte und zum Wasser hinunterführende Einschnitte durchbrochen. Mehrfach liefen die Leute, als wir näher kamen, diese Abhänge hinunter, sprangen in ihre Canoes und leisteten uns in gemessener Entfernung eine ganze Strecke weit Gesellschaft.

Die Scenerie ist von derjenigen des Mungo-Flusses gänzlich verschieden. Ueber die Ufer des untern Mungo, an denen es nur sehr wenig menschliche Ansiedlungen gibt, beugen sich in ununterbrochenem Dickicht die eleganten Kronen der Oelpalmen hinüber, sodaß man vom Wasser aus gar keine eigentlichen Ufer, sondern bloß Pflanzengrün zu sehen bekommt. Ganz anders am

Wuri-Fluß, wo die steilen gelben Lehm-Ufer in beinahe ununterbrochener Reihenfolge Dörfer und Pflanzungen, aber bloß sehr wenig Wald tragen.

Von Bajong aus bemerkten wir zum erstenmal, und zwar gradaus vor uns ein wahres und wirkliches Gebirge, das sich trotz der nebligen Luft mit großer Deutlichkeit vom Horizont abhob. Es kann dieses Gebirge, durch das sich der Wuri-Fluß in den von uns gesuchten Stromschnellen seinen Weg bahnt, kaum etwas anderes sein, als die äußerste der den Westabhang des innerafricanischen Hochplateaus umgebenden Bergketten. An einzelnen Stellen des südlichen Kamerun-Gebiets liegt dieser Abhang der Küste so nahe, daß man ihn in einem guten Tagemarsch erreichen könnte und auch von der See aus mit Deutlichkeit wahrnimmt.

Als wir uns, um einen zweiten Führer in Dienst zu nehmen, dem Dorfe Bajong näherten, saß, halb vom Wasser umspült, auf dem Sand des Ufers ein aussätziges Weib oder, besser ausgedrückt, eine einzige Masse von Beulen — der scheußlichste Anblick, den man sich nur vorzustellen vermag. An die Pfosten der Wohnung des Ortshäuptlings hatte man einige Ketten tragende Sträflinge angebunden, über deren Vergehen wir nichts in Erfahrung zu bringen vermochten.

Endokokki scheint die nördlichste Ortschaft des Wuri-Landes zu sein. Dort, wo der von Nordwesten kommende Dibombe-Fluß in den Wuri einmündet, macht der letztere eine leichte Biegung nach Nordost. Das durch diese Biegung an zwei Seiten vom Strom umschlossene Gebiet wurde früher von Budiman-Leuten in Anspruch genommen. Nachdem aber die Wuri-Stämme diese Strecke eroberten, ist sie bis jetzt, da die Wuri doch nicht den Mut haben, sich hier niederzulassen, unbewohnt geblieben. Die Wuri-Häuptlinge wünschen, seit sie so viel von den Deutschen gehört haben, daß das Land ihnen von diesen in aller Form Rechtens zugesprochen werde.

So sehr wir in ihn drangen, so weigerte unser Wuri-Führer sich doch ganz energisch, uns auf der weitern Fahrt ins Budiman-Land zu begleiten. Wir mußten ihn nicht bloß auf sein flehentliches Bitten an Land setzen, sondern bekamen auch mit unsern eigenen Leuten, die zurückzukehren wünschten, ein längeres Palaver. Es seien, so hieß es, schon so viele Dualla in Budiman getötet worden, daß man dem oft erneuerten Versuch, mit diesem Lande

directen Handel zu treiben, gänzlich entsagt habe. Als ich endlich durch das Versprechen eines großen Geschenkes den teils auf Furcht, teils bloß auf Faulheit beruhenden Widerstand überwunden hatte, ging man so weit, anstatt des mündlichen ein schriftliches Versprechen von uns zu erbitten. Ich fragte die Schwarzen, ob sie jemals gehört hätten, daß ein weißer Mann sein Wort gebrochen habe. Einer erwiderte, er kenne mehrere Europäer, die dies gethan hätten. Als ich dem Unverschämten statt jeder Antwort eine schallende Ohrfeige gab, war die Sache erledigt und wurde unsere Fahrt in sichtlich gehobener Stimmung fortgesetzt.

Während unseres zweiten Frühstücks, zu dem wir das ziemlich klare und wohlschmeckende Wasser des Flusses tranken, gewahrten wir die bloß wenig über das Wasser emporragenden breiten und beinahe viereckigen Köpfe dreier Flußpferde, die, sobald wir näher heranruderten, verschwanden, um nach drei bis vier Minuten, aber jedesmal an einer andern Stelle, wieder aufzutauchen. Daß unsere aus großer Entfernung abgegebenen Schüsse ihnen irgendwelches Unbehagen verursacht haben, halte ich nicht für wahrscheinlich. Auf einer Sandbank, an der wir vorüberfahren mußten, herrschte reges Leben, indem mehrere Dutzend wild aussehender und anscheinend betrunkener Eingeborner sich mit Tanzen und Springen fast wie toll gebärdeten. Eine halbe Stunde später hatten wir die erste Budiman-Stadt zwar unbehelligt, aber doch insofern nicht ohne Schaden passirt, als das Geschrei, welches die Leute am Lande erhoben, unsern Ruderern in die Glieder gefahren zu sein schien. Zudem wollte es das Unglück, daß wir just bei der zweiten Stadt auf einer Untiefe festzusitzen kamen. Sofort wurden von beiden Ufern Canoes ins Wasser geschoben, und während mit Flinten bewaffnete Leute laut schreiend am Ufer entlang liefen, kam, begleitet von einem halben Dutzend Musketenträgern, ein Mann von höchst unangenehmem Gesichtsausdruck zu uns herangewatet. Wir nahmen, indem wir ein möglichst freundliches Gesicht machten, unsere Gewehre zur Hand. Auch befahlen wir dem Dolmetscher, einige Flaschen Rum herbeizubringen, gestatteten aber nicht, daß der häßliche Häuptling oder einer seiner Begleiter unser Boot berührte. Der Rum, den man vielleicht als ein allzu geringes Geschenk betrachtete, wurde mit unangenehmer Hast und mit lautem Knurren in Empfang genommen, ohne daß die kriegerischen Anstalten, die inzwischen am Lande vor sich

gingen, einen Aufschub erlitten hätten. Schon waren einige der größern Canoes bemannt und begannen sich in Bewegung zu setzen, als wir, uns mit aller Kraft auf die Ruder stemmend, wieder flott wurden. O, daß wir statt dieser zehn baumstarken Missionssprößlinge — sie trugen sogar Hosen, was ihren Wohlgeruch durchaus nicht vermehrte — bloß drei oder vier europäische Matrosen bei uns gehabt hätten! Diese würden allerdings nicht so ausdauernd haben rudern können. Aber was hätte es, wenn wir zum Ziele gelangten, verschlagen, ob wir einen Tag mehr dazu gebrauchten oder nicht?

Bei der dritten Ortschaft, welche die beiden frühern an Größe übertraf, wurden wir, während das ganze Ufer mit Bewaffneten besetzt war, in solch kategorischer Weise zum Haltmachen aufgefordert, daß wir es nicht für ratsam hielten, auch diesmal ohne eine Aufklärung über Ziel und Zweck unserer Reise weiterzufahren. „Was wollt ihr hier, kehrt zurück oder es wird euch schlecht ergehen!“ rief ein wild aussehender Mann, der, wie uns der Dolmetscher mitteilte, der König war. Wir ließen erwidern, daß wir keinen Handel trieben, daß wir bloß den Fluß zu sehen wünschten und keine weitern Waren als die zu Geschenken bestimmten mit uns führten. Der König schrie, daß er keine Geschenke begehre — unter Negern ein ebenso seltenes wie gefahrverkündendes Merkmal —, und da gleichzeitig eine ganze Flottille stark bemannter Canoes an uns vorübergefahren war, um eine kleine Strecke weiter flußaufwärts die Fahrstraße abzusperren, so erklärten unsere Dualla-Ruderer, daß sie lieber jeder Strafe trotzen, als jetzt, da der Rückweg frei sei, weiter in dieses feindliche Land hinein vordringen würden. Noch beratschlagten wir, das Gewehr im Arm, etwa eine halbe Stunde lang. Als aber alle Ermahnungen den gewünschten Einfluß auf unsere Leute verfehlten, wurde mit sorgfältiger Umgehung der gefahrdrohenden Sandbank und ohne daß wir von den Budiman-Leuten weiter belästigt worden wären, die Rückfahrt angetreten.

Als wir kurz vor Einbruch der Dämmerung bei dem Zusammenfluß von Wuri- und Dibombe-Fluß, also in jener Gegend eintrafen, welche ich schon im vorigen Aufsatz als verwüstet und menschenleer bezeichnet habe, wurde der Beschluß gefaßt, anstatt fernerhin auf Entdeckungen auszuziehen, den wilden Tieren des Waldes unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Unsere Dualla-Ruderer

bezeichneten drei Sand-Inseln, welche einen größern See vom Flusse abtrennten, als das beliebteste Nachtlager der hier sehr häufigen Flußpferde. Aber da wir des seichten Wassers wegen unser Boot nicht nahe genug heranbringen konnten, so mußten wir uns, um die Inseln in Augenschein nehmen zu können, entschließen, unsere Kleider abzulegen und mit Hüftentüchern (Negermode), Helm und Gewehr durch das Wasser zu waten. Bei dieser Gelegenheit passirte es, nicht grade zum Vorteil unserer Gewehre, zweien von uns, daß wir, die richtige Furt verfehlend, in ein tiefes Loch stürzten und nur schwimmend das Ufer erreichen konnten. Wir fanden die Inseln über und über bedeckt mit ganz frischen Fußspuren von Flußpferden und auch von Elefanten. Bei zwei Flußpferden, die in einem Seiten-Creek sichtbar wurden, schätzten wir die Entfernung allzu groß, als daß es angezeigt gewesen wäre, auf sie zu schießen. Die Ufer der beiden Flüsse, der vielen Creeks und des obenerwähnten Sees waren mit solch dichtem Wald bestanden, daß die Landschaft das vollkommenste Bild einer unbewohnten Wildnis darbot und zur Behausung jener vorsündflutlichen Tiere, von denen unsere Leute so vieles zu erzählen wußten, ganz geeignet zu sein schien. Hätten die allzu vertrauensseligen Dualla geahnt, welche Wünsche und Pläne ihre Erzählungen in uns hervorriefen, so würden sie wahrscheinlich geschwiegen haben, denn ihr sehnlichster Wunsch war es, im nächsten Wuri-Dorf zu übernachten, wo, wie man uns geflissentlich vorhielt, ein Dualla-Mann beinahe allmächtig sei. Aber der Plan, die Flußpferde, die Elefanten und Krokodile, sei es spät abends oder früh morgens, in ihrem Nachtlager zu überraschen, hatte sich bereits so sehr bei uns eingenistet, daß selbst stärkere Einwände, als die Wünsche unserer Ruderer es waren, nichts dagegen gefruchtet haben würden. Bloß das kam in Frage, wo und wie wir übernachten sollten. Nachdem die Entscheidung lange zwischen einem Nachtlager am Lande oder im Boote geschwankt hatte, entschieden wir uns schließlich für letzteres, welches weniger der wilden Tiere wegen als in Anbetracht der uns von den Eingebornen gezeigten Feindseligkeit das zuverlässigere zu sein schien.

Da unsere Leute erklärten, daß sie in der nähern Umgebung kein Brandholz zu finden wüßten, so mußten wir uns mit einem kalten Abendessen begnügen. Die Herrichtung eines Nachtlagers hatte in dem engen, mit Menschen und Gepäck vollgepfropften

Boote namentlich auch deshalb, weil bereits die Dunkelheit angebrochen war und man kein Licht anzünden konnte, ihre sehr großen Schwierigkeiten. Um uns vor dem nächtlichen Tau zu schützen, ließen wir das Sonnensegel aufziehen. Während wir selbst bei einem Glase Bier und unsere Leute bei der ihnen gewährten Extraration Rum saßen, schollen aus der Wuri-Gegend immer lebhafter die Alarm-Signale der hierzulande in jedem Dorfe vorhandenen Trommeln zu uns herüber. Längere Auseinandersetzungen in der seltsamen Trommel-Sprache der hiesigen Neger folgten nach. Unsere Leute horchten. Die Wuri-Leute, erzählten sie, seien aufs äußerste erzürnt, weil wir, ohne ihr Gebiet zu berühren, in der Richtung nach Budiman vorübergefahren seien. Sie betrachteten dieses Benehmen als Kriegserklärung und riefen nun aus allen Orten die Aeltesten zusammen, um zu beraten, was zu thun sei. Wir befanden uns auf der Wuri zunächst gelegenen Seite jenes wüsten, unbebauten und menschenleeren Landstrichs, der die Wuri-Leute von den Budiman-Leuten trennt. Standen die Dinge wirklich so, wie unsere Ruderer uns berichteten, so konnte sowohl seitens der wilden und auf unsere Habseligkeiten lüsternen Budiman-Leute wie seitens der erzürnten und um ihr Handelsmonopol besorgten Wuri ein Angriff befürchtet werden. Wahrscheinlich war es nicht, daß wir während der Nacht angegriffen werden würden. Denn der Neger, dem es ohnehin an Initiative fehlt, liebt vor allem Ruhe und bequemes Leben. Immerhin schien es geboten, uns für alle Fälle vorzubereiten, und Gewehre, Revolver und Patronen wurden derart bereit gelegt, daß wir, aufwachend, bloß danach zu greifen brauchten.

Wir losten darum, wer auf dem Boden und wer auf den beiden schmalen Bänken liegen sollte. Alsdann streckten wir uns, während der wolkenbezogene Himmel mit Regen zu drohen schien, auf unserm harten Lager nieder. Anfänglich ließen das Gesumm und die auf Hände und Hals gerichteten Stiche der Moskiten uns nicht einschlafen. Als ich dann nach unruhigem Schlaf wieder aufwachte, wurde ich mir mit einem leichten Schrecken bewußt, daß ich eine Hand über Bord hatte hängen lassen, was wegen jener Krokodile, deren Spuren wir gesehen hatten, doch nicht grade ratsam erschien. Die Natur rings umher schien weit lebendiger geworden zu sein, als sie sich am Tage ausgenommen hatte. Nicht nur schollen noch immer vom Wuri-Lande her die Trommel-

Töne herüber, sondern aus dem Walde selbst ging ein Gewirr von Tierstimmen hervor, wie man es in ähnlicher Mannigfaltigkeit nur selten zu hören bekommt. Da mußten mehrere verschiedene Arten von Lachtauben sein, deren unheimliches Gurren sich mit dem Krächzen von uhuähnlichen Nachtvögeln vermischte. Dazu kam ab und zu ein sehr starkes Schnauben, das aus den Tiefen des Wassers hervorzudringen schien und bloß von Flußpferden herrühren konnte. Nachdem ich mich vorsichtig, um weder meine Gefährten zu wecken noch über Bord zu fallen, auf die andere Seite gedreht hatte, schlief ich wieder ein.

Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich durch ein leichtes Rütteln am Arm wieder aufgeweckt wurde. Lieutenant v. Etzel flüsterte mir zu, daß er das Plätschern von Rudern gehört zu haben und mehrere sich auf uns zu bewegende Canoes zu sehen glaube. So sollten wir also doch noch angegriffen werden. Schnell war auch Lieutenant zur See v. Malapert, der den schlechtesten Platz am Boden des Bootes bekommen hatte, aufgeweckt. Eine Minute später hatte jeder sein schußfertiges Gewehr im Arm und die Patrontasche neben sich. So zugerüstet blickten wir in die dunkle Nacht hinaus und harrten der Dinge, die kommen sollten. Unsere sämtlichen Leute zu wecken, wäre, da sie ja doch nicht gekämpft haben würden, nicht bloß unnötig, sondern auch des damit verknüpften Geräusches wegen unklug gewesen. Der Weiße, der in diesen Teilen Africas bloß Eingeborne oder Kru-Leute und nicht etwa Haussas mit sich führt, muß sich von vornherein darüber klar sein, daß er im Falle eines Angriffs einzig und allein auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist. Dem dicht in meiner Nähe liegenden Hauptmann unserer Kamerun-Leute gab ich, um nichts zu versäumen, einen Rippenstoß, damit er, aufwachend, wenn auch nicht kämpfe, so doch seine scharfen Augen und seine Kenntnis der Angriffsweise dieser Eingebornen zu unserer Verfügung stelle.

Das ganz leise Plätschern der Ruder war noch immer deutlich zu hören, auch konnten unsere nunmehr an die Dunkelheit gewöhnten Augen ohne Schwierigkeit drei längliche, sich schwärzlich von der Wasserfläche abhebende und sich auf uns zu bewegende Massen wahrnehmen. Flüsternd überlegten wir, was zu thun sei. Das matte Licht der wenigen, durch die Wolken hindurchschimmernden Sterne beleuchtete die vor unserer Steuerbordseite sich

ausdehnende weite Wasserfläche, auf der sich die schwarzen Massen heranbewegten. Dorthin hätte man, wenn auch ohne das Korn des Gewehrs zu sehen, feuern können. Aber das schmale Gewässer an der Backbordseite wurde dermaßen von den Uferbäumen beschattet, daß dort eine wahrhaft ägyptische Finsternis herrschte. Unser Boot lag am Westufer jener kleinen Sand-Insel, welche die gemeinschaftliche Mündung des Dibombe-Flusses und des von uns Hippopotamus-See getauften Gewässers dermaßen vom großen Wuri-Fluß abschließt, daß bloß an der West- und an der Ostseite eine schmale Durchfahrt übrig bleibt. Die westliche Wasserstraße war durch einen umgefallenen Riesenbaum zu drei Vierteln versperrt. Und da unser Boot zwischen diesem Baumstamm und der Insel lag, so konnten wir wenigstens nicht umgangen werden.

Immerhin beschlossen wir, nicht zuzulassen, daß sich Canoes unter den Schatten des baumbestandenen Festlandsufers legten. Im übrigen sollte unter allen Umständen erst dann gefeuert werden, sobald von feindlicher Seite der erste Schuß gefallen wäre. Selbst für den Fall, daß dasselbe günstig für uns ausgefallen wäre, würde ein kleines Feuergefecht schlimme Palaver mit sich gebracht und den Vorgesetzten meiner beiden Begleiter arg mißfallen haben. Schon waren die schwarzen Massen so nahe herangekommen, daß wir uns trotz der Dunkelheit wunderten, weshalb wir die Umrisse der Ruder und der Ruderer noch nicht erkennen konnten. Auch war das Plätschern etwas seltsamer Art, bald sehr laut, bald sehr leise, wie man es sonst bei Canoes nicht zu hören bekommt. Eben wurde die Frage erwogen, ob wir die nächtlichen Besucher anrufen sollten, als mit Einem Schlage ein mächtiges Schnauben der Sachlage ein anderes Ansehen gab. Verwundert schauten wir uns an und brachen in ein fröhliches Lachen aus, in welches der Hauptmann unserer Kamerun-Leute mit einstimmte. So hatten wir also Flußpferde für feindliche Canoes gehalten. Immerhin hatten wir allen Grund, auf unserer Hut zu sein, denn die immer größer werdenden riesigen Massen bewegten sich in grader Linie auf unser Boot zu. Erst jetzt besannen wir uns, daß unser Boot den durch den umgefallenen Baumstamm eingeengten Weg in den Hippopotamus-See völlig sperrte, daß wir zu unserm Nachtlager grade den Platz gewählt hatten, wo nach Angabe der Eingebornen die zu ihren nächtlichen Weidegängen aufbrechenden Flußpferde zu passiren pflegten. Was thun, wenn

unser Boot den drei Kolossen als kein nennenswertes Hindernis erschien, wenn sie den gewohnten Weg auch diesmal einschlugen? Zu schießen erschien uns nicht ratsam, weil wir den Kopf der Tiere noch gar nicht sehen konnten und weil auch wohl die Aufregung im Wuri-Lande dadurch vermehrt worden wäre.

Mit gewaltigem Schnauben und starkem Aufspritzen des hier schon sehr viel seichtern Wassers wälzte sich das eine der drei Tiere bis auf wenige Schritte von unserm Boote heran. Erst hier schien es Halt machend unser Boot zu bemerken. Unsere inzwischen sämtlich aufgewachten Ruderer wisperten untereinander und machten sich bereit, aus dem Boote hinauszuspringen. Das Flußpferd verweilte, ab und zu laut schnaubend, eine ganze Zeitlang in allerdichtester Nähe. Schließlich näherte es sich wieder ein klein wenig, bog dann seitwärts ab und stampfte so dicht an der Backbordseite unseres Bootes dahin, daß wir für die Riemen, die wir kaum schnell genug hereinziehen konnten, zu fürchten begannen. Jedenfalls hätten wir vom Boote her mit ausgestrecktem Gewehr den Körper des Tieres erreichen können. Der kleine Wasserarm zwischen uns und dem Festlande war so schmal, daß beim jedesmaligen Eintauchen des Kolosses ein großer Teil der Wassermasse herausgetrieben wurde, um gleich darauf mit eben solcher Gewalt wieder zurückzustürzen. Unser Boot geriet dabei in solch bedenkliche Schwankungen, daß das Gepäck von den Sitzbänken herunterstürzte und Gläser und Flaschen wild durcheinander klirrten. Noch bangte mir vor dem den Weg versperrenden Baumstamm und aufmerksam beugte ich mich über Bord, um zu erkennen, wie die plumpe Fleischmasse sich diesem Hindernis gegenüber verhalten würde. Ließ sich der Koloß dadurch abschrecken, so sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er seitwärts abschwenken und unser Boot zertrümmern würde. Aber glücklicherweise tauchte das Flußpferd unter und schwamm ungehindert unter dem Baumstamm weg. Die zwei Gefährten des eben verschwundenen Riesen blieben die ganze Nacht hindurch in allerdichtester Nähe, platschten munter im Wasser umher und suchten durch fürchterliches Grunzen — es blieb nicht der leiseste Zweifel übrig, daß wir Zuschauer eines verliebten Rendez-vous waren — ihren zärtlichen Gefühlen Ausdruck zu geben.

Als ich einige Stunden vor Sonnenaufgang abermals aufwachte, fühlte ich mich durch das Interesse, welches mir ein



König Bell mit einer seiner Frauen.
(Aus der Gartenlaube.)

starkes, bisher nicht gehörtes Trompeten einflößte, veranlaßt, den Hauptmann meiner Leute zu wecken. Er erklärte ganz vergnügt, daß ganz dicht bei uns am Ufer einige Elefanten weideten. Die Alarmtrommeln des Wuri-Landes schwiegen jetzt, dafür aber erscholl aus der uns umgebenden Wildnis ein noch mannigfaltigeres Gewirr von Stimmen, als wir es vorher vernommen hatten. Es liegt ein eigenartiger Reiz in diesen Stimmen des Waldes. Hätte ich mich nicht so unbeschreiblich gerädert gefühlt, so würde ich ihnen stundenlang gelauscht haben. Der Reisende — und sei er auch bloß ein Vergnügungsreisender —, der nach mir dieses Land besucht, möge nicht verfehlen, solch eine Nacht unter den wilden Tieren des Waldes zu verleben. Während man hierzu anderwärts wochenlang reisen müßte, führt hier schon eine zwei- bis dreitägige Bootfahrt in Gebiete, wo man die seltensten Tiere unserer Zoologischen Gärten in der Freiheit und in jeder gewünschten Anzahl zu sehen bekommt. Reisen im Gebirge bieten ganz unbeschreiblich viel mehr an Naturschönheiten, aber wer den Jagdsport liebt, möge sich in der Nähe der im übrigen ziemlich eintönigen Flüsse halten. Auch ist es unmöglich, bloß am Tage ein zutreffendes Bild von dem diesen Wäldern und Buschdickichten innewohnenden Leben zu erhalten. Die Flußpferde, die ich am nächsten Morgen sehen sollte, waren ganz andere und viel scheuere Wesen als die, welche sich in der Nacht so ungenirt um uns herumgetummelt und ihre geheimsten Familienscenen vor unsern Augen abgespielt hatten. Es ist allerdings nicht leicht, sich den Einladungen der Könige und Häuptlinge, die wünschen, daß der Fremdling in ihren Dörfern schlafe und ihr Gast sei, zu entziehen. Auch muß man, um das nächtliche Leben der wilden Tiere beobachten zu können, solch menschenleere Wildnis aufsuchen, wie sie z. B. das Gebiet der Wuri-Leute von demjenigen der Budiman-Leute trennt.

An dieser Stelle dürfte es am Platze sein, einige allgemeinere Bemerkungen über die jagdbaren Tiere unserer westafricanischen Colonieen folgen zu lassen. De Brazza will bei Stanley-Pool am Congo ein Löwenfell gesehen haben. Es ist mir jedoch nicht bekannt geworden, daß irgendwo an der Küste jemals ein Löwenfell zum Verkauf angeboten worden wäre. An der ganzen westafricanischen Küste kommt der Löwe, der die Savannen dem Waldlande vorzieht, nicht vor, während er einige Hundert Kilometer landeinwärts, wie man aus den Erfahrungen der Reisenden

und den Aussagen der Eingebornen schließen kann, wahrscheinlich anzutreffen sein würde. Von den großen Riesentieren, die doch immer unsere Einbildungskraft am meisten beschäftigen, wird der Reisende in Westafrica am leichtesten Krokodile und nächstdem Flußpferde, aber Elefanten bloß in seltenen Ausnahmefällen zu sehen bekommen. Leoparden kommen, wie man nach den bisweilen zum Kauf angebotenen Fellen schließen kann, zwar vor, scheinen aber äußerst selten zu sein und haben außerdem die Gewohnheit, sich ängstlich versteckt zu halten. Anthropoide Affen werden an der Küste zwischen Kamerun und Landana (Loango-Küste) angetroffen, sind aber äußerst selten. Wie weit ihr Verbreitungsgebiet sich ins Innere erstreckt, ist noch unbekannt. Daß es landeinwärts von Kamerun und auch in den landeinwärts gelegenen Teilen des Kamerun-Gebirges anthropoide Affen gebe, ist mir von den Eingebornen aufs bestimmteste versichert worden. Fledermäuse sind sehr häufig, aber fliegende Hunde kommen in Westafrica nirgendwo in jenen riesenhaften, an vorsündflutliche Zeiten erinnernden Exemplaren vor, wie sie auf Java oder Sumatra den Reisenden in Erstaunen setzen. Krokodile sind in den von Mangrovebusch umstandenen zahllosen Creeks des Mündungsdeltas von Kamerun eben so selten, wie man sie weiter flußaufwärts in den nicht allzu belebten Seitencanälen der Flüsse häufig antrifft. Elefanten kommen wohl nirgendswo in ganz Africa noch so ganz dicht an die Küste heran, wie grade hier — eine Thatsache, die nicht ausschließt, daß die bei weitem überwiegende Mehrzahl aller in Kamerun lebenden Europäer niemals einen Elefanten in der Wildnis gesehen hat. In Europa macht sich überhaupt wohl jeder, der nicht grade Jäger ist, ziemlich falsche Vorstellungen von dem, was ein Reisender im africanischen Urwald zu sehen bekommt. Ein gewisses interessantes Geheimnis umwebt das Leben und Treiben der wilden Bewohner des Waldes, und wen nicht etwa der Zufall begünstigt oder wer ihnen nicht mit großem Aufwand von Scharfsinn bei der Tränke oder auf ihren nächtlichen Weidegängen aufzulauern versteht, der wird nur selten oder niemals mit ihnen zusammentreffen. Erzählt man dann in Europa der Wahrheit entsprechend, daß man ein Jahr in Indien gelebt habe, ohne einen Tiger, in Nordamerica, ohne einen Büffel, oder in Africa, ohne einen Löwen gesehen zu haben, so ist man in der Achtung jener zahlreichen Leute, die lieber getäuscht sein wollen, als daß sie die Wahrheit

hören, sofort um viele, viele Stufen gesunken. Besser noch, man sagt: „Ja wohl, denken Sie nur, auf fünf Schritt Entfernung habe ich einem der größten Löwen von Africa gegenübergestanden.“

„O Himmel, und wo war denn das?“ — „Im Zoologischen Garten.“

Früh morgens während der Dämmerung, als das Schnauben der Flußpferde und das Trompeten der Elefanten noch immer gehört wurde, überlegten wir, daß es am besten sein würde, wenn wir uns wie am vorhergehenden Tage bloß in ein um die Hüfte gewickeltes Neger-Tuch kleideten und außerdem zu der bevorstehenden Jagd nur Helm, Gewehr und Patrontasche mit uns nähmen. Auf diese Weise mußte uns sowohl das Waten durch Wasser als auch, falls unser Boot von einem verwundeten Flußpferde umgeworfen wurde, das Schwimmen erleichtert werden.

Zunächst wateten wir wieder zu der bereits am vorhergehenden Abend besuchten Insel hinüber. Von allen Seiten hörten wir das Schnauben der Hippopotamus und auch noch ein paar Mal das Trompeten der Elefanten, ohne jedoch auch nur ein einziges von all diesen Tieren zu sehen. Die kleine Sand-Insel fanden wir über und über bedeckt mit Flußpferd- und Krokodil-Spuren, die so frisch waren, daß der Morgentau sie noch nicht einmal benetzt hatte. Augenscheinlich hatten sich die Tiere erst bei unserer Annäherung ins Wasser zurückgezogen, ohne jedoch beim schwachen Licht der Dämmerung bemerkt werden zu können.

Als es völlig Tag geworden war, schwiegen jene Stimmen des Waldes, die uns während der Nacht so sehr interessirt hatten. Die Landschaft sah aus wie jede andere und nichts deutete an, daß sich wenige Stunden vorher einige Dutzend der riesigsten Tiere, welche es heutigen Tags auf der Erde gibt, in allerdichtester Nähe im Wasser und am Lande umhergetummelt hatten.

Als wir die Insel abgesucht hatten, befahlen wir, daß unser Boot über die Barre hinüber in jene Wasserstraße gebracht würde, welche die gemeinsame Einfahrt zum Dibombe-Fluß und zu dem von uns Hippopotamus-See getauften Wasserbecken darstellt. Um unsere faulen Schwarzen anzuspornen, wateten wir selbst mit durchs Wasser. Noch waren wir bei dieser Arbeit, als vom Wuri-Lande her eine größere Anzahl Canoes in Sicht kam und uns für alle Fälle die Gewehre bereit halten ließ. Es zeigte sich

aber bald, daß wir es bloß mit einer kleinen Flottille von friedlichen Fischer-Canoes zu thun hatten; denn der Hippopotamus-See scheint eine besonders reiche Ausbeute an Fischen zu liefern. Am Strande und auf den Inseln sahen wir allenthalben kreisförmige Löcher, die von den Eingebornen zum Fangen von Fischen und Krebsen benutzt werden.

Eins der obenerwähnten Canoes kam auf uns zu gerudert und ein mit verrostetem Snider-Gewehr bewaffneter Mann stellte sich als ein im obern Wuri-Gebiet am linken Flußufer wohnender Dualla-Händler Namens Small Bonny Dido vor. Dieser Schwarze bestätigte die Nachricht, daß König Etoka sehr böse auf uns und das ganze Wuri-Land in Alarm sei. Als er hörte, daß wir gekommen seien, um Flußpferde zu jagen, bot er sich als Führer an und hat sich in dieser Rolle thatsächlich so gut benommen, daß ich ihn allen spätern Besuchern dieser Gegend, falls dieselben dem Jagdsport obliegen wollen, aufs dringendste empfehlen möchte. Nachdem Small Bonny Dido unsere Waffen, nämlich zwei Winchester-Repetirgewehre, eine Centralfeuer-Jagdbüchse und eine Mauser-Büchse, besichtigt hatte, erklärte er, daß das Kaliber keins dieser Gewehre groß genug sei, um bei Flußpferden Erfolg zu versprechen, falls wir nicht etwa Schläfe oder Auge träfen. Wir bedauerten jetzt, kein Elefantengewehr mit Expansions- und Explosionsgeschossen mitgenommen zu haben.

In Gesellschaft von Small Bonny Dido setzten wir uns, bloß mit Helm und Hüftentuch bekleidet, ganz vorn auf den Rand des Bootes. Die Ruderer wurden angewiesen, so wenig Geräusch wie möglich zu machen. Noch war die Sonne nicht durch jene Nebelmassen durchgebrochen, die während der letzten Wochen an jedem Morgen den Fluß umlagert hatten. Small Bonny Dido versicherte uns, daß wir bald Flußpferde in großer Anzahl, ja, beinahe in jeder gewünschten Anzahl sehen würden. Er winkte den Fischer-Canoes, damit sie zurückblieben und uns nicht am Schießen hinderten. Kaum hatten wir die Mündung des Dibombe-Flusses passirt und waren eine Strecke weit auf einer seeartigen, buschbestandenen und vielfach ausgebuchteten Wasserfläche dahingefahren, als man uns auf eine Anzahl schwarzer, länglicher, nur ein klein wenig aus dem Wasser hervorragender Massen aufmerksam machte. Das also sollten Flußpferde sein! Und in solcher Anzahl. Mir dünkte die Sache nicht sehr wahrscheinlich, und selbst

mit Zuhülfenahme des Opernglases war ich eher geneigt, diese unförmlichen Massen für knorrige Baumstämme zu halten. Als die Neger meinen Unglauben bemerkten, machten sie mich auf die zahllosen Furchen am Uferrande aufmerksam. Hart nebeneinander sah ich dort Hunderte jener tief in den Uferschlamm eingefurchten Rinnen, welche den Flußpferden bei ihren nächtlichen Weidegängen als Weg dienen. Zu solchem Wege gehören jedesmal zwei durch eine Erhöhung getrennte Rinnen. Denn das Flußpferd stampft mit dem linken Vorder- und Hinterfuß eine und mit dem rechten Vorder- und Hinterfuß eine zweite Furche aus. Weit seltener, wenn auch immer noch häufig genug, waren die viel breitern und einer Gasse gleichenden Elefantenspuren, die an einer Stelle vom linken Ufer bis zum rechten hinüber verfolgt werden konnten. Hier also „wechselten“, wie es in der Jägersprache heißen würde, diese Riesen des africanischen Waldes. Auffallenderweise sollen grade in der Regenzeit, wenn es doch auch anderwärts Wasser genug geben würde, die meisten Elefanten hierherkommen; alsdann soll bisweilen, aber wohlverstanden laut der mit einiger Einschränkung aufzunehmenden Beschreibung der Neger, der ganze umgebende Wald von ihnen wimmeln.

Während wir diese Uferstudien anstellten, waren wir bis auf 100 Meter an die noch immer regungslos bleibenden schwarzen Massen herangekommen. Man konnte jetzt deutlich die spitzen, fast wie Hörner aussehenden Ohren, die plumpe viereckige Stirn, die unförmlichen Nüstern und einen kleinen Teil des breiten elefantenähnlichen Rückens erkennen. Ich habe stets beobachtet, daß die Tiere, wenn sie auf dem Alarm sind, bloß für kurze Zeit um Luft zu schöpfen ihre breiten, viereckigen, scheinbar gehörnten und äußerst komisch aussehenden Köpfe über die Wasserfläche emporstrecken, daß sie aber, wenn sie sicher zu sein glauben, stundenlang ganz ruhig stehen bleiben, wobei nicht bloß so ziemlich der ganze Kopf mit dem weitaufgesperrten Rachen, sondern auch ein Teil des Rückens sichtbar ist.

Während wir bis dahin bloß vereinzelte Flußpferde und auf ganz kurze Zeit gesehen hatten, bestand die Gruppe, der wir uns jetzt ziemlich langsam und mit möglichst wenig Geräusch näherten, aus 5 oder 6 großen Tieren, die, als wir auf 30 oder 40 Meter herangekommen waren, noch immer keine Anstalten machten, sich zu entfernen. Trotz aller durch sanfte Gewalt unterstützten

Ueberredung konnten wir unsere Leute nicht veranlassen, das Boot noch näher heranzubringen. Sie erklärten, daß, wenn sich ein Flußpferd gegen uns wende, das Boot und sie selbst verloren sein würden. Vergebens verwiesen wir sie auf unsere ganz besonders auf diesen Fall berechnete Toilette und erinnerten sie daran, daß doch auch sie alle des Schwimmens kundig seien. Hat ein Schwarzer in seinem dicken Schädel einmal einen Entschluß gefaßt, so ist er nur schwer wieder davon abzubringen, und die lange Unterhandlung mochte auch wohl die im übrigen den Menschen nicht fürchtenden und zur Genüge an das Erscheinen von Fischer-Canoes gewohnten Flußpferde aufgescheucht haben. Wir sahen eine beinahe gleichzeitige Bewegung aller dieser Massen, und als bereits zwei der Tiere ihre Köpfe unter Wasser getaucht hatten, hielten wir es für geraten, noch so schnell wie möglich eine Salve abzugeben. Wir hatten mitten zwischen die Ohren gezielt, und ich glaube kaum, daß eine der drei Kugeln ihr Ziel verfehlt haben wird. Aber ob eine davon durchgedrungen ist, erscheint mir zweifelhaft und sogar ziemlich unwahrscheinlich. Dem Knall folgte ein Rauschen, ein gewaltiges Aufspritzen des Wassers, und als die Fläche wieder glatt wurde, war nichts mehr von Flußpferden zu sehen.

Eine halbe Minute später zeigte sich 20 oder 30 Meter abseits einer der viereckigen, gehörnten, an den Satan im Puppentheater erinnernden Köpfe. Zwei oder drei Secunden scheinen zu solch eiligem Luftschnappen zu genügen, aber diese Zeit genügte auch, um drei Kugeln gegen die breite Stirn des Ungeheuers anprallen zu lassen. Ob sie ihm irgendwelches Unbehagen verursacht haben? Ein Angriff erfolgte jedenfalls nicht und auch keine Bewegung des Wassers, die auf eine Verwundung hätte schließen lassen können.

Ein zweites, ein drittes, ein viertes, ein fünftes Flußpferd wurde auf ebenso unfreundliche Weise von uns begrüßt. Bisweilen zeigten sich kaum 10 oder 15 Meter von unserm Boote entfernt zwei oder drei Köpfe gleichzeitig über dem Wasser. Die Tiere mußten augenscheinlich, um zu der größern Wassermasse des Wuri-Flusses hinaus zu gelangen, an unserm Boote vorüberschwimmen. Als es nach fünf Minuten vollkommen ruhig geworden war und keins der Tiere mehr zu sehen war, beschlossen wir, weiterzufahren.

Rechts sahen wir einen Arm der seeartig sich erweiternden Wasserfläche, welcher sich, wie ich glaube, weiter aufwärts mit dem Wuri-Fluß vereinigt. Links mündeten zwei kleine Wasserläufe, in denen, wie Small Bonny Dido uns versicherte, zwar sehr viele wilde Enten, aber keine Flußpferde zu finden sein würden. Die Ufer des kleinen Sees waren mit dichtem Buschwerk bestanden, unter welchem hübsche Farne wucherten. Zu unserm großen Aerger verstanden die Fischer-Canoes unsere Zeichen nicht und drückten sich ängstlich in verstohlene Buchten hinein, weshalb wir also, damit sie nicht von einer auf der Wasserfläche abprallenden Kugel erreicht würden, mit dem Schießen sehr vorsichtig sein mußten.

Um eine Ecke herumbiegend, sahen wir ungefähr am Ende des Sees, dort wo links noch ein kleiner Wasserlauf einmündet und wo das Wasser sehr seicht ist, eine Gesellschaft von acht bis neun Flußpferden, die fast mit der Hälfte des Körpers über die Oberfläche emporragten.

Wir bestanden mit aller Entschiedenheit darauf, diesmal so dicht wie nur irgend möglich heranzurudern. Thatsächlich waren wir nur noch 15 oder 20 Meter entfernt, als die Tiere, die in dem seichten Wasser nicht völlig untertauchen konnten, ans Ausreißen zu denken anfingen. Es begann ein unbeschreiblicher Wirrwarr, ein Getöse und ein Aufspritzen des Wassers, wie ich etwas ähnliches bloß an der Westküste Südamericas, wenn sich viele Dutzende von Robben von den Felsen herunter ins Wasser stürzten, gesehen habe. Und mitten in diesen Wirrwarr hinein krachten unsere ununterbrochen abgegebenen Schüsse, daß die Ufer des Sees ob dieser Kanonade wie bei einem Gefecht zu erdröhnen begannen. Von der Hoffnung geleitet, eins der kleinen Augen zu treffen und solchergestalt trotz der geringen Durchschlagskraft der Gewehre doch noch eins der Tiere zu erlegen, habe ich allein in etwa Dreiviertelstunden mehr als 20 Schuß abgegeben. Das Entrinnen der Tiere war, wegen der allgemeinen Seichtigkeit des Wassers und da unser Boot die einzige tiefere Rinne versperrte, nicht grade leicht. Da trotz der ungeheuren Masse ihres Riesenkörpers die Höhe der Flußpferde nicht sonderlich groß ist, so vermochten sie zwar, nachdem sie die allerseichtesten Stellen verlassen hatten, vollkommen unterzutauchen, aber immer und immer

wieder erschienen sie um zu atmen in allerdichtester Nähe an der Oberfläche, in so dichter Nähe sogar, daß ich an die bösartige Natur des Hippopotamus und an seine Neigung, Boote zu zertrümmern, gar nicht recht glauben mag. Daß einige der Tiere Wunden davontrugen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Denn eine auf 10 bis 15 Meter Entfernung abgeschossene Mauser-Kugel wird doch auch vielleicht diesen Panzer durchschlagen oder diese Knochen zerschmettert haben. Aber da die Tiere fast blitzschnell untertauchten, so war es nicht möglich, eine solche Verwundung festzustellen.

Nach und nach tauchten die Köpfe in immer weiterer Entfernung auf, sodaß wir uns, die fruchtlose Kanonade aufgebend, zur Weiterfahrt oder vielmehr zur Rückfahrt längs dem andern bis dahin noch nicht von uns besuchten Ufer des Sees entschlossen.

Der Jagdsport hatte uns beim ersten Anblick dieser Riesentiere hingerissen, unsere zu diesem Zwecke ganz und gar ungenügenden Waffen an ihnen zu erproben. Sogar Small Bonny Dido hatte einige seiner sorgsam gehüteten Snider-Patronen verfeuert. Aber indem wir uns jetzt die Nutzlosigkeit unseres Beginnens klar machten, beschlossen wir, bloß dann noch zu schießen, wenn wir ganz nahe an ein Tier herankommend dessen Augen deutlich erkennen könnten.

Es dauerte nicht lange, bis wir eine dritte, auch wieder aus 6 bis 7 Tieren bestehende Gruppe wahrnahmen. Da unsere Leute gehört zu haben glaubten, daß wir nicht mehr schießen würden, so ruderten sie flott darauf los. Eben stießen wir bei einer kleinen Bucht auf den Sand und bemühten uns, das Boot wieder flott zu machen, als wir in die durch Buschwerk bestattete Bucht hineinblickend bloß wenige Schritte von uns entfernt zwei riesige Flußpferde ganz aufrecht auf der völlig trockenen Sandbank stehen sahen. Trotzdem sie uns bloß ihre werte Schattenseite zuwandten, war die Gelegenheit doch zu günstig. Drei aus allernächster Nähe in seine Haut eingebohrte Kugeln veranlaßten das eine Tier zu solch schleunigem Lauf, wie ich ihn diesen Dickhäutern gar nicht zugetraut haben würde. Was sich weiter ereignete, glich dem bereits Beschriebenen. Jeden Augenblick zeigte sich einer der großen, komisch aussehenden Köpfe, um eine Secunde später schon wieder zu verschwinden. Alles in allem waren wir

zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Flußpferde solch herzlich gute Tiere seien und mit solcher Engelsgeduld ihre Köpfe und Körper als Zielscheibe darböten, daß es, wenn man doch keins töten und als Jagdbeute zurückbringen könne, gar nicht verlohne, auf sie zu schießen.

Herr Generalconsul Dr. Nachtigal hat mir, als wir nach Kamerun zurückkehrten, erzählt, daß die Flußpferde in den nicht allzudicht bevölkerten Gegenden des mittlern Africas an so ziemlich allen Flüssen zu treffen seien, daß sie zum allergewöhnlichsten Wild gehörten und daß er sie in den flachen Seen Bagirmis dicht gedrängt in großer Anzahl und beinahe zu Hunderten gesehen habe. Auch Dr. Nachtigal hält die Flußpferde, Nilpferde oder Hippopotamus im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht für durchaus nicht bösartig und in dieser Hinsicht für sehr verschieden von dem ziemlich viel seltenern Rhinoceros. Flußpferde würden bloß durch ihre Ungeschlachtheit und Plumpheit oder auch, wenn schwer verwundet, durch die Wucht ihrer Zuckungen gefährlich. Es sei unklug gewesen, daß wir, umringt von Hippopotamus und Elefanten, nachts im Boote geschlafen hätten, denn ein Flußpferd, welches ein Boot auf seinem gewohnten Wege finde, könne dasselbe aus purer Ungeschlachtheit umwerfen oder mit seinen wuchtigen Füßen zermalmen.

Small Bonny Dido hatte uns erzählt, daß auch der Dibombe-Fluß „ganz voll“ von Flußpferden sei, aber bei einer mehrstündigen Fahrt auf diesem buschbestandenen, etwa 100 Meter breiten und 3 bis 4 Fuß tiefen Fluß haben wir kein einziges dieser Tiere gesehen. Der am rechten Ufer dieses Flusses gelegene Ort Dibombe wird auch von Budiman-Leuten bewohnt, welche aber nicht ganz so wild und feindselig sein sollen wie diejenigen am Wuri-Fluß. Wie weit man noch fahren müsse, um zu den jedenfalls nicht sehr weit entfernten Stromschnellen des Dibombe zu gelangen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. An der Barre tummelten sich, als wir dorthin zurückkehrten und vor der Weiterfahrt noch ein erfrischendes Bad nahmen, mehrere Flußpferde umher, die wahrscheinlich durch unsere Schüsse aus dem See vertrieben worden waren.

Etoka von Bosua, den wir nun endlich besuchten, gab sich den Anschein, zu schmollen, und sein kleiner Sohn weigerte sich,

uns die Hand zu reichen. Der König hatte die Physiognomie und überhaupt das Aussehen eines Wilden — ein Eindruck, der durch seinen übermäßig kräftigen Körperbau und die häßliche Tättowirung noch vermehrt wurde. Ueberhaupt schienen mir alle Wuri-Leute von Hautfarbe ein klein wenig schwärzer zu sein als die Dualla. In Bezug auf Fleiß nehmen sie aber jedenfalls eine höhere Stellung ein, denn ihre Ackerfelder nahmen sich so sauber aus — jede Yamspflanze war an einen Stock gebunden, wie bei uns die Weinreben —, wie man das in Africa gar nicht zu sehen gewohnt ist. Die Bewohner von Bosua waren schon vor unserer Ankunft zum Palaver berufen worden, und als wir in des Königs Wohnung traten, wurden wir ohne Verzug von einem halben Dutzend zu Etokas Haushalt gehöriger jungen Mädchen mit Palmwein bewirtet. Eine Flasche Liqueur, die des Prunkes halber ebenfalls erscheinen mußte, wurde, als wir auf ihren Inhalt verzichteten, nicht ungern wieder unter Schloß und Riegel gestellt. Etoka klapperte, während wir Palmwein tranken, unaufhörlich mit den zu seinen zahlreichen Holzkoffern gehörigen Schlüsseln. Diese eigentümliche Sitte ist mir mehrfach vorgekommen und kann bloß dahin gedeutet werden, daß Schlüssel, die er meistens gleich unsern Orden an einer Schnur über der Brust trägt, dem Neger als Anzeichen der Würde und des Besitzes gelten. Verdanken doch auch unsere Kammerherren-Schlüssel einem ganz ähnlichen Ideengang ihre Entstehung.

Da der König trotz unserer Einrede darauf bestand, Essen für uns kochen zu lassen, so hatten wir vollauf Zeit, einen zwölfjährigen und sehr gut englisch sprechenden Sohn des Dualla-Häuptlings London Bell, der sich ungeachtet seiner Jugend des Handels halber in Wuri aufhielt, über die Verhältnisse dieses Landes zu befragen. Aber der König, der die Ehre unseres Besuches recht lange zu genießen wünschte, verzögerte absichtlich die Bereitung des verhaßten und zeitraubenden Mahles. Erst nach einer Stunde sahen wir, wie man Brandholz herbeischleppte und wie die erst eben geschlachteten Hühner gerupft wurden. Als endlich nach vollen drei Stunden die Palmölsuppe fertig war, erlangten wir zur großen Befriedigung unserer Ruderer die Erlaubnis, sie, anstatt an Ort und Stelle zu speisen, mit auf die Reise nehmen zu dürfen. Der König, der uns bis ins Boot begleitete,

sollte als Gegengeschenk einen Demijohn Rum (17 Liter), ein Stück Zeug und 10 Bündel Tabak erhalten. Er machte aber ein trotziges Gesicht und ließ die Geschenke als zu geringfügig zurückweisen. Als mir dies gemeldet wurde, ließ ich den Tabak von dem Geschenk hinwegnehmen und gleichzeitig verdolmetschen, daß, wenn Etoka sich noch länger sträube, auch das Zeug hinweggenommen werden würde. Darauf trollte sich der König mit dem verminderten Geschenk von dannen.

Capitel IV.

Das Dualla-Volk.

(Körperbau, Charakter und Kleidung. — Gewerbe und Lebensweise. — Die Dualla-Sprache. — Was man bisher über die Trommel-Sprache weiß. — Religion. — Frauen. — Sklaverei. — Politische Verhältnisse. — Kriegsgewohnheiten. — Rechtsanschauungen.)

Unter den vielerlei Stämmen, welche das deutsche Kamerun-Gebiet bewohnen, nehmen die Dualla in körperlicher und geistiger Hinsicht eine hervorragende Stellung ein. Schon ihr Aussehen, die Körperbildung und der Gesichtsschnitt haben, trotzdem niemals eine irgendwie bedeutendere Vermischung mit europäischem Blut stattgefunden hat, dennoch weit mehr europäisches, als man es bei den Bakwiri und andern weniger civilisirten Gliedern des weitverbreiteten Kamerun-Volkes finden würde. Auch fehlt es nicht an Physiognomieen mit sehr stark ausgeprägtem semitischen Typus. Die Musculatur der erwachsenen Männer pflegt sehr kräftig, obwohl nicht ganz so stahlhart zu sein, wie bei Europäern von ähnlichem Körperbau. Im allgemeinen zeigen farbige Völker, zeigen auch die meisten Negerstämme bloß eine geringe Entwicklung der Waden. Aber im Gegensatz hierzu habe ich bei manchen Dualla und Kru-Negern Waden gesehen, wie sie sich besser ausgeprägt kaum bei Tiroler Bergsteigern vorfinden dürften. Die dunkelbraune Haut der Dualla ist fast stets ein wenig, aber in einzelnen Fällen bloß mit diesem oder jenem kleinen Muster, ähnlich wie bei unsern Seeleuten, tättowirt. Albinos, die in einzelnen Gegenden des untern Niger-Gebiets so

sehr häufig sind, daß sie einen nicht unbedeutenden Procentsatz der Bevölkerung darstellen, habe ich in Kamerun viel seltener gesehen. Die Entwicklung der Knaben und Mädchen, namentlich auch die geistige Entwicklung macht bis zu einem gewissen Alter so schnelle Schritte, daß ich mehrfach 9= oder 10jährige Knaben beobachtet habe, die sich gleich alterfahrenen Handelsleuten gebärdeten.

Eitelkeit, Faulheit und Habgier treten im Charakter der Dualla fast noch auffälliger hervor als bei den übrigen Neger=Völkern. Dabei sind sie von leicht erregbarer, sozusagen nervöser und auch ein wenig jähzorniger Sinnesart und zeigen sich im Handel so raffinirt, wie man es sonst bloß von Griechen oder Armeniern zu erwarten gewohnt ist. Und das schlimmste ist, daß dieser Hang zur Habgier durch die ausschließliche Beschäftigung mit einem schacherartig betriebenen Handel noch fortwährend verstärkt wird. Als ich mit den mein Boot rudernden Kamerun=Leuten genau und vor Zeugen ausgemacht hatte, daß sie pro Mann 5 Sh. täglich, aber in Waren erhalten sollten, belästigten sie mich noch etwa zwei Wochen lang jeden Morgen mit dem Ansinnen, ich möge die Waren durch bares Geld ersetzen. Irgend welchen Grund für dieses Ansinnen vermochten sie nicht anzugeben.

Europäische Kleidung ist unter den Negern von Kamerun glücklicherweise noch recht selten. Bisweilen sieht man außer dem Hüftentuch noch eine Unterjacke, ein Hemd oder eine Art Rock. Schon sehr viel seltener sind die Hosen. Mit der Zeit wird das leider anders werden. Ein gut gewachsener Neger in der Kleidung, wie König Bell und Manga Bell sie heute noch tragen, ist eine stattliche Erscheinung; in europäischer Kleidung würden beide ganz außerordentlich verlieren. Die Hüftentücher eignen sich für den Neger weit besser als europäische Beinkleider, weil sie sowohl hübscher als auch reinlicher sind. Es ist mir unverständlich, wie die englische Mission bei ihren Zöglingen Hemden und Hosen einführen konnte. Bei meinen kleinen Expeditionen ins Innere hatte ich eine gute Gelegenheit, die Vorzüge der beiden Trachten zu vergleichen und abzuwägen. Diejenigen unter meinen schwarzen Begleitern, welche die Missionssitte angenommen hatten, verbreiteten einen nichts weniger als angenehmen Geruch, während die bloß mit dem landläufigen Hüftentuch bekleideten Neger bei jeder Gelegenheit ins Wasser sprangen und ihre Haut weit reiner hielten. Jedermann, König Bell und König Acqua nicht aus=

geschlossen, geht barfuß. Aber Hüte tragen die Leute sehr gern und besonders beliebt scheinen Strohhüte zu sein. Die Kleidung der Kamerun-Leute zeugt überhaupt von einer Geschmacksverfeinerung, die den im übrigen als das Ideal aller Neger geltenden Cylinder bereits verworfen hat. Alle Leute von Ansehen und Wohlstand tragen über dem Handgelenk breite, bis zu mehrern Pfund wiegende Manschetten aus Elfenbein, die, da die Neger den beim Ausbohren sich ergebenden Abfall nicht benutzen, sehr teuer und das Paar gewiß auf nicht weniger denn 50 bis 60 ℳ zu stehen kommen. Noch auffallender als diese Sitte erscheint es, daß die Häuptlinge einen besondern Wert darauf legen, an irgend einem Stück ihrer Kleidung ihren in großen Lettern prangenden Namen zur Schau zu tragen, so z. B. am Hut, auf den elfenbeinernen Manschetten oder auf einem über der Brust getragenen Messingschild. Auch lassen die vornehmern Neger, um ihren Reichtum zu zeigen, einen an einer Schnur befestigten Bund Schlüssel vorn auf der Brust baumeln. Wie bei allen Negern und Bantu-Negern legt man besonders viel Wert auf die bisweilen im höchsten Grade künstliche und verwickelte Frisur.

Unter allen Häusern der Eingebornen des Kamerun-Gebiets habe ich bloß ein zweistöckiges, nämlich das von Lock Prisso in Hickory-Dorf, gesehen. Die gewöhnlichen, aus den Blattstielen der (hier fälschlich Bambu genannten) Raphia-Palme erbauten Häuser stehen auf kleinen Plattformen aus Lehm — eine Sitte, die wahrscheinlich noch aus Zeiten herrührt, als die Dualla in oft überschwemmten Gegenden gewohnt haben. Die als Betten dienenden Lattengestelle sind so kurz, daß ein Weißer, der sich nicht gleich den Negern zusammenkauert, kaum darauf zu schlafen vermag. Als Stühle dienende, hübsch geschnitzte Schemel, sehr viel irdenes Geschirr und einiger europäischer Krimskrams bilden den übrigen Hausrat, zu welchem bei jedem reichern Neger noch recht viel billige Koffer, in welchen er seine bunt zusammengewürfelten Schätze aufhäuft, hinzukommen. Als Aborte dienen dem im Grunde genommen durchaus nicht unreinlichen Neger entweder der etwanige Seestrand und die etwanigen Flußufer oder aber kleine Gruben, die mit Erde zugeschüttet werden (im Abo-Land auch kleine Häuschen). Von allen Gewerben scheint trotz des Mangels der Drehscheibe die recht brauchbare Erzeugnisse liefernde Töpferei

am meisten zu blühen. Auch versteht man es, aus dem sehr starken Fasergewerbe der Bananenstaude (Manilla-Hanf) sowohl seidenartige Fäden als auch hübsche, feine Stricke zu bereiten. Die Kunst der Weberei dagegen, die früher jedenfalls in ausgedehntem Maße ausgeübt wurde, ist seit der überreichlichen Einfuhr europäischer Gewebe erloschen. Als wahre Kunstwerke können die in der Bauart unsern Rennbooten ähnelnden, aber sehr viel größern (sie fassen 50 bis 70 Mann) Kriegs-Canoes der Dualla aufgefaßt werden. Man verfertigt sie aus verschiedenen Holzgattungen, namentlich aber, wie ich das in Mungo-Land mehrfach beobachtet habe, aus den gewaltigen Stämmen der Eriodendren, die ausgehöhlt und gleichzeitig während eines sehr langen Zeitraums zu größerer Breite auseinandergezerrt werden. Die ethnographischen Seltsamkeiten, die man im Kamerun-Lande sammeln kann, sind trotz größter Mühe, die man sich geben mag, doch stets und unweigerlich die gleichen oder ähnlichen, nämlich Elfenbein-Manschetten, mit schwarzem Affenfell bedeckte Kriegskappen und Kriegshelme, niedrige holzgeschnitzte Schemel, hölzerne Signal-Trommeln und gewöhnliche, mit Leder überzogene Trommeln, ferner hübsch geschnitzte buntbemalte Boots-Aufsätze und andere Holzschnitzereien, wie z. B. Miniatur-Nachbildungen der Kriegs-Canoes.

Für gewöhnlich, d. h. wenn es keinen Streitfall und keine Festlichkeiten gibt, legen die Neger sich schon wenige Stunden nach Sonnenuntergang, also etwa gegen $8^1/_2$ oder 9 Uhr abends, zur Ruhe nieder. Bei besondern Anlässen kann man dagegen entweder die Signal-Trommeln oder auch die zum Tanz aufspielende Musik die ganze Nacht hindurch erschallen hören. Auch habe ich die Beobachtung gemacht, daß städtische Schwarze, wie man diejenigen von König Acquas Dorf u. s. w. füglich nennen könnte, weit später als die in entlegenen Dörfern wohnenden Neger zu Bette gehen. Rauchen (weit verbreiteter ist jedoch die Sitte des Schnupfens) und Trinken spielen beim Dualla-Neger eine fast noch größere Rolle als bei uns. Rum und Genever sind die Lieblingsgetränke der Schwarzen. Auch Bier genießen sie sehr gern, während Rotwein ihnen nicht munden will. Aber so sehr auch die Eingebornen den Branntwein lieben mögen, so sieht man sie doch beinahe niemals betrunken, und zwar einesteils, weil sie sehr viel vertragen können, und anderenteils, weil ein gewisses Anstandsgefühl vor sinnloser Betrunkenheit zurückschreckt. Die Nahrung ist

vorwiegend vegetabilischer Art. Jene Mandiocca-Wurzeln, deren giftigen Saft die Brasilianer in den Mühlen auspressen lassen, werden hier in Scheiben geschnitten, in feuchte Erde gelegt und, wenn man glaubt, daß der Saft in genügendem Maße entfernt sei, durch Stampfen in einen zähen Brei verwandelt, den man bis zum Gebrauch in grüne Blätter wickelt.

Der angebliche Unterschied zwischen sogenannten echten und Bantu-Negern scheint bloß in Bezug auf die Sprache zu bestehen, während Aussehen, Hautfarbe, Sitten und Gebräuche eine auffallende Uebereinstimmung zeigen. Obwohl über die Grenze zwischen Negern und Bantu-Negern zur Zeit noch nichts weiteres gesagt werden kann, als daß sie wahrscheinlich zwischen dem Rio del Rey und Alt-Calabar zu finden sein würde, so scheint es dennoch festzustehen, daß die Sprache des Kamerun-Volkes von allen Bantu-Idiomen das am weitesten nach Nordwesten vorgeschobene ist. Wie die meisten Bantu-Sprachen, so kann auch das Dualla verhältnismäßig leicht und schnell erlernt werden. Ein Wörterbuch und Bruchstücke einer Grammatik sind in der Baptisten-Mission bei König Acquas Dorf gedruckt worden, dort liegen auch noch einige Dutzend zerfetzte Exemplare auf dem Speicher umher, während man die Bücher käuflich nicht mehr erstehen kann. Neuerdings predigen die Missionare nur noch in ihrer englischen Muttersprache, während von den Kaufleuten einige wenige das Dualla radebrechen, ohne sich fließend darin ausdrücken zu können. Die Erlernung der Landessprache wird dadurch, daß fast alle Händler das Neger-Englisch dieser Küste sprechen und dasselbe auch für vornehmer halten, nicht bloß erschwert, sondern auch anscheinend unnötig gemacht. Die Eingebornen bezeichnen mit dem Worte Dualla sowohl das Land als auch das Volk und die Sprache. Die nächstbenachbarten und ein wenig verschiedenen Dialekte sind Bakwiri, Mungo, Abo und Wuri. Der Dialekt von Bimbia steht in der Mitte zwischen Bakwiri und Dualla, derjenige von Balung in der Mitte zwischen Mungo und Bakundu. Die etwas entfernter wohnenden Budiman-Leute können sich zwar sehr leicht mit Wuri, aber mit den Dualla nur schwer verständigen. Als kleine Probe des Dualla sei erwähnt, daß der gewöhnliche Gruß, also etwa „Guten Tag" „yetusé" lautet, worauf man als Antwort „niambe" zu hören pflegt.

Weit interessanter als die gesprochene Sprache des Kamerun-

Volkes ist die getrommelte, die von der erstern gänzlich verschieden ist und eine Art von Silbensprache zu sein scheint. Auffallenderweise haben diese Neger es in Lautsignalen weiter gebracht als irgendeine europäische Nation. Vermittelst langer und kurzer Trommel-Laute können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mitteilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch solche Trommeltöne von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft hinüberschallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserm Militär üblichen, sondern stellen eine vollkommen ausgebildete Sprache dar, vermittelst deren man nicht nur einige genau bestimmte Befehle, sondern alles und jedes berichten kann. Von keinem andern Volke der Welt weiß man, daß es eine ähnliche Verständigungsart erfunden hätte. Auch am Congo kennt man Hornsignale, durch die sich gar mancherlei mitteilen läßt; aber soviel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Kamerun-Gebiet das Signalwesen zu einer vollkommenen Sprache ausgebildet worden, deren Erfindung vielleicht die größte geistige Leistung der Neger-Rasse darstellt. Wenn ich mit Eingebornen aus dem untern Kamerun-Gebiet landeinwärts reiste, war es mir stets angenehm, durch ihre Kenntnis der Trommel-Sprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen, bald teilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil ich ihn beim Vorübermarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe, bald wurde jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, sich auf einen etwanigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten.

Die Trommel-Sprache muß gleich jeder andern Sprache erlernt werden, und es gibt recht begabte und hochstehende Neger, wie z. B. Jim Equalla von Dido-Stadt, die ihrer nicht mächtig sind. Es scheint, daß die meisten Männer, aber von den Frauen bloß eine Minderzahl sich auf die Trommel-Sprache verstehen. Jedenfalls bedarf man zur Erlernung eines außerordentlich feinen Gehörs, und das merkwürdigste ist, daß diese seltsame Signalsprache auch mit dem Munde nachgeahmt werden kann, wie dies von eingebornen Händlern, die sich in Gegenwart eines die Dualla-Sprache verstehenden Europäers untereinander verständigen wollen, ziemlich häufig geschehen soll. Auf Dualla heißt Wasser Madiba, aber

in der Trommel-Sprache heißt es, soweit mein Gehör zum Verständnis ausreichte, To—ku—lo—o—ku. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommel-Sprache bedient, bloß zwei Töne, allerdings sehr modificirbare Töne besitzt, so müssen die Worte der Trommel-Sprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommel-Sprache im großen und ganzen für jenes Gebiet, in dem sie überhaupt bekannt ist, eine und die nämliche zu sein scheint, so gibt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe und die es mit sich bringen, daß sich dort bloß gewisse Gruppen von Dörfern untereinander verständigen können.

Christen gibt es in Kamerun nur sehr wenig und Mohammedaner gar nicht. Die große Mehrzahl aller Eingebornen sind Heiden, die aus ihren religiösen Anschauungen und Gebräuchen ein solches Geheimnis machen, wie ich etwas ähnliches nirgendswo sonst in Africa beobachtet habe. Ob es wahr ist, wie behauptet wird, daß die Dualla einen guten, bei Spiel und Tanz verehrten Gott namens Munji und einen bösen, bestrafenden, den Tod verursachenden namens Elung verehren, vermag ich nicht mit voller Gewißheit anzugeben. Soviel ist sicher, daß alljährlich große „Elung" genannte oder sich auf „Elung" beziehende Festlichkeiten abgehalten werden, die bis ungefähr Weihnachten anzudauern pflegen. An vielen Orten werden alsdann kleine Binsenhäuschen aufgerichtet, vor denen man tanzt und Opfer darbringt. Kommt ein Europäer in die Nähe, so pflegt man ihn mit den barschen Worten: „Elung live for walk" hinwegzuweisen. Die Neger tragen nämlich bei dieser Gelegenheit auch eine sehr große Kiste umher, über deren Inhalt ich nichts näheres habe in Erfahrung bringen können. Wahrscheinlich dürften außer Elung und Munji auch noch andere Gottheiten verehrt werden. So gibt es z. B. einen Wassergott namens Dschengu, von dem erzählt wird, daß er mit umgekehrten Füßen, also die Zehen nach hinten, über das Meer dahinschreite, und dem man häufig vor Beginn eines Fischzuges Opfer darbringt. Als die mächtigste Verkörperung des Göttlichen scheint dagegen Ngambi angesehen zu werden. Ich sage absichtlich Verkörperung des Göttlichen und nicht Gott, denn bei den religiösen Ceremonien scheint die Ansicht zu herrschen, daß ein Stock oder sonstiger Gegenstand, den man zu diesem Zweck auswählt, von Ngambi zur Behausung gewählt werde und nun-

mehr sehen und hören könne. Im übrigen scheint Ngambi so etwas wie ein Erdgott zu sein, von dem sowohl Krankheiten und Unglücksfälle als auch Reichtümer herrühren. Kein Wunder also, daß man grade diesem Gott eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Ein anderes Princip vertritt Nyambe, den die Missionare als einen Gott des Himmels und gleichzeitig als höchsten Gott aufzufassen geneigt sind, wobei ich jedoch nicht unerwähnt lassen möchte, daß die Angaben der Neger sich im allerhöchsten Grade widersprechen. Durch den Einfluß der Missionare ist das Wort Loba, welches ursprünglich Himmel (und bloß bei einzelnen Stämmen, wie z. B. den Bakwiri, gleichzeitig auch Gott) bedeutet zu haben scheint, auch unter den heidnischen Negern zur Bezeichnung des höchsten göttlichen Wesens immer mehr in Aufnahme gekommen. Vielleicht sind Munji, Nyambe und Loba bloß verschiedene Worte für ein und dasselbe göttliche Princip. Noch wäre des Wortes Bedimo oder Edimo Erwähnung zu thun, welches mit Waldgott, Waldgespenst, Pan, panischer Schrecken, Geister-Erscheinung oder Gespensterwelt übersetzt werden könnte. Vor Bedimo fürchten sich die Dualla, wenn es im Walde dunkel wird; auch sollen sie diesem Buschgott ab und zu regelrechte Opfer darbringen.

Es kann mit ziemlicher Bestimmtheit behauptet werden, daß die Dualla solche Götzenbilder, wie sie an der Sklavenküste ganz allgemein verbreitet sind, nicht besitzen. Ob die Behauptung der in den Factoreien verkehrenden Dualla, daß sie an kein Fortleben nach dem Tode glauben, richtig ist, vermag ich nicht anzugeben, möchte aber eher an das Gegenteil glauben, namentlich auch deshalb, weil das Vorhandensein einer Art von Ahnencultus keinem Zweifel unterliegen kann. Ob die allgemein verbreitete Beschneidung mit religiösen Gebräuchen zusammenhängt oder bloß eine altüberlieferte Sanitätsmaßregel ist, konnte noch nicht festgestellt werden. Das letztere ist wohl wahrscheinlicher. Der materielle, vorwiegend auf Handel und Erwerb gerichtete Sinn der Dualla verleiht sogar ihren logenartigen Verbindungen oder Orden, die unzweifelhaft religiösen Ursprungs sind, eine praktische Bedeutung. Denn die Mitglieder dieser Orden — deren höchster Djingo, ein anderer Egbo und einer für die Jünglinge Kungolo heißt — handhaben nicht bloß eine gewisse barbarische Rechtspflege, sondern sind auch verpflichtet, selbst in Kriegszeiten ihren sich durch ein gewisses Zeichen zu erkennen gebenden Ordensbrüdern Schutz zu

verleihen. Die Hexerei spielt bei den Dualla, trotzdem dieselben keine berufsmäßige, sondern bloß sozusagen freiwillige und unbesoldete Fetischpriester besitzen, eine beinahe ebenso große Rolle wie bei den Bakwiri. Schon am Abend meiner Ankunft in Kamerun sah ich zwei Negerhäuser in Flammen stehen und erfuhr auf meine Frage, was das bedeute, daß der Besitzer dieser Hütten im Verdacht stehe, ein kurz vorher gestorbenes Mädchen behext zu haben. Am folgenden Morgen wurde der Unglückliche im Flusse ertränkt. Ob man ihn vorher einem Gottesgericht unterworfen, habe ich nicht erfahren können. Auch in Kamerun besteht die weitverbreitete Sitte, daß man vermeintliche Verbrecher Gift trinken läßt und aus der Wirkung über ihre Schuld oder Unschuld urteilt.

Die in ganz Westafrica verbreitete Anschauung, daß Frauen Besitz oder Capital seien, wird bei keinem andern Stamm mit solcher Schroffheit gehandhabt, wie grade bei den Dualla. Man kann sogar behaupten, daß die verschiedene Auffassung der Frauenfrage den wesentlichsten Unterschied zwischen den Dualla und den meisten andern Bantu-Stämmen darstellt. Auch in andern Teilen Westafricas gibt der Besitz möglichst vieler Frauen Ruhm und Ansehen, sodaß, während reiche Leute Dutzende von Weibern haben, die ärmern nicht einmal eine einzige Genossin erwerben können. Aber jene strenge Durchführung dieser Sitte, die es mit sich bringt, daß schon wenige Jahre nach der Geburt jedes Mädchen diesem oder jenem vornehmen Manne zugesprochen ist, findet sich einzig und allein bei den Dualla. Angenommen, daß diesem oder jenem Häuptling des Dualla-Volkes oder auch eines Nachbarstammes eine Tochter geboren wird, so wird sich schon bald, sei es König Bell, sei es König Acqua oder irgend ein anderer Vornehmer, um deren Besitz bewerben. Das kleine Mädchen bleibt bloß bis zu jenem Alter, in welchem es bei uns schulpflichtig werden würde, bei den Eltern und wird dann mit 5, 6 oder höchstens 8 Jahren in den Haushalt ihres zukünftigen Gatten aufgenommen. Ist die Jungfrau zu einem Alter von 10 oder 12 Jahren herangereift, so findet unter gewissen Ceremonien die Verehelichung statt.

Die Folge dieses Systems ist, daß es freie Mädchen oder solche, deren Eltern frei über sie verfügen könnten, gar nicht gibt. Will ein Weißer sich mit einem schwarzen Weibe verehelichen, so hat er sich dieserhalb nicht wie in andern Teilen Westafricas an die Eltern, sondern an den zeitweiligen oder zukünftigen Gatten

zu wenden. Obwohl die Frauen einer gewissen Freiheit und Selbständigkeit durchaus nicht entbehren und auch gar nicht schlecht behandelt werden, so habe ich doch noch kein Volk kennen gelernt, bei dem das Weib in gleichem Grade wie grade hier in Kamerun als Ware verkauft und verschachert wurde. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß, falls durch den Richterspruch eines Königs oder Häuptlings auf eine in Weibern zu zahlende Geldbuße erkannt worden ist, keine Frauen an Zahlungsstatt angenommen zu werden brauchen, deren Wert sich beim Verkauf auf weniger als 1200 Bar (nominell 1200 ℳ) belaufen würde. Aeltere und arbeitsuntüchtige Frauen gelten als minderwertige Scheidemünze. Zu dieser anscheinend geringschätzigen Behandlung des weiblichen Geschlechts steht es bloß scheinbar im Widerspruch, daß Ehebruch aufs strengste bestraft wird. Denn der Dualla-Neger sieht im Ehebruch weniger eine moralische als vielmehr eine pecuniäre Schädigung seiner Interessen. Und aus demselben Beweggrund hält er mit solcher Halsstarrigkeit, daß Mulatten, wenn sie einmal vorkommen sollten, getötet werden, auf unvermischte, reine Rasse. Abgesehen davon, daß Weiber die sicherste und bestrentirende Capitalanlage sind — nirgendwo in ganz Westafrica steht ihr Preis so hoch wie grade in Kamerun —, hat der zum Dualla-Stamm gehörige Händler noch einen ganz besondern Grund, sich mit möglichst vielen Ehegenossinnen auszustatten. Denn durch diese zahlreichen Heiraten — wenn man die Sache so nennen darf — kommt er zum großen Nutzen seiner Handelsthätigkeit in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu so ziemlich allen umwohnenden Sippen und Stämmen. König Bells enge Verbindung mit dem Mungo-Lande ist in erster Linie dadurch herbeigeführt worden, daß er und seine Leute dort besonders häufig als Freier aufgetreten sind.

König Acqua, der wohl nicht viel älter als etwa 30 Jahre ist, soll so ungefähr 50 Weiber und zu Weibern erhobene Sklavinnen besitzen. Der alte König Bell begnügt sich dagegen neuerdings mit einer geringern Anzahl. Sein Sohn und Thronfolger Manga Bell hatte, als er nach 5jährigem Aufenthalt in England zur Heimat zurückkehrte, die Absicht, bloß eine einzige Frau zu ehelichen. Aber schon bald veranlaßten ihn der eigene Geschmack und das Drängen seines Volkes, zu den Sitten der Vorfahren zurückzukehren. Abseits von der Küste habe ich mehrfach gehört, daß Europäer gefragt wurden: „Und wie viele Frauen

hast denn du?“ Erwiderten sie der Wahrheit entsprechend: „keine“, so erregte das anfänglich Erstaunen und später so etwas wie Verachtung. Von Liebe in unserm Sinne kann bei den Dualla noch weniger als bei andern Negerstämmen die Rede sein. Ich habe wohl gesehen, daß ein Neger sein Kind, aber ich habe nie gesehen, daß er sein Weib geliebkost hätte. Das Küssen ist unbekannt. Man kennt dagegen beim Wiedersehen nach langer Trennung oder bei lebhafter Begrüßung so etwas wie eine Umarmung, die allerdings mehr ein Aneinanderlegen der Schultern, als eine Umarmung in unserm Sinne ist. So beobachtete ich beispielsweise König Bells Abschied von einer 14- oder 16jährigen Tochter, die zu einem andern Dorfe gebracht werden sollte. Nicht ohne Rührung drückte der alte stattliche Mann seine Schulter mehrfach an diejenige des bis auf ein Hüftentuch ganz nackten aber mit Elfenbeinringen und anderm Schmuck überladenen und etwas wild aussehenden Mädchens. Trotz aller Mangelhaftigkeit der Bekleidung ist der Unterschied zwischen einer solchen Königstochter und einer Sklavin kaum weniger groß als derjenige zwischen einem europäischen Bürgermädchen und einer Arbeitsfrau. Auch hier sind ebenso wie bei uns die höhern Classen in Bezug auf körperliche Kraft und Schönheit den niedern überlegen.

Die zu Anfang unserer deutschen Colonialpolitik häufig erörterte Frage der Aufhebung der Sklaverei ist weder eine so dringende noch eine so schwierige, wie es wohl den Anschein haben könnte. Der Sklavenhandel ist ja ziemlich leicht zu unterdrücken. Sehr schwer würde es dagegen sein, die Haus-Sklaverei mit Einem Schlage abzuschaffen. Aber das ist ja durchaus nicht nötig. Wie vermöchte man überhaupt einen Haus-Sklaven von Familienmitgliedern zu unterscheiden? Häufig werden die Haus-Sklaven als Söhne des Besitzers bezeichnet, was schon zur Genüge die patriarchalische Natur des Verhältnisses anzeigt. Daß die Sklaven nicht allzu streng gehalten werden, kann man auch daraus ermessen, daß sie in besondern Dörfern wohnen dürfen. Es gibt sogar Sklaven, die eine bedeutende Anzahl Frauen haben und wegen dieses ihres privaten Besitzes besonders hoch geschätzt werden. Der Vorteil, den die Dualla von ihren in besondern Ortschaften wohnenden Sklaven haben, besteht darin, daß die letztern einen Teil der von ihnen gebauten Feldfrüchte abliefern, das Vieh ihrer Herren ernähren und verpflegen sowie auch ab

und zu in anderer Weise für dieselben arbeiten müssen. Das Leben eines Sklaven wird aber doch nicht besonders hoch geschätzt. Haben sich Schwarze eines schwerern Vergehens gegen einen Weißen schuldig gemacht und wird die Auslieferung des Uebelthäters verlangt, so pflegt man nur allzu gern mit der den Schwarzen zu Gebote stehenden List einen Sklaven anstatt des wirklich schuldigen Freien auszuliefern. Schon mancher arme Sklave ist auf diese Weise unschuldig hingerichtet worden. Dieser Geringschätzung entspricht die Bezeichnung „Nigger" die von freien Negern häufig auf ihre Sklaven angewandt wird. Einen freien Mann so zu nennen, würde die größte Beschimpfung sein. Auch dünken sich die schlauen und durchtriebenen Dualla weit höher als die im Dienste der Europäer arbeitenden Kru-Leute. Obwohl die Mehrzahl aller Kru-Jungen freie Leute sind, wird das Dienstverhältnis dennoch als eine Art von freiwilliger Sklaverei aufgefaßt. Als König Acqua einmal etwas barsch angeredet beziehentlich die Treppe hinuntergewiesen worden war, wußte er nichts Besseres zu thun, als beständig: „I am not your Krooboy" zu schreien. Der Preis eines ausgewachsenen Sklaven stellt sich zur Zeit bloß auf 5 Kru, während kleinere Knaben oder junge Mädchen sehr viel teurer sind. Die Töchter der Sklaven gehören nicht etwa dem Vater, sondern dem Besitzer und werden meistens als Bezahlung für Elfenbein ins Innere verkauft, wo man zwischen Sklavinnen und freien Weibern keinen so großen Unterschied macht wie in Kamerun. Die von freien Männern mit Sklavinnen erzeugten Kinder genießen im großen und ganzen die gleichen Rechte wie die von freien Weibern geborenen. Bloß in Bezug auf Thronfolge oder Erbberechtigung und auch in einigen andern Dingen, wie z. B., daß die Halbfreien ohne weiteres geprügelt werden dürfen, wird ein gewisser leiser Unterschied gemacht.

Die Thronfolge — wenn man betreffs der Kaufmanns-Könige und der Kaufmanns-Häuptlinge von einer solchen sprechen darf — ist durchaus nicht streng geregelt. Dem Vater folgt gewöhnlich der älteste Sohn (nicht wie bei andern Negerstämmen der Neffe), wenn derselbe beim Tode des Vaters bereits erwachsen und auch sonst dem Volke genehm ist. Ist der Sohn beim Tode des Vaters noch ein Kind, so wird ein anderes Mitglied der Familie erwählt, ohne daß der geschädigte Sohn jemals wieder in seine Rechte eintritt. Er kann höchstens bei einer neuen

Vacanz ebenso wie jedes andere Mitglied der Familie concurriren. Beim Wahlverfahren haben diejenigen, die den meisten Handel treiben oder durch Energie und Rednertalent hervorragen, den größten Einfluß. Man hört jedoch häufig Klagen darüber, daß dieser oder jener Häuptling gegen besseres Wissen seinen „jungen Leuten“ habe nachgeben müssen, daß überhaupt alles Unheil von den unbesonnenen, halberwachsenen, jungen Schreiern herrühre. Die kleinen Kartenkönige von Kamerun sind eben zu machtlos, als daß sie etwas Wichtiges ohne die Unterstützung der Angesehenern unter ihren Unterthanen thun können. Wo man sich über die Wahl eines Königs nicht hat einigen können, bleibt, wie zur Zeit in Bimbia, ein Interregnum bestehen. Manga Bell, der etwa 30jährige Sohn des Königs Bell, hat, obwohl er in England erzogen worden, doch so vollständig Kleidung und Sitten seiner Stammesgenossen angenommen, daß nur der schönere und kühnere Ausdruck seiner Augen, seiner Adlernase, seiner Gesichtszüge, seiner ganzen Gestalt ihn von den übrigen Halbwilden — was im Grunde genommen die Dualla doch auch heute noch sind — unterscheidet. Es ist so augenscheinlich, wie glücklich Manga Bell sich in seiner Häuptlingsrolle fühlt, daß er ganz gewiß nimmermehr in die Schranken der schnell abgeworfenen europäischen Civilisation zurückkehren möchte. Der wenig Tact besitzende König Acqua läßt seinen ungefähr 10jährigen und fast etwas zu aufgeweckten Thronerben „Prinz“ nennen und möchte ihn in Deutschland erziehen lassen.

Die kleinen Könige des Kamerunlandes haben häufig genug Kriege untereinander geführt. Im allgemeinen sind jedoch die Leute weit mehr auf den Handel versessen, als auf die Entfaltung kriegerischer Tapferkeit. Speere sind selten und Bogen und Pfeile, wenn sie überhaupt vorkommen, noch seltener; die Bewaffnung besteht meistens in Steinschloßgewehren oder Hinterladergewehren (Snider-System) und in kurzen Schwertern beziehentlich langen Messern. Man berechnet die Zahl der im Besitz der Dualla befindlichen Hinterladergewehre auf 1000. Von den annähernd 400 Joss-Leuten, die im December 1884 gegen uns kämpften, sollen etwa ein Dutzend Winchester-Repetirgewehre, etwa 150 bis 200 Snider-Gewehre und der Rest Percussionsgewehre, Steinschloßgewehre oder sogar noch Lanzen geführt haben. Die Waffen werden sehr schlecht gehalten und alle Snider-Gewehre,

die ich sah, waren unglaublich verkommen und verrostet. Die Kriegshelme gleichen dem bairischen Raupenhelm. Sie haben bisweilen zum Schutze der Ohren und Schläfe bestimmte viereckige Klappen, wie sie sich in der gleichen Form und zum gleichen Zweck auch bei den altgriechischen Helmen vorfinden. Ueberzogen sind die Helme meistens mit schwarzem Affenfell. Von einer Vergiftung der Waffen ist mir niemals etwas zu Ohren gekommen. Man liebt es dagegen, mit gehacktem Blei zu schießen.

Zur Kriegsausrüstung der Könige gehören in erster Linie die schmalen, buntbemalten und bis zu 17 Meter langen Kriegscanoes, die von wahrhaft künstlerischer und an die besten Leistungen Englands erinnernder Bauart sind. Diese Kriegscanoes mit der 50 bis 60 Köpfe zählenden wohlgeschulten Bemannung von Ruderern und Kriegern und dem bunten, aber durchaus nicht geschmacklosen Aufputz gewähren einen imponirenden Eindruck. Gewöhnlich steht hoch aufgerichtet der Führer mit Gewehr und Kriegshelm in der Mitte. Bei feierlichen Gelegenheiten ist das Vorderteil eines solchen Canoes mit hübsch geschnitztem, viele Menschen- oder Tierfiguren enthaltenden und buntbemalten Aufsatz geschmückt. Was die Art der Kriegsführung anbelangt, so werden im Gegensatz zu den Südseevölkern etwanige Gefangene nur in sehr seltenen Ausnahmefällen getötet. Gleich allen westafricanischen Negervölkern haben auch die Dualla nicht grade sehr viel Initiative, und kühne Ueberfälle scheinen ihrer Natur nur wenig zu entsprechen.

Die Stelle unserer Gesetzbücher vertritt bei den Dualla ein durch alte Ueberlieferung sozusagen codificirtes Rechtssystem, welches im großen und ganzen mit den Rechtsanschauungen aller übrigen westafricanischen Völker übereinstimmt. Bei Totschlag wird, bloß für Sklaven, aber nicht für Freie, ein Sühngeld angenommen. Während meines Aufenthalts in Kamerun erstach ein Acqua-Mann einen andern, nachdem sie vorher im Spiele Streit bekommen hatten. Die Familie des Getöteten wandte sich, von der Selbsthülfe Abstand nehmend, an die deutschen Behörden. Diese (d. h. der Admiral) billigten, als der Verbrecher gefangen genommen worden war, das von den Eingebornen ausgesprochene Todesurteil und überließen diesen auch die Vollstreckung. Wie man mir erzählte, brachte man den gefesselten Verbrecher zum Strande herunter, setzte ihn auf eine Kiste, die sein Sarg werden

sollte, und ließ zwei Sklaven aus allernächster Nähe auf ihn schießen. Der Hingerichtete hatte am Morgen vorher beim Woermannschen Hauptagenten anfragen lassen, wie hoch sich seine Schulden beliefen, weil er dieselben seinen Erben übergeben müsse. Auch hatte er um 2 Faden (4 englische Yards) Seidenzeug gebeten, weil er in anständiger Kleidung zu sterben wünsche.

Diebstahl gilt ebenso wie bei den alten Spartanern bloß dann für schimpflich, wenn der Dieb sich ertappen läßt. „If man catch thief bad too much“ pflegen die Schwarzen in ihrem komischen Englisch zu sagen. Wie in ganz Westafrica herrscht auch hier der Gebrauch, daß, wer den Dieb abfaßt, ihn sofort bestrafen darf. Ein an der ganzen Westküste verbreiteter Gebrauch ist der, säumige Schuldner, wenn man die Macht dazu hat, gefangen zu nehmen und nicht eher wieder loszulassen, bis die Schuldsumme gezahlt worden ist. Wie schon vorher erwähnt, finden sich gewisse Rechtsanschauungen und Gebräuche bei den verschiedensten Völkern, die sonst beinahe gar nichts Gemeinsames haben, so z. B. der Gebrauch, daß die Könige oder Häuptlinge einer mißliebigen Kaufmannsfirma den Handel unterbinden (stopping of trade). An den Flüssen gilt die Verhinderung des Verkehrs als eins der gewöhnlichsten Kampfmittel, mit denen sich feindliche Negerstämme unter einander befehden.

Sehr schwer hält es, über die Erbschaftsverhältnisse Aufschluß zu erhalten. Wie mir mehrfach erzählt wurde, erbt bei den Dualla der älteste Sohn die Frauen und die Schulden und participirt dann mit den übrigen Söhnen (die von Sklavinnen geborenen nicht ausgeschlossen) an dem Sklaven- und Mobiliarbesitz.

---

image
not
available

Capitel V.

Schwarze Studien.

(Weiße und schwarze Frauen. — Africanische Liebe. — Die Herzensergüsse einer Mulattin. — Der Körperbau der Neger und Negerinnen. — Nacktheit wie nirgendswo sonst auf der Erde. — Die Bizarrerieen der ersten Bekleidungs-Versuche. — Charakterzüge des wilden und des uncivilisirten Negers. — Einheimisch-africanische Cultur und die After-Cultur an der Küste. — Nationalgefühl fehlt bisher noch. — Die verschiedenen Religionssysteme der Negervölker. — Sklaverei. — Die Anfänge des Kunstgewerbes. — Elfenbein-Schnitzereien. — Außerordentliche Beanlagung für den Handel.)

Nachdem im vorigen Capitel die Sitten und Gebräuche der Dualla besprochen worden sind, möchte ich den geneigten Leser einladen, sich unter meiner Leitung etwas eingehender mit gewissen Problemen zu beschäftigen, die sich nicht bloß auf diesen oder jenen Stamm, sondern gleichmäßig auf alle Neger und Bantu-Neger Westafricas beziehen.

Da man nicht anzunehmen pflegt, daß der Mensch zur Ehelosigkeit geboren sei, so ist es eine heikle Frage, wie jene Weißen, die ihren Lebensunterhalt in Africa verdienen müssen, sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber stellen sollen. Sollen sie sich, wie das manche thun, in Europa verheiraten und dann, sobald sie nach Africa zurückkehren, ihre Frauen zu Hause lassen? Das ist sehr hart, weniger hart für den Mann, dessen Zeit durch Arbeit und Gelderwerb ausgefüllt wird, als für die Frau. Ein kurzes Wiedersehen nach zwei bis drei Jahren vermag kaum für die lange Dauer der Trennung zu entschädigen. Und wenn dann

endlich in günstigen Fällen die erhofften Geldmittel verdient sind, so ist man inzwischen alt geworden und sich gegenseitig entfremdet.

Auch der Versuch, europäische Frauen zur Westküste von Africa zu bringen, hat sich im großen und ganzen nicht bewährt. Manche Leute wollen sogar behaupten, es liege darin seitens der Männer eine unverantwortliche Grausamkeit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Europäerinnen, falls ihnen nicht ein ganz außerordentlicher Comfort zur Verfügung steht, das Klima der Tropen sehr viel schlechter als ihre Männer vertragen, daß sie nach jeder Geburt leicht dahinsiechen und vor allem bestürzend schnell altern. In Englisch-Indien kann man noch blühende Frauen- und Mädchengestalten sehen, aber schon in Insel-Indien sind bei allem Liebreiz und allem augenscheinlichem Wohlbehagen die Gesichter der dort lebenden Holländerinnen blaß. Und wie nun erst in Westafrica? Die französischen Nonnen in Gorée und in Gabun sind leibhaftige Skelette. In dem Grade, wie Luxus und Comfort zunehmen, werden besonders solche Leute, welche, wie die englischen oder französischen Colonialbeamten und Colonialofficiere, bloß kürzere Zeit in Westafrica verweilen, immer häufiger ihre Frauen und andere weibliche Mitglieder ihrer Familie mit herausbringen. Schon jetzt geschieht das namentlich in Accra, Lagos und Gabun sehr viel häufiger als noch vor zehn Jahren. Aber was für den Beamten, den Officier gilt, paßt nicht für den Kaufmann, der bisweilen die Hälfte seines Lebens in Africa zubringt.

Soll sich der weiße Kaufmann kirchlich und gesetzlich mit einer Schwarzen verehelichen, die zwar das Klima recht gut verträgt, die er aber kaum jemals in die bessere europäische Gesellschaft würde einführen können? Alle Verheiratungen weißer Männer mit schwarzen Frauen — und es sind mir darüber manche Geschichten erzählt worden — haben früher oder später zu einem schlimmen Ende geführt. Was sollte auch die schwarze Frau in Europa, wo, selbst wenn sie ihren Mann niemals wirklich geliebt hat, das eitle, herrschsüchtige Herz vor Neid bricht, wo der weiße Mann unter dem erdrückenden Einfluß seiner Umgebung die schwarze Gefährtin als lästigen Ballast zu betrachten beginnt? Wer möchte gern mit solch schwarzem Gegenstand am Arm den spöttischen Mienen seiner Freunde trotzen? Auch sind die schwarzen Frauen nur selten danach, daß sie sich selbst unter günstigern Umständen die nötige Achtung erobern könnten.

Bleibt also für die Kaufleute, die gezwungen sind, in Africa, und zwar wohlverstanden in einem heißen Klima zu leben, dem in mancher Hinsicht Rechnung getragen werden muß, nur noch das vierte Mittel, nämlich sich nach Landesbrauch auf Zeit, d. h. für die Dauer ihres Aufenthalts an einem bestimmten Puncte, zu verehelichen. Diese Sitte entspricht so vollständig den eigenen Gebräuchen und den altüberlieferten Anschauungen der Schwarzen, daß niemand etwas Arges darin findet. Erst an sehr wenigen Orten ist durch den Einfluß der Mission bei einem verschwindend kleinen Teile der weiblichen Bevölkerung die ursprüngliche Naivetät durchbrochen und die Ansicht, daß kirchliche Verehelichung etwas besseres sei, zur Geltung gebracht worden. Ob die Mission damit besonders viel erreicht hat, bleibe dahingestellt; so viel ist sicher, daß sich ihre Schülerinnen nicht weniger gern als alle übrigen Töchter des Landes auf Zeit verheiraten.

Die Stellung, welche die nach Westafrica kommenden Europäer den schwarzen Schönen gegenüber einnehmen, pflegt in kurzen Zügen dargestellt folgende zu sein. Erster Eindruck so ungünstig wie möglich. In solche Scheusale, heißt es, sollte man sich verlieben können? Unmöglich, undenkbar, unerhört! Ja, wenn sie noch Corsetten trügen. Sehen Sie nur diese und diese und diese da! Das sind ja Macbeths leibhaftige Hexen.

Aber allmählich verblassen die aus der Heimat mitgebrachten, in Gemüt und Phantasie aufgespeicherten Bilder. Der einsam an entlegenem Orte sitzende weiße Mann findet, daß junonische Gestalten, ein hübsches Gesichtchen und freundliches, mit ein klein wenig Koketterie verbundenes Wesen bei den Negerinnen denn doch gar nicht so selten seien. Das ist der zweite Standpunct, der Standpunct der meisten in Westafrica lebenden jungen Männer. Eine Reihe von Jahren, bei einigen weniger, bei andern mehr, und wir stehen auf dem dritten Standpunct. Man findet, daß die Neger-Rasse mit Einschluß des weiblichen Teils zwar höchst nützlich und brauchbar, aber doch im Grunde genommen Canaille sei. Alsdann tauchen in verjüngter Form die Bilder der ersten in Europa verlebten Jugend wieder auf. Wenn man genug Geld verdient und die Malaria den Körper noch nicht ganz zerrüttet hat, so ist man alsdann reif zur Rückkehr in die Heimat. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß manche Leute ihr ganzes Leben lang auf dem zweiten Standpuncte stehen

bleiben und daß ich aus dem Munde höchst vernünftiger Männer gehört habe, sie gäben, wenn sie nicht in europäischen Gesellschaftskreisen leben müßten, der Negerin den Vorzug vor der Europäerin.

Europäer, die in Africa lebend eine Negerin zum Weibe genommen haben, äußern übereinstimmend, daß weder von Liebe noch von Treue in europäischem Sinne die Rede sein könne. Unendlich viel häufiger verliebt sich der weiße Kaufmann in seine schwarze Gefährtin, als jene in ihn. Oder vielmehr das letztere kommt gar nicht vor. Hunderte Male habe ich an den verschiedensten Orten das Thema besprechen hören, aber es ist mir kein einziger Fall zu Ohren gekommen, daß eine echte und unverfälschte Negerin zu einem weißen Manne in Liebe entbrannt wäre. Schwarz, sagt man hier, bleibe bei Schwarz und fühle sich am meisten von Schwarz angezogen. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die schwarzen Mädchen, obwohl meistens nicht sie selbst, sondern die Eltern über ihr Los bestimmen, nicht ungern Gefährtinnen der Weißen werden. Aber die Beweggründe haben nichts mit Liebe gemeinsam. Habgier, Eitelkeit, Freude am Putz, am bequemen Leben und Herrschsucht spielen dabei die hervorragendste Rolle, und ich habe mich nie dem Eindruck verschließen können, daß diese schwarzen Schönen, die ohne zu lieben die Gefährtinnen eines weißen Mannes werden, zwar unzweifelhaft höher, aber doch nur einige Stufen höher stehen als Prostituirte. Das stupideste europäische Landmädchen ist gegenüber einer africanischen Königstochter doch immer noch ein ideal veranlagtes Wesen. Natürlich gibt es wohl Ausnahmen, aber diese Ausnahmen sind so selten, daß sie gar nicht in Betracht kommen, daß derjenige, der nicht lange Jahre im Lande lebt oder bei kürzerm Aufenthalt von Ort zu Ort wandert, sie niemals kennen lernen wird. Ich habe in Africa eine einzige Negerin gesehen, die einen classisch schönen Wuchs und ebensolche Gesichtszüge besaß, die auch in Europa bei weißer Hautfarbe schön zu nennen gewesen wäre. Aber ich habe keine einzige Schwarze kennen gelernt, von der ich hätte annehmen können, daß sie für einen Mann, den sie liebte, durch Feuer und Wasser gehen oder gar sich selbst aufopfern würde.

Stellt man an einen der hier wohnenden Europäer in verblümter Form die verfängliche Frage: Sagen Sie einmal, glauben Sie denn, daß Dada (oder wie das schwarze Wesen heißen mag)

treu sei? so wird man zunächst ein: Ganz gewiß, ohne jeden Zweifel, ich habe nicht den leisesten Argwohn zu hören bekommen. Aber diese starke Bejahung klingt schon, als ob sie nicht von Herzen käme, und wenn man mit der nötigen Vorsicht weiter nachforscht, so wird in neun Fällen von zehn die Bejahung in weniger schroffer Form und vielleicht sogar mit einiger Einschränkung wiederholt werden. Es heißt dann: sie würde sich niemals von einem andern Weißen die Cur machen lassen. — Aber von einem Schwarzen?

Das ist ein wunder Punct. Schließlich platzt so etwas heraus, wie: Ja, einen schwarzen Liebhaber haben doch wohl alle, nur weiß man es nicht und will es nicht wissen.

Und dann folgen Beschönigungen, Entschuldigungen und Erläuterungen der mannigfachsten Art. Was anders könnten Sie denn erwarten, heißt es, wenn wir Europäer ja doch in so und so viel Jahren, die Gefährtin zurücklassend, zur Heimat zurückkehren. Die schwarzen Mädchen wissen das ganz genau und handeln dem entsprechend.

Aber vielleicht ist es Ihnen doch auch in Europa einmal vorgekommen, daß ein Mädchen von geringerm Stande, ein Mädchen, das Sie, wie man zu sagen pflegt, niemals hätten heiraten können, eine Neigung zu Ihnen faßte. — Vielleicht ja, vielleicht nein.

Nehmen wir das „Vielleicht ja“ an und sagen Sie mir daraufhin, ob Sie auch damals an der Treue gezweifelt haben würden. — Nein.

Und ob Sie eine Untreue beschönigt haben würden. — Nein.

Hier liegt der Unterschied zwischen dem schwarzen und dem weißen Weibe, der Negerin und der Europäerin.

Die schwarzen Weiber ziehen entschieden schwarze Männer vor. Weißen Männern wenden sie sich weit mehr aus Herrschsucht und Habgier als aus Liebe zu. Eine Negerin verliebt sich nicht in ähnlichem Sinne wie eine Europäerin, nicht einmal wie das uncivilisirteste europäische Bauernmädchen. Die Liebe in dem Sinne, wie wir sie auffassen, ist eine Frucht unserer Cultur. Sie entspricht einer höhern Entwicklungsstufe der in unserer Natur schlummernden Anlagen, als die Neger-Rasse sie erreicht hat. Nicht bloß, daß jene zahlreichen Functionen des Geistes, des Gemütes und des Herzens, welche wir unter den Begriff der

Liebe zusammenfassen, dem Neger fremd sind. Nein, auch in rein körperlicher Hinsicht kann man behaupten, daß sein Nervensystem nicht nur weniger reizbar, sondern auch weniger gut entwickelt sei. Der Neger liebt, wie er ißt und trinkt. Für alle diese Dinge hat er eine ganz besondere Vorliebe. Es gibt Neger genug, die, wenn sie die Mittel hierzu besitzen, im Essen und Trinken ganz Erstaunliches leisten. Aber eben so wenig wie einen schwarzen Feinschmecker habe ich jemals einen Neger gesehen, der der Wollust eine idealere Seite abzugewinnen vermocht hätte. Der Neger, dem es durchaus nicht an Genußsucht fehlt in dem Sinne, wie er dieselbe auffaßt, mag sich Dutzende und aber Dutzende von Weibern kaufen, ohne doch jemals zu irgendeiner davon eine überwältigende Neigung zu verspüren. Liebe ist unter den Schwarzen ebenso sehr Geldsache wie der Palmöl- oder Elfenbein-Handel. Der Schwarze kauft seine Frau, wenn dieselbe noch ein Kind ist; in dem Alter, wo bei uns die Jungfrau ihre ersten Bälle besucht, ist das ohnehin nicht besonders empfindliche und reizbare Nervensystem der Negerin völlig abgestumpft, sodaß sie es ganz als selbstverständlich betrachtet, wenn sie als Ware verkauft und abermals verkauft wird. Man hört oft genug von „Weiber-Palaver", die ganz ebenso wie die „Ziegen-Palaver" als eine Schädigung des Eigentums aufgefaßt werden, aber man hört niemals, thatsächlich niemals von einer Liebesgeschichte. Die Negerin besitzt niemals einen „Schatz", weder in ganz jungen Jahren noch nach der sogenannten Verheiratung. Sie wird betrachtet und betrachtet sich als Ware und als Arbeitstier. Daß sie außerdem noch ein Weib ist mit eigenen Empfindungen und Gefühlen, ist Nebensache.

Trotzdem ist die Negerin zum allerwenigsten eben so eitel wie die Europäerin und in ganz jungen Jahren wohl auch ein wenig kokett. Ein hübsches Gesicht und eine gute Figur kommen bei dem, der ihr gefallen will, weit weniger in Betracht als der Besitz von so und so viel ihre Eitelkeit reizenden Stücken Zeug. Ich will nicht grade sagen, daß die Negerin einen alten Mann ganz eben so gern sehen würde wie einen jungen. Aber zwischen einem gut gewachsenen und einem weniger gut gewachsenen würde sie gewiß keinen Unterschied machen. Auch dem männlichen Neger scheinen die uns in Fleisch und Blut übergegangenen Anschauungen über weibliche Schönheit zu fehlen. Er kauft zwar mit Vorliebe

ganz junge Mädchen, aber der Beweggrund ist weit entfernt von einer idealen Verehrung des Schönen. Junge Frauen sind eben jung, sind kräftig und arbeitsam. Aber im großen und ganzen wird zwischen Weib und Weib, zwischen hübschen und häßlichen, zwischen gescheiten und dummen Frauen gar kein Unterschied gemacht. Ein junger oder alter Neger mag auch in Bezug auf dessen Weiber in das Gehege seines Nachbarn geraten, genau ebenso wie er dessen Hühner verspeist und seine Ziege „behext“. Es folgt dann auch stets ein recht böses Palaver, das schwere Geldbußen nach sich zieht. Aber daß ein junger Mann zu diesem oder jenem bestimmten Mädchen in heftiger Liebe entbrannt wäre oder umgekehrt, ist mir niemals zu Ohren gekommen. Daß das Verständnis für weibliche Schönheit und Anmut so sehr mangelhaft entwickelt ist, erscheint um so auffallender, da der Neger im übrigen trotz seiner vorwiegend auf das Praktische und Kaufmännische gerichteten Beanlagung doch auch recht viel Geschmack und sogar künstlerisches Talent zeigt, so z. B. bei der Auswahl seiner Kleidungsstücke, dem Aufputz des Haares, dem Bau von Gerichts- oder Fetischhäusern und der Auswahl des Ortes für diese Gebäulichkeiten.

Trotz der nach unsern Begriffen niedrigen Stellung der Negerweiber werden dieselben weder schlecht behandelt noch fühlen sie sich unglücklich. Mißhandlungen von Weibern kommen niemals vor. Das Niedrige und Entwürdigende in der Stellung des schwarzen Weibes berührt das materielle und vegetative Leben nicht so stark, daß es dem Neger, der ein durch und durch materieller Mensch ist, zum Bewußtsein käme. Die Negerin bekommt genug zu essen, sie bewegt sich mit vollkommener Freiheit und erhält den Löwenanteil von allem im Handel erworbenen Zeug und Schmuck. Was also könnte sie nach Negerbegriffen noch mehr wünschen oder erwarten? Für das Gefühlsleben des Schwarzen, für seine Stellung zu Weib und Kind ist es höchst bezeichnend, daß der Kuß den westafricanischen Negern von Hause aus unbekannt ist. Bloß an einzelnen Orten, wie z. B. Lagos, Gabun u. s. w., ist durch den Einfluß der Europäer die Sitte des Küssens auch unter den Schwarzen verbreitet worden. Die mancherlei Begrüßungsformen, die man in Westafrica kennen lernt, sind mehr ceremoniös als herzlich. Ueberall an dieser langgestreckten Küste kennt man den Händedruck, zu dem dann

noch in verschiedenen Ländern die verschiedensten weitern Zuthaten hinzukommen. So legt z. B. im Kamerun-Gebirge ein Ankommender seine rechte Schulter an die linke Schulter desjenigen, den er begrüßt, und dann seine linke Schulter an die rechte des andern. Im Togo-Lande muß der Sklave, der zu seinem Herrn geht, vor demselben niederknieen, und im Mahin-Gebiete (westlich von der Niger-Mündung) kniet sogar jeder Ankommende vor demjenigen nieder, den er begrüßen will, und wenn es auch nur eine Frau wäre. Es muß überhaupt zur Ehre des Negers gesagt werden, daß die Frau, abgesehen davon, daß sie als Ware verkauft wird und sehr viel arbeiten muß, ganz genau die gleiche Stellung einnimmt und sich der gleichen Rechte erfreut wie der Mann. In dieser Hinsicht steht die Negercultur hoch über der mohamedanischen, welch letztere das Weib sogar von allen wichtigern Seiten des Gottesdienstes ausschließt.

Es gibt sehr viele Neger, die in körperlicher Hinsicht, von der feinern Ausbildung der Gesichtszüge abgesehen, ein Vorbild für Statuen des Hercules und selbst des Antinous abgeben könnten. Aber Negerinnen, die, von der Hautfarbe abgesehen, mit unsern Venus-, Hebe- oder Psyche-Statuen verglichen werden könnten, sind die allergrößte Seltenheit. Ich habe deren unter all den Tausenden von Negerinnen, die mir zu Gesicht kamen, bloß einige wenige gesehen. Von den ganz jungen, aber auch recht dumm dreinschauenden Mädchen abgesehen, sind so ziemlich alle Negerinnen und namentlich die ältern wahrhafte Scheusale, die mit europäischen Frauen ebensowenig Aehnlichkeit haben, wie eine Fledermaus mit einer Taube. Es ist im höchsten Grade auffallend, wie viel höher in körperlicher und geistiger Hinsicht die männlichen Neger stehen, wie sehr viel näher sie der europäischen Rasse kommen als die Negerinnen.

Nach und nach bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Häßlichkeit und das unglaublich frühe Altwerden der Negerinnen bloß zum geringern Teil Rassen-Anlage, zum größern Teil dagegen eine Folge schlechter Erziehungs- und Lebensgewohnheiten ist. Wenn in manchen Gegenden ein Viertel bis ein Drittel aller Bewohner Nabelbrüche hat, so muß die Ursache doch auch wohl mehr in einer unglaublichen Sorglosigkeit und Verwahrlosung als in der Rassen-Anlage gesucht werden. Ganz eben so verhält es sich wahrscheinlich mit der Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts.

Die Mädchen werden bei den meisten Küstenstämmen mit zehn, bisweilen sogar schon mit acht Jahren verheiratet. In dem Alter, in welchem sie nach unsern Begriffen völlig herangewachsen sein würden, sind sie alt, welk und abgelebt, während die gleichaltrigen Männer noch zwanzig bis dreißig Jahre später von Gesundheit und Kraft strotzen. Zu den Kinder-Heiraten kommt die der Erhaltung des weiblichen Körpers besonders ungünstige Art der Kleidung. Am besten noch, wenn wenig oder gar keine Kleider getragen werden, aber oft genug habe ich eine Art der Bekleidung (nach unten ziehende Tücher über der Brust) gesehen, die vollkommen darauf berechnet zu sein schien, den weiblichen Körper zu verunstalten. Schwere Arbeit, der Mangel jeder Krankenpflege und ärztlichen Hülfe, schlechte Ernährung und fehlerhafte Gewohnheiten sowohl im gewöhnlichen Leben wie namentlich auch bei Geburt und Aufziehung der Kinder tragen gewiß dazu bei, die Negerinnen zu Scheusalen zu machen.

Bei allem vorstehenden spreche ich bloß von denjenigen Negerstämmen, die, so civilisirt oder uncivilisirt sie sein mögen, dennoch gleich den Dualla von Kamerun im großen und ganzen ihre eigenen ursprünglichen Lebensgewohnheiten beibehalten haben. Wo Neger ganz und gar nach europäischer Art leben, wie z. B. vielfach in Nordamerica, in Brasilien oder auch an einzelnen wenigen Stellen Westafricas, scheint ihre Körper-Constitution eine weit größere Aenderung zu erleiden als ihre geistigen Fähigkeiten. Weder im Kamerun- noch im Togo-Lande habe ich, einzelne Ausnahmen abgerechnet, Negerinnen gesehen, die nicht schlank, ziemlich mager und mit zwanzig Jahren völlig welk und abgelebt gewesen wären. Ueberall dagegen, wo Neger seit mehrern Generationen nach europäischer Art leben, findet man üppigere Gestalten mit größerer Schulterbreite und namentlich mit breiterm Becken. Für den männlichen Neger scheinen die Vorzüge unserer Cultur nicht ganz eben so notwendig zu sein; im besten Falle bleibt seine Musculatur eben so voll und rund, wie sie es gewesen war, so lange er noch nach eigenen Sitten und Gebräuchen lebte. Bei den in europäischem Stil lebenden männlichen Negern verfeinern sich auch wohl die Gesichtszüge, dafür aber geht fast stets jener kühnere, noch ein wenig Wildheit verratende Gesichtsausdruck verloren, der Männern wie Manga Bell (Sohn und Thronfolger des Königs Bell) gar nicht übel steht.

Daß jene europäischen Kaufleute, welche nach langjährigem Aufenthalt auf africanischem Boden zur Heimat zurückkehren, ihre schwarzen Gefährtinnen nicht mit dorthin nehmen, halte ich für höchst vernünftig. Bisher hat sich noch jeder nach der andern Richtung hin unternommene Versuch aufs bitterste gerächt. Was sollte die Negerin in Europa? Kann sie, welche zur Dienerin geboren ist, die Gattin sein? Oder könnte sie, welche die Gattin gewesen ist, wieder Dienerin werden? Das Zurücklassen scheint härter, als es thatsächlich ist. Die Verlassene geht in ihr Dorf zurück, um, sei es einen zweiten Mann (weiß oder schwarz) zu finden, oder auch, wenn sie wohlhabend und alt ist, ihre Kleider, die ja bedeutend schöner sind als diejenigen der übrigen schwarzen Weiber, zur Schau zu tragen. Von einer Negerin, die in Ariadnes Rolle geweint und sich zu Tode gegrämt hätte, ist mir nie etwas zu Ohren gekommen.

Wenn auch nicht das, was wir Liebe zu nennen pflegen, so zeigen die schwarzen Gattinnen doch unzweifelhaft eine gewisse Anhänglichkeit, namentlich wenn sie gut und freundlich behandelt werden. Mancher Europäer, der unter Tausenden von Schwarzen an einem gottverlassenen Platze sitzt, erhält einzig und allein durch seine schwarze Gefährtin Aufschluß darüber, was deren Landsleute Gutes oder Böses gegen ihn im Schilde führen. Das Leben manches Weißen, dem Gift oder Ueberfallenwerden drohte, ist auf diese Weise gerettet worden. Aber sehr viel weiter scheint die Anhänglichkeit der schwarzen Weiber nicht zu gehen. Die indianische Squaw mag mit dem eigenen Körper den weißen Trapper, als dessen Gattin sie sich betrachtet, vor einer feindlichen Kugel schützen; die Negerin würde ganz gewiß eher an sich selbst denken.

Uns Europäern sind aus Nordamerica durch Romane und sonstige Veröffentlichungen eine Anzahl Charakterzüge des Negers übermittelt worden, die sich zu einem stereotypen, für nordamericanische Verhältnisse auch thatsächlich zutreffenden Bilde abgerundet haben. Aber was für Nordamerica und teilweise auch für Westindien und Brasilien gilt, darf nicht ohne weiteres auf den sehr viel rohern Sohn Westafricas angewandt werden. Noch habe ich keine andere Menschenrasse kennen gelernt, die unter dem Einflusse europäischer Cultur und europäischer Lebensweise so stereotype, fast mit mathematischer Gewißheit im voraus zu bestimmende Veränderungen erlitte, wie der Neger. Wenn man europäischen Gemüse-



König Acqua mit zwei Frauen.
(Aus der Gartenlaube.)

oder Blumensamen nach Westafrica verpflanzt, so weiß man ganz genau im voraus, daß das Erzeugnis schon in der zweiten Generation bei aller Aehnlichkeit von dem ursprünglichen sehr verschieden sein wird. Aehnlich mit dem Neger, nur daß die Verpflanzung den umgekehrten Weg gemacht hat. Europäer, die Westafrica durch lange Erfahrung, aber auch eben kein anderes überseeisches Land als Westafrica kennen, würden den in unerschütterlicher Treue und Ehrlichkeit für seinen Herrn einstehenden Negerdiener, wie er uns aus Nordamerica als stereotype Figur übermittelt worden ist, für ein Hirngespinst halten. Treue und Ehrlichkeit müßte man hier mit der Laterne suchen.

Der Vergleich zwischen nordamericanischen und westafricanischen Negern fällt übrigens nicht durchweg zum Vorteil der erstern aus. Im großen und ganzen halte ich den Verkehr mit jenen Schwarzen, die noch auf ihrem eignen ursprünglichen Culturstandpuncte stehen, für angenehmer als den mit den sogenannten civilisirten Negern. Der noch nicht zur Culturstufe des christlichen Gesangbuchs und der carrirten Hosen heraufgeschraubte Schwarze ist im großen und ganzen bescheiden und erkennt gern die Ueberlegenheit des Weißen an, während sein „civilisirter" Bruder nur allzu häufig ein hochmütiger Lump ist.

Eine sehr schwierige Frage ist die, was mit den in Africa erzeugten Kindern der zu vorübergehendem Aufenthalt dort lebenden weißen Männer anzufangen sei. Kindern, die von Europäern und Europäerinnen abstammen, bekommt, wenn sie zu Knaben und Mädchen heranreifen, das Klima nicht sonderlich mehr. Wer irgendwie die Mittel hierzu besitzt, sendet sie alsdann nach Europa. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß solche Kinder genau die gleiche Erziehung erhalten, als wenn sie in Europa geboren worden wären.

Anders mit den von schwarzen Weibern abstammenden Kindern. Diese werden bloß in sehr beschränktem Maßstabe als Sprößlinge von Europäern betrachtet und behandelt. Ausgenommen einige Kleinigkeiten teilen sie in aller und jeder Beziehung das Los ihrer Mutter, die, wenn der weiße Mann nach Europa abdampft, zu den Sitten und der Lebensweise ihrer schwarzen Verwandten zurückkehrt. Die durch ihre gelbe Hautfarbe leicht zu erkennenden Kinder von Europäern werden schon als Säuglinge etwas besser gepflegt und gekleidet als die übrigen. Später übergibt sie dann wohl der

Vater einer Mission, und zwar mit Vorliebe der katholischen. Aber mehr als etwa Lesen, Schreiben, Rechnen und allenfalls noch ein Handwerk lernen die Kinder dort nicht. So sehr die Missionare sie zu halten versuchen, so verlassen die Aufwachsenden doch meistens mit 12—15 Jahren das schützende Asyl. Was aber finden sie daheim bei der Familie ihrer Mutter? Eine Nahrung, die der Magen des Negers ohne Schwierigkeit verdaut, reicht für eine zartere, halbeuropäische Constitution bei weitem nicht aus. Die Folge ist, daß namentlich von den männlichen Kindern gar viele, um den Beginn der zwanziger Jahre herum, dahinsiechen. Aber auch wenn dem nicht so ist, wird aus diesen Kindern selten etwas Ordentliches. Nicht selten sind es noch größere Spitzbuben als alle übrigen. Wie auch sollte es anders sein? Welche andere Laufbahn steht solchem Mischling offen, als diejenige, Händler oder Ladencommis zu werden, ähnlich jenen in allen Erdteilen zu findenden Portugiesen, deren Hautfarbe von Generation zu Generation schwärzer wird? Betreffs der Mädchen erzählten mir die katholischen Missionare selbst, daß dieselben ein großes Contingent zu der im übrigen nicht sonderlich stark vertretenen Prostitution stellten. Bekämen diese Kinder den Familiennamen ihres Vaters, so würden gewiß manche der angesehensten Namen der Kaufmannswelt von England, Frankreich und Deutschland hier vertreten sein.

Ueber die Sinnes- und Gefühlsrichtung der schwarzen oder braunen Gattinnen des in Westafrica lebenden weißen Mannes wird die nachstehend wiedergegebene Unterredung einigen Aufschluß verschaffen.

Auf das blaue Meer und auf das erste Rauchwölkchen des erwarteten Dampfers auslugend, saß ich an einem heißen Nachmittag auf der verhältnismäßig kühlen Veranda eines französischen Hauses. Das Knarren europäischer Stiefel und das schleppende Geräusch eines langen Frauenkleides ließen mich umblicken. Da stand mit federgeschmücktem Strohhut, mit elegantem Kleid und all jenem übertriebenen Putz, den das Negerblut liebt, eine jugendlich üppige Farbige.

Wer bist du? fragte ich, indem ich mein Strohkäppchen lüftete.

Ich bin . . ., lautete die in gutem Französisch gegebene Antwort, und erwarte Herrn Soundso.

Ei, ei, erwiderte ich. An der ganzen Küste hat man mir

erzählt, daß du die schönste Frau an diesem Orte seiest, und nun freut es mich, zu sehen, daß das wahr ist.

Die Augen der Mulattin begannen vor Stolz zu leuchten. Sie nahm den ihr angebotenen Stuhl und ließ sich nicht ohne einen Anflug von Koketterie mir gegenüber nieder.

Ich hoffe, daß er kommen wird, begann sie nach einiger Zeit, indem sie durch das auf einem Tischchen stehende Fernrohr blickte.

So liebst du ihn also wohl sehr?

Ja gewiß. Sieh nur einmal, was für hübsche Kleider er mir gibt.

Du liebst ihn also der Kleider wegen?

Nein, ich habe ihn gern, weil er so gut ist.

Und wirst du denn auch mit ihm nach Europa reisen?

Nein! (in schroffer Form).

Nein? Und weshalb denn nicht?

Weil ich schwarz bin.

Du schwarz. . . .? Aber sieh doch, ist denn diese Hand dunkler als die meine?

Deine Hand, weißer Mann, ist bloß von der Sonne gebräunt. Sie wird wieder hell werden, wenn du nach Europa kommst. Aber die meinige bleibt wie sie ist.

Aber du kannst dich doch nicht schwarz nennen. . . .?

Ich bin halb und halb, gemischtes Blut, mein Vater war ein Compini (ein Deutscher), meine Mutter eine Schwarze.

Und hast du denn deinen Vater gekannt?

Ja, als ich ganz klein war.

Aber sage mir, weshalb meinst du denn, daß du mit deiner Hautfarbe nicht nach Europa reisen könntest?

Schwarz soll bei Schwarz bleiben und Weiß bei Weiß.

Wenn nun aber irgend sonst jemand dich mit sich nach Europa nehmen wollte, z. B. eine Nonne oder ein Priester, würdest du dann mitgehen, um all die schönen Sachen in Europa zu sehen?

Vielleicht ja, aber das wird nicht vorkommen.

Und was wirst du denn thun, wenn dein Mann abreist?

Ich werde zu meinen Leuten zurückkehren.

Dann wirst du gewiß auch einen zweiten Mann nehmen?

Keinen Weißen mehr.

Weshalb denn nicht?

Weil ich mich diesmal kirchlich verheiraten möchte. Schwarzer Mann heiratet mich in Kirche, weißer nicht.

So würdest du also wirklich einen Schwarzen zum Manne nehmen?

Weshalb denn nicht?

Die schöne . . . einen Schwarzen! Würdest du denn nicht einen Weißen vorziehen?

Ja (gedehnt und ungewiß).

Du bist wohl eine Christin?

Ja, ich bin katholisch und bin in der Mission zu . . . erzogen worden.

So gehst du wohl jeden Sonntag zur Kirche?

Nein, sehr selten.

Aber zur Beichte gehst du vielleicht?

Ja, das muß ich, um meine Sünden zu bekennen.

Ich möchte doch gern wissen, was du denn eigentlich als Sünde ansiehst. Willst du mir das vielleicht sagen?

Nein (lachend), das darf ich dir nicht sagen, denn du hast einen Schnurrbart und siehst auch sonst ganz anders aus als die Priester, die ich gesehen habe.

Wirst du auch um deinen Mann weinen, wenn er abreist?

Ja (gähnend und gelangweilt).

Hast du Kinder?

Nein, leider nicht.

Du sagst leider, wärest du denn gern allein mit Kindern zurückgeblieben?

Ja! Aber glaubst du nicht, daß dieser Hut sehr hübsch ist? Ich habe nie einen schönern gesehen.

Diese Stiefel, siehst du, habe ich in der englischen Factorei dort drüben gekauft.

In diesem Augenblick meldete der erste Stewart, daß der inzwischen angelangte Dampfer den Herrn Gemahl nicht mitgebracht habe.

Die braune . . . verabschiedete sich von mir. Aber noch geraume Zeit nachher hörte ich aus dem Innern des Hauses ihre befehlende Stimme und ich glaube sogar ein paar schallende Ohrfeigen. So herrscht die Negerin über Neger. Als es dann wieder still wurde, sah ich die stolze Mulattin, gefolgt von drei halbnackten und bündeltragenden Neger-Dienerinnen, vor dem Hause

vorbeischreiten. Sie winkte zur Veranda hinauf und rief mir zu, daß sie zu ihrer Familie ginge.

Wer zum ersten Mal aus Europa nach Africa kommt, gewinnt die Ansicht, als ob alle Neger gleich häßlich und so schwer voneinander zu unterscheiden seien, wie ein Ei vom andern. Je länger man mit der Rasse umgeht, desto mehr verliert sich sowohl der Eindruck der Gleichförmigkeit wie derjenige der Häßlichkeit. Man findet, daß die Individualität in Körperbau und Gesichtsbildung bei den Negern beinahe ebenso sehr ausgeprägt ist wie bei uns.

Zwischen Senegal und Congo haben nach meinen Beobachtungen alle Neger im großen und ganzen eine und dieselbe Hautfarbe, die ein äußerst dunkles und mit mehr oder weniger Schwarz gemischtes Braun ist, etwa ähnlich der Farbe stark gebrannten Kaffees. In bunter Aufeinanderfolge mögen einzelne Stämme etwas dunkler und andere etwas oder sogar eine ganze Anzahl Schattirungen heller sein, aber irgend eine Regel, wie z. B., daß im Norden dunklere Menschen wohnten als im Süden, oder umgekehrt, daß die sogenannten echten Neger dunkler seien als die Bantu-Neger, läßt sich nach meiner Ueberzeugung nicht aufstellen. Ganz schwarze Neger gibt es nicht, wohl aber sehr schwärzliche, deren Hautfarbe etwa durch ein stark mit Ruß vermischtes Chocoladenbraun wiedergegeben werden könnte. Uebrigens erscheint jeder Neger in Europa viel schwärzer als in Africa, was, wie ich wohl kaum zu bemerken brauche, einzig und allein von dem Gegensatz gegen die blasse Haut des Europäers herrührt. Bei einigen Negern fehlt die starke Beimischung von Schwarz und die Haut ist entweder chocoaladefarben oder hat sogar einen Stich ins Rötliche. Die Neger von Senegambien sind schwärzer als die Kru-Leute und diese wieder dunkler als die Eingebornen von Kamerun, welche hinwiederum in Bezug auf helle Hautfarbe von den Anwohnern der Niger-Mündungen übertroffen werden. Solche Unterschiede kann man aber nur beurteilen, wenn man Neger der verschiedenen Stämme dicht nebeneinander sieht. Das Haar der verschiedenen Negerstämme ist weit gleichförmiger als die Hautfarbe.

Zu interessanten Ergebnissen würde meines Erachtens ein genaueres Studium der „Albinismus" genannten Entfärbung der Haut führen. Ich möchte die Aufmerksamkeit der berufsmäßigen Ethnologen und Anthropologen ganz besonders auf die eigentüm-

liche Thatsache lenken, daß die Zahl der Albinos, wenn man sich von Westen oder von Südosten kommend den Niger-Mündungen nähert, beständig zunimmt, bis schließlich im Niger-Delta selbst die blaßhäntigen und blaßhaarigen Menschen einen gar nicht unbedeutenden Bruchteil der Gesamtbevölkerung darstellen. Auch scheint die Stärke der Haut-Entfärbung in directem Zusammenhang mit ihrer Häufigkeit zu stehen. So haben z. B. die Albinos des Togo-Gebiets und von Kamerun doch immer noch eine dunkle oder wenigstens stark ins Rötliche schimmernde Hautfarbe, während ich im Niger-Delta solche sah, deren Farbe von derjenigen gesunder Deutschen, Engländer oder Schweden nicht zu unterscheiden gewesen sein würde. Der Gesichtsausdruck der africanischen Albinos ist ebenso wie derjenige der europäischen nicht grade angenehm. Die Züge haben etwas Verkniffenes und Greisenhaftes, welcher peinliche Eindruck durch die meistens etwas unnatürliche Farbe des Haares noch vermehrt wird. Uebrigens scheint es beinahe, als ob in den Gegenden, wo die meisten Albinos vorkommen, alle Bewohner eine leicht ins Rötliche spielende Hautfarbe besäßen.

Von einer Rassenmischung, wie Südamerica (namentlich Peru, Panama u. s. w.) sie uns zeigt, kann in Westafrica nirgendwo die Rede sein. Wenn man die Frage, durch welche Völkermischungen der heutige Neger entstanden sei, sowie den Unterschied zwischen echten und Bantu-Negern außer acht läßt, so stellt sich die Bevölkerung des ganzen westafricanischen Küstenstriches als eine höchst einheitliche dar. Mulatten und sonstige Mischlinge sind in den portugiesischen Colonieen noch am häufigsten, aber sonst sehr selten und kommen im Kamerun-Lande, wo man streng auf reine Rasse hält, gar nicht vor.

Der Körperbau der meistens ziemlich musculösen männlichen Neger weicht von demjenigen der europäischen Völker weit weniger ab, als dies beim weiblichen Geschlechte der Fall ist. Aus eigener Anschauung kann ich bloß über die zwischen Senegal und Congo wohnenden Stämme sprechen, und von diesen darf dreist behauptet werden, daß die Weiber, aus einiger Entfernung gesehen, wegen ihres beinahe männlichen Körperbaues kaum von ihren Gatten, Vätern und Brüdern zu unterscheiden seien. Als Ursache dieser Eigentümlichkeit dürfte in erster Linie der nichts weniger als üppige Körperbau und namentlich die Schmalheit des weiblichen Beckens anzusehen sein, wozu dann noch das kurzgeschorene



Prisso Bell mit zwei Frauen.
(Aus der Gartenlaube.)

Haar und die von derjenigen der Männer durchaus nicht abweichende Kleidung hinzukommen. Ebenso wie das früher erwähnte vorzeitige Altwerden der Weiber scheint auch die mangelhafte, ganz und gar nicht üppige Ausbildung des weiblichen Körpers viel weniger eine Eigentümlichkeit der Rassen-Anlage als vielmehr eine Folge starker Arbeit und schlechter Ernährung zu sein. Denn während fast alle uncivilisirten Negerinnen, die ich gesehen habe, übertrieben schlank waren (im ganzen Kamerun-Lande gibt es wohl kaum ein einziges wohlbeleibtes Weib), kann man bei Negerfrauen, die in europäischen Colonieen nach europäischer Art leben, nicht bloß üppige, sondern gradezu ungeschlachte Körperformen beobachten. In dieser Hinsicht verhält sich, wenn solch zoologischer Vergleich erlaubt ist, der uncivilisirte Neger zum civilisirten wie der wilde Eber unserer Wälder zur Mast-Sau. Die Erbreiterung des Beckens und sonstige Ausbildung des Körpers scheint durch eine wenn auch noch so unbedeutende Beimischung europäischen Blutes besonders begünstigt zu werden, danach zu urteilen, daß die meisten Mulattinnen fast übermäßig stark entwickelte Körperformen besitzen. Auch behaupten solche Reisende, die, wie Dr. Nachtigal, Dr. Buchner u. s. w., einen größern Teil von Inner-Africa kennen gelernt haben, daß die zwischen Senegal und Congo zu beobachtende Schmalheit der weiblichen Hüften weder weiter südlich in den portugiesischen Colonieen noch auch bei allen Stämmen des Innern hervortrete.

Im Vergleich zu andern Naturvölkern sind die Neger, namentlich was die Pflege des Körpers anbelangt, eine reinliche Rasse. Alle diejenigen, welche an der See oder an einem Flusse leben, kann man wenigstens einmal täglich ein Bad nehmen sehen. Auch besteht der vielerwähnte „Negergeruch“ bei weitem nicht in dem Grade, wie Leute, die den Neger nur durch Bücher und Abbildungen kennen, sich das nach den Schilderungen der Reiseschriftsteller vorzustellen pflegen. Meine Geruchsnerven sind vom Chinesenviertel in San Francisco, Singapore und andern Städten, von manchen südeuropäischen Ortschaften, ja, sogar von jedem deutschen Jahrmarkt oder jeder Bauern-Kirmes weit peinlicher als von irgend einem Negerdorf berührt worden.

Außer den entlegenern Inselgruppen der Südsee kenne ich kein Gebiet unserer Erde, wo die an den ursprünglichen Zustand des Menschen erinnernde Nacktheit noch so ausschließlich wie in

Westafrica ihr Reich behauptete. Das Klima von Westafrica ist nirgendwo derart, daß es einen künstlichen Schutz des menschlichen Körpers zur Notwendigkeit machte; dem entsprechend werden Kleider bloß zur Befriedigung des Schamgefühls und der Prunksucht getragen, — zweier Dinge, die in verschiedenen Gegenden sehr verschieden entwickelt sind. Der Standpunct der Schamhaftigkeit, auf dem wir heutigen Tages in Europa stehen, ist nicht, wie manche Leute glauben mögen, etwas von Hause aus Gegebenes und ein- für allemal Unwandelbares, sondern vielmehr ein sehr wandelbares Erzeugnis jener Cultur, welche sich hauptsächlich in der Entwicklung allgemein menschlicher und auch bei den Naturvölkern zu findender Anlagen offenbart. Der Neger besitzt die gleiche Anlage zur Schamhaftigkeit, aber auf den allerverschiedensten Stufen der Ausbildung. Und so lange er bloß aus Naivetät nackt ist, würde es mehr als ungerecht sein, ihm diese Nacktheit zum Vorwurfe zu machen. Die bloß mit einem schmalen Band oder einem an einer Schnur befestigten Blatte bekleidete Negerjungfrau braucht, wenn sie im übrigen ehrenhaft und ehrenwert ist, um dieser mangelhaften Bekleidung willen durchaus nicht weniger schamhaft oder züchtig zu sein als eine Nonne, die sogar ihren Kopf verhüllt.

Je wohlhabender der Neger ist und je mehr er mit Europäern oder andern Culturvölkern in Berührung kommt, einen desto größern Wert pflegt er auf die ausgiebige Verhüllung seines Körpers zu legen, bis schließlich mit dem Christentum oder dem Islam auch die europäische oder orientalische Kleidung ihren Einzug hält. Welche Bizarrerieen auf diesem langen Wege, von der ursprünglichen Nacktheit bis zur völligen Bekleidung, zutage treten, habe ich (namentlich in meinem Buche über das Togo-Land und die Sklavenküste) so häufig erwähnt und beschrieben, daß es hier füglich übergangen werden kann. Nur so viel sei erwähnt, daß die Zahl derjenigen Neger, die sich nach europäischer oder orientalischer Art kleiden, selbst an der Küste verschwindend klein ist und sich auf solche Orte wie Accra, Lagos, Victoria, Gabun u. s. w. beschränkt. Die große Mehrzahl der Küstenvölker ist mit buntfarbigen baumwollenen Hüftentüchern bekleidet, während eine kleine Strecke landeinwärts (beispielsweise im Togo-Gebiete) die Bekleidung, namentlich des weiblichen Geschlechts, noch viel mangelhafter ist. Setzt der männliche Neger einen Cylinder auf und erbreitert das

Weib die Hüftenschnur zu einem Hüftentuch oder zieht sogar das Hüftentuch bis über die Brust hinauf, so geschieht das zunächst nur aus Prunksucht, die demnach als Vorläuferin der Schamhaftigkeit zu betrachten ist und ihr die Wege ebnet.

Im Gegensatz zu Chinesen und namentlich Japanern, die in europäischer Kleidung ein wenig an das Affengeschlecht erinnern, kann man nicht eben behaupten, daß jeder in Rock, Hose und Weste steckende Neger ein Zerrbild sei. Es gibt viele Neger, die genug Geschmack besitzen, um beim Anlegen der europäischen Kleidung alles Auffallende zu vermeiden, und die dann auch ganz hübsch und stattlich darin aussehen. Aber leider darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß die Nachäffung des europäischen Luxus grade in solchen Negerstaaten wie Liberia oder das americanische Hayti noch immer ihre Orgien feiert und daß diese vornehmen Herren mit Cylinderhut und schwerer goldener Kette, diese eleganten Damen mit Pariser Stiefeln und langen Schleppkleidern wahre Muster der ungeheuerlichsten Plumpheit darstellen. Welche noble Erscheinung sind im Vergleich zu solchen Ungeheuern der uncivilisirte Neger und die uncivilisirte Negerin! Was sie ihrer eigenen ursprünglichen Geschmacksrichtung folgend an Schmuck, namentlich an Perlen und echten Korallen, auf dem Körper tragen, steht ihnen durchaus nicht übel. Und wenn auch Westafrica nicht grade der geeignetste Ort für die Ausflüge eines Mädchen-Pensionats sein dürfte, so kann ich doch nach den Aussagen aller derjenigen Europäer, mit denen ich das Thema besprochen habe, behaupten, daß der erste Anblick dieser allgemeinen Nacktheit zwar überrascht, aber das Gefühl, als ob dabei etwas Unanständiges sein könne, gar nicht aufkommen läßt.

Der Neger trägt seine Nacktheit mit so viel Würde und Naivetät, daß der Gedanke, als ob etwas Seltsames, Unerhörtes oder Unerlaubtes dabei sei, von selbst ausgeschlossen ist. Und dann nimmt sich auch die schwarze Haut ganz so aus, als ob die Leute bekleidet wären; schon am zweiten oder dritten Tage muß man erst ordentlich nachdenken, um sagen zu können, ob diese oder jene Leute, mit denen man zusammengetroffen ist, nackt gewesen seien oder nicht. Des allgemeinen Kleidermangels wird man sich erst dann wieder bewußt, wenn man zufällig einen Albino sieht, und die Nacktheit dieser hellhäutigen Menschen pflegt auch wohl ein Gefühl, als ob das unanständig und nicht ganz

in der Ordnung sei, hervorzurufen. Als teilweiser Ersatz unserer Kleidung dient die Tättowirung. Mit Ausnahme einiger civilisirten Schwarzen von Sierra Leone, Accra, Lagos, Gabun u. s. w. habe ich keine westafricanischen Eingebornen gesehen, die nicht auf die eine oder andere Art tättowirt gewesen wären. Ebenso wie in der Südsee findet man auch bei den Negern zwei Arten von Tättowirung, nämlich erstens die gewöhnliche farbige, bei der die Haut ihre Glätte behält, und zweitens eine Art von willkürlicher Warzenbildung, die durch Einführung von Luft oder von beizenden Stoffen hervorgerufen wird. Diese meistens länglichen Erhöhungen der Haut, die sich wie Perlenbänder aneinander reihend alle möglichen Zeichnungen darstellen, behalten ihre natürliche Farbe und scheinen als eine feinere Art von Tättowirung zu gelten.

Einen ganz besondern Wert legen die Neger sowohl auf die Pflege ihrer elfenbeinfarbenen Zähne, die sie beständig mit einem großen, gleichzeitig Zahnbürste und Zahnpasta vertretenden Stäbchen säubern, als auch namentlich auf die Anordnung und den Aufbau des Haares. Die Zahl der zum Teil recht abenteuerlichen und alles, was in Europa zur Zopfzeit geleistet wurde, in Schatten stellenden Frisuren ist Legion; ihre Mannigfaltigkeit spottet jeder Beschreibung und könnte höchstens durch ein viele Hundert Nummern enthaltendes Photographie-Album veranschaulicht werden.

Um hier ein paar Worte über die Bewaffnung der Küstenstämme anzufügen, so besteht dieselbe aus einigen wenigen Hinterladern, sehr vielen Steinschloßgewehren, langen Stoßlanzen oder auf eine Stange gesteckten Bajonetten und sehr kurzen, an die römische Form erinnernden Schwertern, bei denen häufig, um die Wucht des Hiebes zu vermehren, der Schwerpunct ganz vorn liegt. Bogen, Pfeile und Schilde habe ich, wenn sie auch vielleicht vorhanden sein mögen, dennoch nirgendwo an der Küste gesehen. Sie werden bisweilen als Seltsamkeit aus dem Innern herbeigebracht.

Die geistigen Anlagen des Negers werden trotz jener schwarzen Advocaten, Aerzte, Staatsbeamten u. s. w., die man in Nordamerica, Brasilien, Westindien und auch in Westafrica findet, meistens sehr stark unterschätzt. Stumpfsinn kommt natürlich eben so gut wie bei uns vor, auch mag der Procentsatz der Stumpf-

sinnigen sehr viel größer sein als in Europa, aber wenn man den Durchschnitts-Neger mit andern Naturvölkern, beispielsweise mit dem Durchschnitts-Indianer vergleicht, so wird man nicht umhin können, ihn für einen höchst aufgeweckten Burschen anzusehen. Allerdings ist der Sinn des unverfälschten, noch nicht durch den Umgang mit weißen Menschen beeinflußten Negers vorwiegend auf das Greifbare, Praktische und Materielle gerichtet. Es würde schwer halten, in seinem Charakter irgend eine ideale oder poetische Seite herauszufinden. Namentlich die Könige und Häuptlinge sind wahrhaft classische Vertreter des allercrassesten Realismus. Dem entsprechend ist der uncivilisirte Neger stets und ausnahmslos ungemein selbstsüchtig. Jene selbstlose Hingebung, von der in Romanen wie Onkel Toms Hütte so viel die Rede zu sein pflegt, würde in Westafrica am allerwenigsten zu finden sein. Solche Selbstsucht ist, so seltsam das klingen mag, sehr gut vereinbar mit jener großen und unverkennbaren Gutmütigkeit, die einen der Grundzüge des Negercharakters bildet und in den meisten Fällen sogar die Rachlust — bei Naturvölkern einer der allerhäufigsten Charakterzüge — ausschließt. Wenn der Neger nach dem uralten Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ selbst noch nach vielen Jahren Blutrache ausübt, so geschieht das zur Befriedigung seines Rechtsgefühls, aber die Fälle von wahrer und wirklicher Rache sind im Vergleich zu andern uncivilisirten und sogar civilisirten Völkern verhältnismäßig selten.

Es ist nicht zu leugnen, daß an solcher Gutmütigkeit auch die sorglose und leichtsinnige Natur der Schwarzen ihren Anteil haben mag. Fast alle Tugenden des Negers sind mehr von passiver und negativer Art. Dieselbe sorglose Anlage des Geistes und Charakters, die den Neger gutmütig und nichts weniger als rachsüchtig erscheinen läßt, macht ihn anderseits zu einem eben so unzuverlässigen Gefährten oder Diener wie zu einem unverbesserlichen Schwätzer. Wer einen Schwarzen kennt, kennt sie alle. Schmeichler bis zur Gemeinheit, verstehen sie sich ausgezeichnet darauf, die schwachen Seiten eines Weißen herauszufinden und zu ihrem Vorteil auszunutzen. Für einen Neger ist der beste aller Weißen stets derjenige, mit dem er grade spricht. Auch die urwüchsigen, an die Leistungen unserer Schulbuben erinnernden Abbildungen des Europäers und europäischer Gegenstände, wie man sie häufig in Negerhütten findet, verraten ein feines Beobachtungstalent und könnten füglich in unveränderter Form als Caricatur-Zeichnungen für die Fliegenden

Blätter benutzt werden. Eben so wie wir die Neger, ehe wir besser mit ihren Gesichtszügen vertraut geworden sind, an äußern Kennzeichen zu unterscheiden pflegen, eben so machen sie es mit uns. Zwei Weiße beispielsweise, die Schnurrbart oder Pince-nez tragen, haben für den Neger schon durch diese Aeußerlichkeit eine große Aehnlichkeit untereinander und werden dem entsprechend auch in jeder andern Hinsicht etwa wie zwei Zwillingsbrüder dargestellt. Vielleicht entspringt die Schmeichelei des Negers der eigenen stark entwickelten Eitelkeit, die sich bei civilisirten Schwarzen bisweilen bis zum dünkelhaftesten Hochmut steigert. Diese auch beim wilden Neger nach jeder denkbaren Richtung hervortretende Eitelkeit ist, je nachdem man die Sache ansieht, eine schwache Seite und ein wunder Punct oder auch eine unser Ehrgefühl teilweise ersetzende und höchst nützliche Handhabe, um den Neger zu lenken und die Lässigkeit seines sorglosen Leichtsinns zu überwinden.

Kaufleute, die im Handel mit dem Neger zu thun haben, erklären, daß er falsch, mißtrauisch und eselartig störrisch sei. So viel steht fest, daß ein Argwohn, der sich einmal in solch dicken Schädel eingenistet hat, nur schwer wieder herauszubringen ist. Mögen fünfzig oder hundert Zeugsorten in einer Factorei vorhanden sein, so wird der Neger doch mit zähester und stets wachsender Hartnäckigkeit grade nach demjenigen Muster verlangen, das im Augenblick nicht auf Lager ist. Als Diener zeigt sich der Neger willig, aber auch sorglos, unzuverlässig und unglaublich langsam und unbeholfen. Schwarze Schiffskellner zerbrechen die Glas- und Porcellansachen mit einer Schnelligkeit, welche das unbehülflichste europäische Dienstmädchen in Erstaunen setzen würde. Kommt einer der kleinen schwarzen Aufwärter mit einer Tasse Kaffee ins Zimmer, so dauert es ohne Uebertreibung mehrere Minuten, bis er die Tasse glücklich auf einem Tische niedergestellt hat. Kein Wunder, daß nervöse Leute darüber aus der Haut fahren zu müssen glauben. Wird einem Neger aufgetragen, den Boden zu scheuern, so putzt er vielleicht, wenn nicht zufällig ein Weißer hinzukommt, von morgens bis abends an einem Platze herum, der nicht größer als seine Hand ist.

Die eigene Cultur des Negers dürfte, wie ich bereits an anderer Stelle erwähnte, noch viel zu wenig erforscht sein. In Bezug auf staatliches Organisationstalent steht der seßhafte Neger weit hinter dem seßhaften Indianer zurück; Staatenbildungen wie das Inka-

Reich von Peru und die Azteken-Monarchie von Mexico sind dem Neger niemals geglückt. An der langgestreckten Küste zwischen Senegal und Congo gibt es teils unumschränkte Despotieen, wie z. B. Dahome, Aschanti und Porto-Novo, teils bloß dem Namen nach bestehende, aber ganz machtlose Königreiche, wie z. B. Togo, Klein-Povo, Ague und Groß-Povo, innerhalb deren Grenzen jede Ortschaft eine republicanische Unabhängigkeit genießt, teils endlich ausgedehnte Gebiete, wie z. B. das Kamerun-Gebirge, wo in jeder größern Ortschaft die Ausübung der Macht zwischen einem sogenannten König, einem oder mehrern Häuptlingen und der Volksversammlung aller freien und erwachsenen Männer geteilt ist. Die staatlichen Obliegenheiten beschränken sich im großen und ganzen auf Rechtspflege und Kriegswesen, wozu in einigen Gegenden die Erhebung der Zölle sowie in den despotischen Monarchieen so etwas wie eine Art von Polizeiverwaltung beziehentlich Beaufsichtigung der öffentlichen Meinung hinzukommt. Das Rechtswesen der Neger ähnelt in Bezug auf manche Aeußerlichkeiten, wie z. B. die Form der Gerichtssitzungen, das Gottesgericht, die Art der Körperstrafen, das Wergeld für Erschlagene u. s. w., den Gebräuchen unserer eigenen Vorfahren. Aber dem Wesen nach beruht so ziemlich die ganze Rechtspflege des Negers auf dem sehr stark entwickelten Begriff des Eigentums. Nicht bloß Diebstahl, sondern auch Ehebruch und Totschlag werden bloß als Schädigung des Eigentums aufgefaßt, wie denn z. B. ein Mann, der irgend ein Mitglied eines andern Stammes erschlägt, innerhalb der eigenen Stammesgenossenschaft straflos ist, während es der geschädigten Gemeinschaft gleichgültig ist, ob sie zur Sühne des Frevels den Thäter oder irgend ein anderes Mitglied seiner Familie oder seines Stammes umbringt.

In einigen Gegenden kann der Totschlag überhaupt, in andern bloß der Totschlag von Sklaven, der nach dem strengen Eigentumsrecht auf gleicher Stufe mit Diebstahl steht, durch ein Wergeld gesühnt werden. Welch große Rolle bei all diesen Dingen das Hexenwesen spielt, habe ich bereits bei der Beschreibung meiner Reisen im Kamerun-Gebirge erwähnt. Die Gerichtssitzungen werden im Beisein der ältesten Gemeindemitglieder vom König oder Häuptling abgehalten, und obwohl bloß dieser Recht spricht, so glaube ich doch kaum, daß er ein Urteil fällen werde, ohne sich der Zustimmung wenigstens des überwiegenden Teils aller Anwesenden versichert zu haben. Auch im bürgerlichen Leben offenbart sich für

Mein und Dein ein sehr klares und praktisches Verständnis. Die beackerten und in anderer Weise nutzbaren Ländereien sind privater oder Familienbesitz, während der unbenutzte „Busch“ als Gemeinde- beziehentlich Staats-Eigentum gilt. In einigen Gegenden, wie z. B. in Klein-Popo, finden wir die seltsame Einrichtung, daß Grund und Boden zwar so zu sagen auf endlose Zeit verpachtet, aber nicht verkauft oder doch zum wenigsten nicht an Weiße verkauft werden darf. Auch ist dem Neger unsere Unterscheidung zwischen Mobilien und Immobilien so geläufig, daß er, sobald der Pächter das Pachtverhältnis auflöst, zwar die Mitnahme aller beweglichen Habe ohne weiteres gestattet, aber den Abbruch eines auf seinem Boden errichteten europäischen Hauses nicht dulden würde. Zu diesem sorgfältig ausgebildeten Eigentumsbegriff stehen die stark entwickelten Diebsgelüste vieler Negerstämme und namentlich der sonst so achtungswerten Kru-Leute in schreiendem Gegensatz. Im großen und ganzen überträgt der Neger die für ihn selbst geltenden Rechtsanschauungen auch auf das Verhältnis zwischen Weißen und Schwarzen. Aber da selbst die täglich mit Europäern verkehrenden Schwarzen sich darüber, wie der weiße Mann zu all den schönen Dingen gelange, keine rechte Vorstellung machen können, so ist es nur allzu erklärlich, wenn die Begehrlichkeit der Sinne und des Herzens über die gewiß nicht allzu starken Einwendungen des Gewissens den Sieg davonträgt. Als Ersatz dafür, daß der Neger so sehr leicht jeder Versuchung unterliegt, dient sein ziemlich fein entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl; kein Europäer, zum wenigsten kein europäisches Kind, würde so scharf wie er zwischen gerechter und ungerechter Bestrafung zu unterscheiden wissen.

Kriegerische Anlagen sind bei den westafricanischen Negern unzweifelhaft vorhanden, aber ihre Ausbildung läßt alles und jedes zu wünschen übrig. So etwas wie stehende Heere gibt es bloß in einigen despotisch regierten Königreichen (namentlich in Dahome), während sonst nach der Sitte aller halbwilden beziehentlich halbcivilisirten Völker jeder erwachsene und waffenfähige Mann verpflichtet ist, in Kriegszeiten für sein Dorf, seine Stadt oder sein kleines Heimatländchen einzutreten. Nach meiner Ueberzeugung dürfte die augenscheinliche Feigheit des westafricanischen Negers bloß teilweise aus der Rassen-Anlage heraus, teilweise dagegen durch Lebensweise und geschichtliche Ereignisse zu erklären sein. Denn da der überwiegende Teil aller westafricanischen Neger

es bis auf den heutigen Tag nicht gelernt hat, sich zu großen und mächtigen Staatswesen aneinander zu schließen, so hätte selbst die größte Tapferkeit den kleinen Dorfgemeinschaften keinen Schutz gegen die sklavenjagenden Armeen von Dahome oder die mit europäischen Waffen ausgerüsteten weißen Sklavenhändler verleihen können. Was also war natürlicher, als daß diejenigen, die dem Unheil entrannen und für kürzere oder längere Zeit sicher zu sein glaubten, sich einem ruhigen, sorglosen und verhältnismäßig genußreichen Leben ergaben! Dazu kommt die übertriebene Vorliebe des Negers für Handel und Erwerb, wie König Bell, der doch zu den einsichtigsten Negern von ganz Westafrica gehört, sie aufs deutlichste veranschaulicht.

In einzelnen Fällen, wenn sie entweder zum Aeußersten getrieben waren oder sich durch Gelübde und gegenseitigen Zuspruch entflammt hatten, haben auch westafricanische Neger ein unerwartet hohes Maß von Mut gezeigt. Nach all solchen Fällen habe ich mich so eingehend als möglich erkundigt, weil ich hoffte, unserer Regierung betreffs des für Kamerun und Togo zu bildenden Polizeicorps einen Rat geben zu können. Die Engländer recrutiren seit dem Aschantikriege ihre westafricanischen Truppen aus den in und bei Lagos zusammenströmenden, aus allen möglichen Ländern des islamitischen Innern stammenden und allgemein, aber (nach Dr. Nachtigals Angabe) bloß fälschlich Haussas genannten Mohamedanern. Abgesehen davon, daß die deutsche Regierung ihr westafricanisches Polizeicorps doch nicht gut aus einer englischen Colonie recrutiren könnte, scheint es mir auch nicht ganz anständig zu sein, daß eine christliche Regierung, welche die Beförderung der christlichen Mission als eine ihrer Aufgaben bezeichnet, sich der Dienste mohamedanischer Söldnerscharen bediene.. Obwohl der Islam der Neger in mancher Hinsicht, so z. B. in Bezug auf Tapferkeit, persönliche Ehrenhaftigkeit und Charakterstärke, zu einer höhern Stufe der Gesittung erhebt, so zerrüttet er doch mit seinem Gefolge von Fanatismus, Faulheit und Grausamkeit viele von den ursprünglichen guten Anlagen des Negers und macht ihn durch religiösen Dünkel, durch gesetzliche Vielweiberei und gesetzliche Sklaverei für die europäische Cultur unempfänglich. Kein größerer Feind der Cultur, kein größerer Förderer der Barbarei als der Islam! Tausendmal lieber heidnische als mohamedanische Neger, trotzdem letztere sich in mancher Beziehung und namentlich als Soldaten

vor den erstern auszeichnen mögen. Häufig genug habe ich mich im Togo-Lande mit den Königen und Häuptlingen über diese englischen Söldner unterhalten. „Warum", fragte man, „sendet ihr weißen Männer, die ihr euch doch Christen nennt, andersgläubige Menschen in unser Land, welche die Dörfer niederbrennen, das Eigentum wegnehmen und mit den Frauen allerlei Unfug treiben?"

Gegen ein heidnisches Polizeicorps würde meines Erachtens nichts einzuwenden sein. Aber woher Leute nehmen, die Mut und eine gewisse Anlage zur Mannszucht zeigen? Ein für Kamerun bestimmtes Polizeicorps in Kamerun selbst zu recrutiren oder wenigstens ausschließlich in Kamerun zu recrutiren, halte ich aus mehrfachen Gründen, die kaum näher erörtert zu werden brauchen, nicht für ganz zweckmäßig. Zum wenigsten müßte man die im Flußgebiete von Kamerun zu verwendenden Mannschaften dem südlichen Kamerun-Gebiet entnehmen und umgekehrt. Auch Togo würde als Recrutirungsgebiet für Kamerun in Betracht kommen. Von allen Stämmen, die ich persönlich kennen gelernt habe, schienen mir die Popo-Leute die meiste Anlage und Befähigung für den Soldatenstand zu besitzen. Wäre nicht die Entfernung so sehr weit, so würden die kräftigen und kriegerischen Einwohner von Neu-Britannien, Neu-Irland u. s. w. ein vortreffliches Soldatenmaterial abgeben können. Mit der Einrichtung des Polizeicorps müßten gesetzliche Bestimmungen über den Waffenverkauf Hand in Hand gehen; am besten wäre es, wenn der Verkauf von Steinschloßgewehren freigegeben, derjenige von Hinterladern und der für solche bestimmten Patronen dagegen ein- für allemal verboten würde.

Vor größern und weitverbreiteten Aufständen, wie die nord- und südamericanischen Indianer sie von Zeit zu Zeit in Scene setzen, braucht man in den westafricanischen Colonieen nicht bange zu sein. Obwohl dem Neger, der in aller und jeder Beziehung die gleichen Anlagen besitzt wie der Europäer, auch die ersten Anfänge eines gewissen Nationalgefühls nicht fremd sind, so hat sich doch bisher noch nicht die leiseste Spur von Rassenhaß zu erkennen gegeben. Bloß wenn der Islam siegreich bis zur Küste vordränge oder wenn eine größere Anzahl christlicher Missions-Gesellschaften Jahrzehnte lang in solch unkluger, den Neger zu Dünkel und Hochmut erziehenden Weise, wie dies jetzt von einigen Engländern geschieht, weiter wirtschafteten, könnten sich die Er-

eignisse, die Hayti seiner Zeit verwüstet haben, allenfalls auch an einzelnen Puncten Westafricas wiederholen, wie denn z. B. im December 1884 eine in der englischen Colonie Lagos angezettelte Verschwörung bloß durch zahllose, aber mit strengstem Geheimnis umflochtene Verhaftungen und Hinrichtungen niedergeschlagen werden konnte. Im großen und ganzen ist das Nationalgefühl des Negers auf die Stammes- oder weitere Familiengemeinschaft beschränkt geblieben. Wo, wie z. B. in Liberia, ein gewisser, künstlich herangezogener Widerstreit zwischen Schwarz und Weiß zu bestehen scheint, würde man bei näherm Nachforschen herausfinden, daß es sich doch stets und in allen Fällen bloß um die Handels- und Magen-Interessen handelt. So lange der Neger nicht von mohamedanischen oder christlichen Agitatoren bearbeitet wird, ist er viel zu sorglos, viel zu gewinn- und genußsüchtig, um ein Verschwörer zu werden. In Dahome ist von oben herab während mehrerer Jahrhunderte, aber ohne großen Erfolg, ein dahomeisches Nationalgefühl gepflegt worden. Weit eher könnte man in einigen englischen Colonieen von einem englischen Nationalgefühl der Schwarzen sprechen. Denn der eitle Neger, der Christ und Engländer geworden, der mit schwarzem Rock und europäischen Stiefeln in Kirche oder Gerichtssaal sitzt, gerät im Entzücken darüber, daß er nun dem Europäer „zum wenigsten“ gleich stehe, in eine beinahe fanatische Aufregung. Was Kamerun anbelangt, so kann von einem Nationalgefühl der Dualla oder gar der in mehrere Dutzend Städtchen und Gemeinwesen zersplitterten Bakwiri nicht die Rede sein. Aber es gibt bei allen handeltreibenden Küstenvölkern und ganz besonders bei den Dualla Interessengemeinschaften, die noch weit fester als das lebhafteste Nationalgefühl aneinander ketten. Wo ist und wo endet König Bells oder König Acquas Landeshoheit? Ich glaube, daß der beste Kenner von Kamerun nicht imstande sein würde, Grenzen und Ausdehnung solcher Gebiete des nähern festzustellen. König Bells und König Acquas wahre und wirkliche Reiche sind ihre Handelsbeziehungen und Handelsmonopole — je nachdem man die Sache auffaßt, ein abstracter Begriff oder eine sehr praktische und greifbare Vorteile mit sich bringende Sache. Die Könige des Flußgebiets von Kamerun sind, wenn man sich so ausdrücken darf, weder politische noch militärische Herrscher; sie sind Handelskönige, ebenso wie es vor Zeiten in Norwegen Seekönige gab, die gar nicht einmal

Land besaßen. Dem entsprechend würde man betreffs des Flußgebiets von Kamerun nicht von politischen Nationen, sondern von Handelsnationen und Nationchen sprechen müssen.

Das Gefühl für die Zusammengehörigkeit innerhalb Stamm und Familie besteht bei den Negern im allerweitesten Sinne. Die Familie ist für jedes ihrer Mitglieder verantwortlich und anderseits findet man nicht selten, daß sich einzelne Mitglieder für das Wohl ihrer Familie aufopfern. Aehnlich verhält es sich mit der Kameradschaftlichkeit. Jeder Trupp Kru-Jungen steht zu dem aus einer andern Gegend stammenden in einem gewissen Gegensatz. Aber der uncivilisirte Neger besitzt nicht genug Charakterstärke, um unter allen Umständen und während längerer Zeit an der Treue gegen seine Kameraden festzuhalten. Angenommen, ein Kru-Neger habe die Kameraden seines Trupps zu einer Verschwörung gegen den weißen Herrn und Arbeitgeber verleitet, so wird, wenn dieser sich sehr viel Mühe gibt, außerordentlich ausdauernd ist und die Angeber vor allen übeln Folgen zu schützen vermag, der Schuldige schließlich genannt werden. Aber in neun Fällen von zehn wird es nicht dazu kommen, wie folgendes Beispiel erläutern mag. Auf einem von mir benutzten Dampfer hatte in der Dunkelheit ein Kru-Neger den etwas allzu strengen Steuermann überfallen und ihn bereits bei der Gurgel gepackt. Zufälligerweise war der Capitän dazugekommen und nun sollte Gericht abgehalten werden. Der Steuermann vermochte den Schuldigen nicht anzugeben, da er denselben in der Dunkelheit nicht hatte erkennen können. Alle Bemühungen, die Kru-Jungen zur Angabe des Schuldigen zu veranlassen, waren vergebens. Fünf oder sechs sprangen über Bord und schwammen ans Land. Alle übrigen, etwa dreißig an der Zahl, wurden mit einem Riemen aus Flußpferdhaut gepeitscht, ohne daß ein Geständnis erfolgt wäre. Ein anderes Mal hatten die vier bei der Dampfmaschine beschäftigten Kru-Jungen den alten, kränklichen und herzensguten Maschinisten dermaßen geärgert, daß er einen Anfall von Gallenfieber bekam. Als sie sich schließlich in aller Form weigerten, weiter zu arbeiten, wurden drei von ihnen — der vierte war grade abwesend — gepeitscht. Als der vierte zurückkam, beschwerten sich die drei übrigen, daß sie allein geprügelt worden seien, und um ihrem Gerechtigkeitsgefühl Genüge zu leisten, mußte auch noch der vierte durchgehauen werden.

Obwohl religiöser Fanatismus beim heidnischen Neger eigentlich

gar nicht vorkommt, so kann man ihn doch gelegentlich durch Mißachtung seiner Gebräuche in eine Wut versetzen, die der vom Fanatismus angefachten wenig nachgibt. Ueber die religiösen Vorstellungen der Neger läßt sich, da sie in verschiedenen Gegenden sehr verschieden sind, nur wenig allgemein Gültiges mitteilen. So viel ist sicher, daß das, was man gewöhnlich über „Fetischismus“ und die Anbetung der rohen Materie liest, eher danach angethan ist, eine leicht verzeihliche Unwissenheit zu verschleiern, als den Leser über die mannigfaltigen und höchst verwickelten Religionssysteme der Neger, ihr Priestertum, ihre Mönchs- und Nonnenklöster, ihre religiösen Laien-Orden, über den in griechisch-römischem oder vielmehr altägyptischem Stil bevölkerten Olymp und die seltsame Tierverehrung an der Sklaven- und Goldküste oder über die einfachere Natur-Anbetung im Kamerun-Gebirge aufzuklären. In manchen Stücken erinnert die Religion der Neger an die ehemaligen heidnischen Vorstellungen solcher Völker, die, wie z. B. Griechen oder Germanen, mit weit mehr Gemüt und Phantasie bedacht waren. Ob in den verschiedenen Religionen der Neger der Glaube an Unsterblichkeit vorkomme, wird von den Missionaren meistens unentschieden gelassen. Ich möchte die Frage eher bejahen und behaupten, daß die Neger dunkle Vorstellungen von einem Schattenreich haben, ähnlich dem homerischen, denn in allen ihnen unerklärlichen und ein wenig gespensterhaften Dingen wittern sie das Wirken der Dahingeschiedenen, zu denen sie auch zu beten und denen sie zu opfern pflegen. Ja, ich begreife kaum, wie man von einem Volke, das einen vollkommenen Ahnen-Cultus besitzt, annehmen kann, daß es nicht an Unsterblichkeit glaube.

Die bei weitem größte Anzahl aller westafricanischen Neger lebt in rechteckigen und schrägdachigen Häusern, die aus dem Holze der Fächerpalme, aus den Blattstielen der Raphiapalme, aus Lianenbast und anderm Material, wie der Urwald es grade darbietet, hergestellt sind und von denen die meisten bloß einen einzigen Raum, andere dagegen bis zu vier und fünf Zimmern enthalten. Runde, sich oben kegelförmig zuspitzende Hütten, die in Senegambien sehr häufig sind, habe ich im Kamerun-Lande gar nicht und im Togo-Gebiet bloß an einer Stelle (in der Ortschaft Be und deren Umgebung) gesehen. Das sehr einfache Hausgerät besteht, wo nicht schon der Einfluß europäischer Cultur bemerkbar ist, fast bloß aus sehr niedrigen, schemelartigen Stühlen, aus den als Betten dienenden

Lattengestellen, aus hölzernen Trögen und den als Eßgeschirr benutzten Kürbisschalen. Für gewöhnlich legen sich die Neger, die ihre Hütten bloß mit einem in Palmöl getauchten Docht erleuchten, schon einige Stunden nach Sonnenuntergang, also etwa gegen acht Uhr, zum Schlafen nieder. Aber es kommt auch häufig genug vor, daß man ganze Nächte hindurch, und zwar meistens von großen freien Plätzen her den Klang ihrer Trommeln und die laute Heiterkeit der Tanzenden vernimmt. Denn der halbwilde Neger liebt eben so sehr wie der civilisirte jene ausgelassene Fröhlichkeit, die unter dem anregenden Einfluß von Palmwein oder Rum weder Maß noch Zeit kennt. Als Musikinstrumente habe ich in Togo und Kamerun fast bloß Trommeln der mannigfaltigsten Art in Gebrauch gesehen; Saiten-Instrumente, die bisweilen zum Verkauf angeboten werden, scheinen bedeutend seltener zu sein, und mit Ausnahme der Alpenhörner des Kamerun-Gebirges kann ich mich nicht entsinnen, irgendwo ein Blas-Instrument gesehen zu haben. Der Höflichkeitscomment des Negers ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden entwickelt; aber fast überall findet man eine beinahe zwangsmäßige Gastlichkeit, die, sobald Europäer dabei in Frage kommen, so weit geht, daß sie eines der am schwierigsten zu überwindenden Hemmnisse eines schnellen Vorwärtsdringens darstellt.

Mit Ausnahme der Jagd, des Krieges und des von beiden Geschlechtern betriebenen Handels fällt alle und jede Arbeit den Sklaven und den Frauen zur Last. Der Ankauf von Frauen und von Sklaven ist in diesem Lande, wo es weder zinstragende Actien noch Landverpachtung gibt, nicht bloß die einträglichste, sondern überhaupt die einzige Capitalanlage. Denn durch die Arbeit seiner Frauen und Sklaven vermag der Neger sich und andern mit Leichtigkeit alle die Genüsse zu verschaffen, welche die Factoreien der Küste ihm darbieten. Jene Art der Sklaverei, wie sie sogar in den von Europäern beherrschten Colonieen bei fast allen Negerstämmen zu finden ist, stellt sich, wenn man der Sache näher nachforscht, durchaus nicht als ein so einfaches Ding dar, wie man das in Europa glauben mag. In manchen Fällen wird man weit mehr an unsere mittelalterlichen Lebens- und Leibeigenschafts-Verhältnisse als an die in Brasilien und Cuba bestehende Art der Sklaverei erinnert. Manche Forscher wollen behaupten, daß in Africa so ziemlich jeder schwarze Mensch, wenn er auch nicht grade ein Sklave sei, sich dennoch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis befinde.

Auch kann ein echter und wirklicher Sklave kaum jemals vollkommen frei werden. Selbst wenn er keinen Herrn mehr hätte und — wie das häufig vorkommt — selbst Sklaven hielte, würde man ihm doch nicht die Rechte eines Freien zuteil werden lassen. Im großen und ganzen werden die Sklaven durchaus nicht schlecht behandelt. So leben sie z. B. im Flußgebiet von Kamerun in besondern Dörfern und unterscheiden sich von den Freien bloß dadurch, daß sie eben arbeiten müssen. Und da, damit der Neger wirklich und tüchtig arbeite, ein gewisser Zwang beinahe ganz unumgänglich ist, so kann man in Africa fast auf Schritt und Tritt beobachten, wie höchst vernünftige und freidenkende Männer von ihrer ursprünglichen Abneigung gegen die Sklaverei immer mehr zurückkommen.

Die Nahrung der Eingebornen ist vorwiegend pflanzlichen Ursprungs. Die landläufigen Dinge, die von ihnen angebaut werden, sind Oelpalmen, Cocospalmen, die „Plantanen“ genannte schlechte Bananenart, ferner Cassada, Mandiocca, Mais, Arachiden oder Erdnüsse, süße Kartoffeln, africanischer Pfeffer, eine Art Kohl sowie ab und zu auch Ananas, Orangen und Limonen. Eben so wie das africanische Schaf, der fuchsähnliche Hund und die meisten Haustiere wahrscheinlich vor sehr vielen Jahrhunderten aus Asien eingeführt worden sind, eben so hat Westafrica — aber doch erst im 15. und 16. Jahrhundert — von America aus seine hauptsächlichsten Nahrungsgewächse, nämlich Mandiocca, Mais, Bataten, Bananen, Arachiden u. s. w. erhalten. Wovon die Africaner sich vor dieser Zeit ernährt haben, vermag man sich kaum vorzustellen. Ihr Viehstand ist nicht sehr mannigfaltig und beschränkt sich, da Lasttiere gänzlich fehlen, auf einige wenige Kühe von sehr schlechter Rasse, auf viele und schöne Ziegen von kleiner oder mittelgroßer Rasse, deren Fleisch für unser Rindfleisch eintritt, auf Schafe, Hühner, Enten und Hunde. Milch wird von den Eingebornen fast niemals getrunken, und vielleicht hat sich aus dieser Abneigung der Schwarzen auch diejenige der Weißen entwickelt. Möglich aber auch, daß die geringe Dauer der Zeit, während welcher Kühe oder Ziegen Milch geben, die allgemeine Mißachtung dieses wertvollen Nahrungsmittels mit sich gebracht hat. In ganz Westafrica ist mir bloß in Gabun und am Congo und auch hier als etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches frische Milch vorgesetzt worden.

Gemäß einer seltsamen Laune der Natur pflegen in all den Ländern, wo der Mensch Wolle auf dem Kopfe trägt, die Schafe

behaart zu sein; dort, wo im Norden und Süden der africanischen Tropenwelt das Gebiet der wolltragenden Schafe beginnt, ist auch die Grenze der straffhaarigen Menschen zu finden. Die langköpfigen Hunde der Eingebornen, denen nur wenig Pflege und Aufmerksamkeit zuteil wird, pflegen für gewöhnlich nicht zu bellen. Damit sie ihre Stimme erschallen lassen, müssen sie schon geschlagen oder in anderer Weise persönlich angegriffen werden. Man hat mir jedoch erzählt, daß sie unter der Aufsicht von Europäern zu ziemlich schönen, klugen und nützlichen Haustieren umgewandelt werden könnten. In Europa ist, so viel ich weiß, diese an Schakal und an Fuchs erinnernde Hunderasse völlig unbekannt. Die africanischen Hühner sind von europäischer Rasse, dagegen findet man an der ganzen Küste und auch wohl im Innern sehr schön grün gefiederte Enten von der Größe unserer Gänse. Diese Spielart, die meines Wissens in Mitteleuropa nicht vorkommt, soll vor mehrern Jahrhunderten von den Portugiesen eingeführt worden sein.

Je weiter man ins Innere kommt, in desto angenehmerm Lichte erscheinen die Eingebornen. Zwar ist ihnen der Anblick des Weißen fremd und sie werden vielleicht seinem weitern Vordringen Hindernisse in den Weg stellen. Aber ist einmal ein Einvernehmen hergestellt, so zeigen sie unverfälschtere und feinere Sitten als die Küstenbewohner, sie zeigen eine eigenartige, nicht uninteressante Cultur, die mit der Aftercultur der Küste nichts zu schaffen hat und ihr in manchen Stücken überlegen ist. Vor allem auch zeigen sie eigene Gewerbe, wie sie an der Küste, wenn sie je dort vorhanden waren, durch den Einfluß der europäischen Industrie längst ertötet worden sind. Die höchsten Leistungen der einheimischen Industrie- und Gewerbthätigkeit sind die Kunst, Eisen zu erblasen und zu schmieden, das Erzeugnis der wildwachsenden Baumwollstaude oder auch den Bast einiger Pflanzen zu Garn und Geweben zu verarbeiten und den Fellen der wilden oder Haustiere durch Reiben und Einfetten eine unsere Gerberei ersetzende Haltbarkeit und Geschmeidigkeit zu geben. Waffen und Kleider der Binnenlandsstämme zeigen einen barbarischen Prunk, der kaum als der erste Anfang eines Kunstgewerbes angesehen werden kann. Dagegen findet man, von den Werken der Goldschmiede von Accra und Cape Coast Castle und von den Holzschnitzereien der Kamerun-Neger abgesehen, das einzige, was im höhern Sinne des Wortes Kunstgewerbe genannt werden kann, an der Loango-Küste.

Nicht als ob die übrigen Neger und Bantu-Neger jeder künstlerischen Anlage entbehrten. Im Gegenteil! Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß an Orten, die noch nie von Europäern besucht worden, die Anlage der fast stets an landschaftlich schönen Plätzen gelegenen Rats- und Gerichtshäuser wie auch die Architektur dieser Gebäude einen gewissen, von künstlerischer Begabung nicht sehr verschiedenen guten Geschmack verraten. Auch stimmen alle Missionare darin überein, daß ihre kleinen Negerschüler, im Vergleich zu ihrer sonstigen Befähigung, eine nicht unbedeutende Anlage für Musik zeigen. Wenn trotzdem die häuslichen Geräte, die Waffen und der Schmuck der meisten Neger auf barbarischen Geschmack und auf wenig oder gar keinen Kunstsinn schließen lassen, so liegt das eher an der allgemeinen niedrigen Entwicklungsstufe alles nicht rein materiellen Lebens als an mangelnder Anlage. Die grotesken Wandgemälde, die man an manchen Orten des Innern und auch an solchen, die nie von Weißen besucht wurden, findet, sind unglaublich kindlich, zeugen aber dennoch für ein ganz vortreffliches Nachahmungstalent. Immerhin findet man, so weit meine Kenntnis reicht, im Innern nichts, was an künstlerischem Wert etwa mit den Holzschnitzereien der Maoris oder den schönen Waffen der Papuas verglichen werden könnte. Selbst die holzgeschnitzten und buntbemalten Bootaufsätze von Kamerun sind doch bloß von roher Arbeit. Erzeugnisse eines feiner entwickelten Kunstgewerbes findet man bloß an einzelnen Puncten der Küste, und auch dieses Kunstgewerbe dürfte, wenn man näher nachforschte, auf fremden, nichtafricanischen Ursprung zurückzuführen sein. Die Goldschmiede von Accra und Cape Coast Castle ahmen, wie Augenschein und Vergleich das gar nicht zweifelhaft erscheinen lassen können, europäische und morgenländische Muster nach, denen sie jedoch teils mit Absicht, teils auch unabsichtlich wegen roherer und eigenartiger Arbeit ein gewisses fremdartiges, von den meisten Leuten als „africanisch“ bezeichnetes Aussehen geben.

Ebenso berühmt (d. h. berühmt für westafricanische Verhältnisse) wie die Goldschmiede von Accra sind die Elfenbeinschnitzer der Loango-Küste. Sie umziehen einen Elefantenzahn von der Spitze bis zum Ende mit einer eingegrabenen Spirale und bedecken dann die ganze Fläche mit einem langen Zuge von Reliefsiguren, ganz in demselben Stile, wie ihn uns die Trajanssäule

in Rom zeigt. Die meisten Leute, die von außereuropäischen Ländern bloß Westafrica gesehen haben, halten diese Kunst für etwas Einheimisches und von den Negern selbst Erfundenes. Wer aber jemals die genau auf dieselbe Art, nur unendlich viel feiner bearbeiteten, ja, gradezu an Spitzenwerk erinnernden Elfenbeinschnitzereien von Indien gesehen hat, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die Elfenbein-Arbeiten der Loango-Küste keine Erfindung der Neger-Rasse sind, sondern daß das nicht zu leugnende und wirklich ganz außerordentliche Nachahmungstalent des Negers auf die Nachbildung eines zufällig aus Indien hierher verschlagenen geschnitzten Elefantenzahnes verfallen ist. Immerhin ist es bemerkenswert, zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit und Schnelligkeit nicht bloß altgewohnte Typen, sondern auch zum ersten Male gesehene Figuren verwertet werden. Die schwarzen Elfenbeinschnitzer benutzen zu jenem carnevalistischen Zuge toller Gestalten, der sich um solchen Elfenbeinzahn herumzieht, alle und jede Gestalten, die ihre Einbildungskraft reizen oder gereizt haben, so z. B. Matrosen, See-Officiere, in Hängematten liegende Europäer oder brillentragende und schmetterlingfangende Gelehrte ebenso gut wie den kriegerisch aufgeputzten Häuptling eines Nachbarstammes oder die in langem Zuge Palmöl transportirenden eigenen Gefährten.

In der Art, wie diese westafricanischen Künstler arbeiten, liegt etwas, was an Altägypten und seine alle Seiten des alltäglichen Lebens darstellenden Gemälde erinnert. Manche kleine Züge, an die ein europäischer Maler oder Bildhauer kaum denken würde, sind mit solcher Genauigkeit und bisweilen mit solch carikirender Uebertreibung wiedergegeben, daß man sich bei ihrem Anblick des Lachens kaum enthalten kann. Was dem Neger besonders bemerkenswert erscheint oder was seine Einbildungskraft besonders gereizt hat, das zeichnet er recht groß, ohne jede Rücksicht darauf, ob dieses Größenverhältnis auch mit der Wahrheit übereinstimmt oder nicht. Und dennoch und trotz alledem: welche Naturtreue, welche unverkennbare Aehnlichkeit! An jeder der oft auf viele Dutzende sich belaufenden und durchschnittlich 1½ bis 2 Zoll hohen Figuren eines solchen Zahnes pflegt ein tüchtiger Elfenbeinschnitzer etwa 6 Stunden, (d. h. einen Tag lang) zu arbeiten. Der Preis berechnet sich, von dem dem Gewichte nach verkauften Elfenbein abgesehen, nach der Zahl der Figuren. So

wird beispielsweise ein 5 Pfund wiegender Zahn, dessen Elfenbeinwert etwa 50ℳ ist, wenn er mit 25 Figuren bedeckt würde, auf 100 bis 125ℳ zu stehen kommen. Diesen Preis würde man zahlen, wenn man einen Elfenbeinschnitzer persönlich kennen lernt; da aber ihre Zahl sehr gering ist und immer mehr abnimmt, so ist es nicht immer leicht, selbst zu sehr viel höhern Preisen in den Besitz eines schön geschnitzten Zahnes zu gelangen. Auch braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Kunst in dem Grade, wie sie sich der mehr gewerbsmäßigen Ausfuhr-Arbeit zuwandte, gesunken ist. Bei einzelnen Häuptlingen mag man geschnitzte Zähne von älterer Arbeit finden, die alles, was heute gemacht wird, an Feinheit der Ausführung weit übertreffen. Wenn ich oben erwähnte, daß jetzt mehr gewerbsmäßig als früher gearbeitet wird, so bezieht sich das mehr auf die schlechtere Ausführung als auf die größere Menge der gelieferten Ware.

Man sollte denken, daß der Neger sich als ein den Erwerb liebender und im höchsten Grade gewinnsüchtiger Mensch einem Gewerbszweige, der reichen Lohn verspricht, mit allem Fleiß zuwenden würde. Aber auffallenderweise finden wir zahlreiche Beispiele vom Gegenteil. So schachersüchtig der Neger auch sein mag und so ausschließlich sich bei ihm alle Verhältnisse des Lebens um Besitz und Gewinn drehen, so gibt es doch in seinem Charakter einen Grundzug, über den selbst das Handelsinteresse keine Macht hat. Wenn der Neger in seinem dicken eigensinnigen Schädel einmal den edlen Vorsatz gefaßt hat, faul zu sein, so ist er faul, und wenn die ganze Welt sich darob auf den Kopf stellte — es sei denn, daß er Sklave wäre und mit Zwang zur Arbeit angehalten würde.

In Gabun lernte ich einen schwarzen Photographen kennen, der in seinem Fach außerordentlich Tüchtiges leistete. Aber obwohl er grade sehr knapp bei Geld war und dessen, da er gern trank, dringend bedurft hätte, so vermochten ihn doch selbst die glänzendsten Versprechungen nicht zur Arbeit zu bewegen. Denn er befand sich grade, wie er selbst eingestand, in jenem Stadium äußerster Faulheit, welches allwöchentlich etwa am Freitag oder Samstag zu beginnen pflegte. Da ich aber dringend gewisse Photographieen zu besitzen wünschte, so sann ich auf ein Mittel, trotz dieser unüberwindlichen Faulheit zum Ziele zu gelangen, und fand dasselbe, indem ich mit äußerst vergnügtem Gesicht einigen

von Sr. Faulheit vorgetragenen Liedern zuhörte, d. h. indem ich ihn, wie er selbst sich ausdrückte, „als einen Weißen" behandelte. Die Eitelkeit ist der wundeste Punct im Charakter des Negers; sie bietet eine Handhabe, bei der man äußerstenfalls und wenn kein anderes Mittel hilft, fast jeden Schwarzen fassen und so zu sagen um den Finger wickeln kann. Diese Eitelkeit hat sich noch nicht bis zu dem Grade verfeinert, daß sie mit Ehrgefühl verwechselt werden könnte. Sie tritt teils, und zwar bei den meisten Negern in Possirlichkeiten und Selbstgefälligkeit, teils aber auch, wie das bei verschlossenern Naturen der Fall ist, in oft plötzlichen und leidenschaftlichen Ausbrüchen der Zuneigung oder des Mißfallens — je nachdem die Eitelkeit geschmeichelt oder verletzt wurde — zutage. Der oben erwähnte Photograph arbeitete nicht nur für mich alles, was ich haben wollte, sondern berechnete auch freiwillig einen billigern Preis, als ich selbst ihm geboten hatte.

Wie bereits früher erwähnt, zeigen die Neger eine ganz außerordentliche Beanlagung für alle Dinge, die irgendwie mit dem Handel in Verbindung stehen. Manche europäische Kaufleute haben mir gegenüber die Befürchtung ausgedrückt, daß die schwarze Rasse uns in dieser und in mancher andern Hinsicht überflügeln würde, sobald sie erst einmal in den Vollbesitz der unumgänglichsten Hülfsmittel unserer Cultur gelangt sei. Einzelne Neger bringen es thatsächlich in dem Wettkampfe mit Europäern derartig weit, daß man ernstliche Befürchtungen wohl hegen könnte. Aber das sind denn doch bloß Ausnahmen. Bei einer größern Anzahl von Negern geht der Fortschritt bloß bis zu einer gewissen Grenze und dann heißt es „Halt!" Trotzdem die Neger so sehr hinter dem Verdienst her sind, werden sie doch nur selten das, was man nach europäischen Begriffen reich nennen würde. Sie sind eben schlechte Wirtschafter und verstehen es nicht, das Erworbene zusammenzuhalten.

Capitel VI.

Europäer-Leben in Kamerun.

(Ein Junggesellen-Haushalt. — Männliche Dienstmädchen. — Zur Naturgeschichte der kleinen Negerburschen. — Africanische Küche. — Einheimische Nahrungsmittel und europäische Conserven. — Fleisch, Wildpret, Fische, Gemüse, Früchte. — Wasser und sonstige Getränke. — Geselligkeit und mangelnde Bewegungsfreiheit. — Notizen über das ewig Weibliche. — Die Gehälter der Kaufleute. — Die Instruction eines für Africa engagirten jungen Mannes. — Gelderdienst und wissenschaftliche Studien. — Ewiges Einerlei ohne Abwechslung, ohne Lebensgenuß. — Man versinkt in eine Art von Traumleben.)

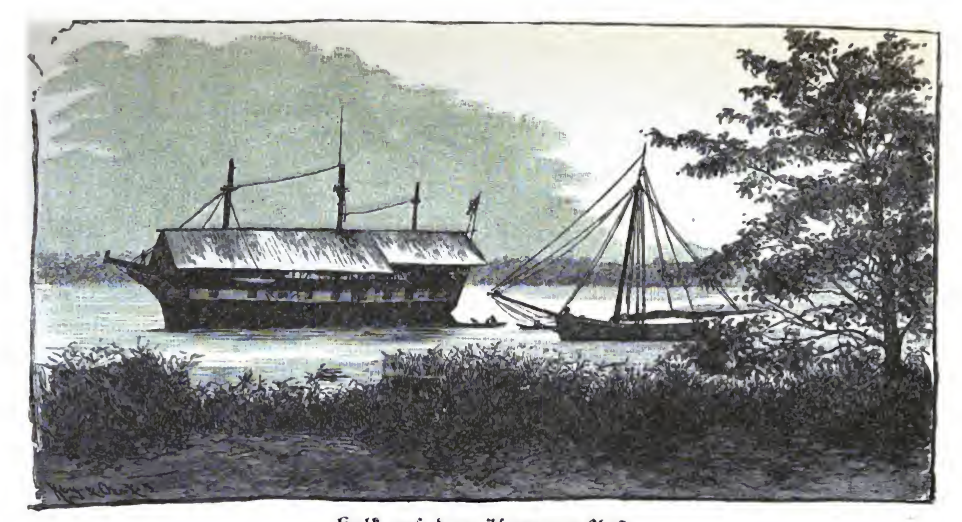
Um dem geneigten Leser das Leben und Treiben der in Westafrica wohnenden Kaufleute, Beamten und Officiere zu schildern, wähle ich als Ort der Handlung die dicht am Ufer des Flusses gelegene Woermannsche Factorei bei König Acquas Dorf in Kamerun. Diese aus Wellenblech erbaute und bunt angestrichene Factorei ist, obwohl sie den Sitz des Woermannschen Hauptagenten für das ganze Kamerungeschäft darstellt, dennoch sehr klein und kann an Wohnlichkeit nicht mit den sehr viel stattlichern Factoreien an der Sklavenküste verglichen werden. Aber nach africanischen Sitten ist selbst in der kleinsten Hütte nicht bloß für Liebende Raum, sondern auch für einen regen Handelsverkehr und für die zu Zeiten nur allzu zahlreichen Gäste. Manche Leute wollen behaupten, daß es gesunder sein würde, auf einer der im Kamerun-Fluß verankerten Hulks als am Lande zu leben. Ich freilich halte eher das Gegenteil für richtig und möchte auch schon um dessentwillen nicht auf einem Hulk wohnen, weil man, falls

man nicht in jedem Augenblick über ein Ruderboot verfügen kann, in seinen Bewegungen weit mehr gehemmt ist als am Lande. Allerdings könnten, wie gesagt, die am Lande gelegenen Factoreien etwas geräumiger sein. Und dann müßte auch, wie dies sonst bei westafricanischen Factoreien der Fall zu sein pflegt, die Veranda sich nicht bloß auf die Front des Hauses beschränken, sondern rund herum laufen. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß man beim Bau der Factoreien noch viel zu wenig auf jene hohen und luftigen Räume Rücksicht nimmt, die in den Tropen noch viel mehr als bei uns zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich sind. Auch ist Wellenblech kein geeignetes Material für Wohnhäuser, und wer ein besonders kühles Heim besitzen will, sollte zuerst bei den Portugiesen und Spaniern, die in dieser Hinsicht das Beste geleistet haben, in die Schule gehen. Vor der Woermannschen Factorei von König Acquas Stadt liegt ein hübscher kleiner Garten, in welchem stattliche Oleander blühen und viele Dutzende von zahmen Tauben umherfliegen. Das untere Stockwerk des Hauptgebäudes nimmt der Laden ein und das obere die Wohn- und Schlafzimmer.

Der Hof ist der Tummelplatz aller handeltreibenden oder müßigen Neger der Umgegend, die so furchtbar viel Geschrei erheben, daß man sich einen lebhaftern Ort kaum vorzustellen vermag. Vor dem vergitterten Aufgang zur Treppe steht ein Pförtner, der bloß Weiße oder solche Schwarze, die eine besondere Erlaubnis hierzu haben, hinauflassen darf. Auch gilt es als ein Vorrecht der Könige und der mächtigern Häuptlinge, daß dieselben zu den obern Wohnräumen hinaufsteigen, dort die Weißen begrüßen und mit denselben einen Schnaps trinken dürfen.

Schon für gewöhnlich gibt es in solcher Factorei fast stets den einen oder den andern Gast und während der kriegerischen Ereignisse von 1884 und 1885 war die Factorei so stark in Anspruch genommen, daß die Hauptagenten, Herr Schmidt und Herr Wölber, mehrere Monate lang keine Nacht in ihren, den fremden Gästen überlassenen Betten haben schlafen können.

Nichts Eigenartigeres und in mancher Hinsicht Komischeres als solcher Junggesellen-Haushalt, in dem es bloß männliche Köchinnen, Stubenmädchen und Dienstmädchen, in dem es überhaupt bloß männliche Bedienung gibt. Der Vorschlag, welcher einmal von einem Fremdling gemacht wurde, anstatt der tölpelhaften Kru-



Hulk auf dem Kamerun-Fluß.
(Aus der Gartenlaube.)

und Kamerun-Burschen junge Negerinnen in Dienst zu nehmen, erregte stürmische Heiterkeit. „Caramba", hieß es, „wenn wir das thäten, würde ganz Kamerun auf dem Kopfe stehen und an Palmölhandel nicht mehr zu denken sein. Das geht ebensowenig wie auf einem Kriegsschiff. Falls eine Europäerin die Haushaltung führte, würde man noch allenfalls davon sprechen können. Aber im ganzen deutschen Kamerun-Gebiet gibt es außer einer englischen Missionarin keine einzige weiße Frau. Und dann würden es auch die schwarzen Weiber, trotzdem sie zu Hause so sehr hart arbeiten müssen, dennoch für eine Entwürdigung halten, auch nur die allerleichtesten Kellnerdienste zu verrichten."

Diesen Verhältnissen entsprechend sollen etwa ein Dutzend kleiner Kru- und Kamerun-Knaben, angeleitet von einigen erwachsenen Stewards, die Bedienung besorgen. Aber mir dünkte es, als ob diese ganze Knabenschar mehr Unheil wie Nutzen stifte und als ob einer dem andern beim Nichtsthun behülflich wäre. Eine genügende Beaufsichtigung seitens der mit Arbeiten überhäuften Kaufleute ist ja ganz unmöglich. Nichts von dem, was solch schwarze Diener thun, thun sie ordentlich. Gewissenhaftigkeit kennen sie nicht und die Masse des verlorenen oder zerbrochenen Hausrats geht ins Unendliche. Unvergeßlich ist mir die unbeschreibliche Komik jener Scene, als, während mir der Hausherr beständig „wir haben deren in Unzahl" versicherte, der letzte, ja, wirklich der letzte Theelöffel vergeblich gesucht wurde. Alles, was sie thun, thun diese schwarzen Diener mechanisch und mit äußerster Langsamkeit. So öffnet sich beispielsweise langsam und geräuschlos eine Thür. Man glaubt, der Wind habe sie aufgeblasen. Aber nein! Es steht einer der kleinen affenähnlichen Stewards dahinter. Nun dauert es ungefähr eine Minute, bis er seinen Körper hindurchschiebt, und in gleichem Tempo — sodaß ein nervöser Mensch dabei rasend werden könnte — geht das Aufräumen und Reinigen eines Zimmers vor sich.

Trotzdem gewöhnen manche Europäer sich so sehr an diese Art von Bedienung, daß sie, auf kürzere Zeit zu ihrer europäischen Heimat zurückkehrend, einen „boy" als Diener mit sich zu nehmen pflegen. Man hat aber dabei noch stets die üble Erfahrung gemacht, daß die brauchbarsten Diener, aufgeblasen von dem Besuche Europas, später von gar keinem Nutzen mehr waren.

Der Neger pflegt in Europa nur sehr wenig nützliche, aber eine ganze Anzahl unnützer Dinge zu lernen.

Auch in mancher andern Hinsicht unterscheidet sich der schwarze Diener Westafricas ziemlich unvorteilhaft von demjenigen Nordamericas. Er macht den Eindruck eines im höchsten Grade gutmütigen Menschen. Aber es ist eitel Einbildung, wenn man sich bei noch so guter Behandlung dem Glauben hingibt, wirkliche Dankbarkeit in den Herzen dieser Leute erweckt zu haben. Ein Kru-Neger, der als einer der vertrauenswürdigsten und gutmütigsten galt und den ich buchstäblich mit Wohlthaten überhäuft hatte, weigerte sich am Abend vor seiner Heimreise, als er kein Trinkgeld mehr erwarten zu dürfen glaubte, mir einen Stuhl die Treppe hinauf zu tragen, und stahl mir, wie ich am folgenden Morgen bemerkte, den letzten Rest meiner Wäsche.

Uebrigens befinden sich unter den kleinen Stewards der Factoreien nicht selten die Söhne vornehmer Häuptlinge, die hier bis etwa zu ihrem zwölften oder vierzehnten Jahr so etwas wie „gute Lebensart“ erlernen sollen. Solche Lebensart besteht aber meistens nur darin, daß sie bei Tisch aufwarten, abends ihrem Herrn die Stiefel ausziehen, morgens die Waschnäpfe reinigen und sich in ihren freien Stunden auf der Veranda katzbalgen. Mir sind diese kleinen Kerle — die später als Händler ihre Kenntnis europäischer Sitten aufs schlaueste zu benutzen wissen — stets lästig gewesen, und wenn sie auch mir abends die Stiefel ausziehen wollten, habe ich sie mit thunlichster Eile zur Thüre hinaus befördert.

Die Zeit der Mahlzeiten ist in Kamerun: morgens um 6 oder 7 Uhr Thee oder Cacao, dann um 12 oder 1 Uhr Mittagessen, und je nachdem es viel oder wenig Arbeit gibt, um 6, um 7 oder bisweilen auch um 8 Uhr abends die Hauptmahlzeit. An Sonntagen wird hier gewöhnlich zeitiger und mit größerer Regelmäßigkeit gespeist als an Wochentagen.

Die Weißen essen fast stets allein oder es werden doch von den Schwarzen höchstens einmal ein König oder ein schwarzer Commis (Chief Clerk oder dergleichen) zu Tische geladen. Nach englischer Sitte werden alle Gerichte gleichzeitig auf den Tisch gestellt. Trotz der meistens sehr großen Anzahl dieser Gerichte pflegt doch nur sehr wenig in höherm Sinne Eßbares darunter zu sein. Denn es ist eine Eigentümlichkeit der africanischen Küche,

daß so ziemlich alle von den schwarzen Köchen bereiteten Speisen einen und denselben faden, charakter- und saftlosen Geschmack haben, und zwar gleichgültig, aus welchem Grundmaterial sie bestehen mögen. Alle Lebensmittel sind sehr teuer und ganz besonders das Fleisch. Man lebt zu einem großen Teil von europäischen Conserven, und zwar einerseits, weil einheimische Nahrungsmittel überhaupt nicht immer zu erstehen sind, anderseits, weil sich dieselben im Preise fast ebenso hoch stellen würden. Damit will ich nicht leugnen, daß, wer sich ganz gut darauf verstände, zum großen Teil und zu weit billigerm Preise, als dies für gewöhnlich geschieht, von africanischen Nahrungsmitteln leben könnte. Aber von den hier wohnenden Kaufleuten erlernen nur wenige diese Kunst, die nicht ganz so einfach ist, wie es dem Uneingeweihten scheinen könnte. Conserven spielen in ganz Westafrica eine große Rolle. Leider ist die Kunst, den conservirten Fleischspeisen oder Gemüsen ihren Wohlgeschmack zu bewahren, noch nicht erfunden worden. Deutschem Fabricat gibt man im allgemeinen den Vorzug vor englischem, übrigens sind es auch wohl nicht grade die besten Conserven, die nach Westafrica herausgesandt werden. Oeffnet man z. B. eine die Aufschrift „Butter" tragende Blechbüchse, so hat man meistens je nach Wahl verschiedene Schichten von Farbstoff, Talg und Palmöl zu seiner Verfügung. Da ist doch die von den Engländern benutzte Orangen-Marmelade, die auch in den heißesten Ländern ihr appetitliches Aussehen behält, eine viel angenehmere Zuthat zum Brot.

Während im ganzen Kamerun-Gebiet Ziegen die hauptsächlichste und außer Hühnern fast die einzige Fleischnahrung der Europäer liefern, wird schon am Congo mehr Rindfleisch als Ziegenfleisch gegessen. Im großen und ganzen kann man jedoch behaupten, daß Ziegenfleisch, welches hierzulande auch viel wohlschmeckender ist, in Westafrica dieselbe Rolle spielt, wie bei uns in Deutschland das Rindfleisch. Die Officiere der deutschen Kriegsschiffe waren nur allzu froh, wenn sie eine größere Anzahl von Ziegen kaufen konnten, während die Matrosen diesem wertvollsten Nahrungsmittel von Westafrica einen schwer zu überwindenden Widerwillen entgegenbrachten. Schafe sind selten, Tauben, Enten und Truthühner noch seltener und das Fleisch der schwarzen africanischen Schweinchen pflegt von den Weißen nicht genossen zu werden. Wildpret gelangt, obwohl es als Leckerbissen sehr geschätzt

ist, dennoch nur selten auf den Tisch der Weißen. Denn die Antilopen, Wildschweine, Hasen (ganz kleine Spielart), Buschtauben, Perlhühner u. s. w., die bisweilen von den Eingebornen zum Verkauf angeboten werden, haben meistens schon einen solchen Grad von haut goût erreicht, daß nur noch Kru-Magen solches „beef“ würden vertragen können.

Ebenso wie das Meer an der westafricanischen Küste ein außerordentlich reich entwickeltes Tierleben zeigt, ebenso wimmeln viele westafricanische Flüsse und Lagunen von zum Teil äußerst wohlschmeckenden Fischen. Aber man versteht, abgesehen davon, daß die Eingebornen getrocknete Fische als Zukost genießen, nur wenig damit anzufangen. Die Cultur ist hier noch viel zu weit zurück, als daß man von den gar nicht so wenigen Lebensmitteln, welche das Land bietet, einen irgendwie größern Teil auszunutzen und schmackhaft zuzubereiten verstände. So werden z. B. Schildkröten nur selten gegessen, obwohl es allerlei Arten von See-, Lagunen- und Landschildkröten gibt. Taschenkrebse, Garnelen und Austern kommen bisweilen auf der Tafel der europäischen Kaufleute vor, aber davon abgesehen, daß sie nicht sonderlich wohlschmeckend sind, ist der Genuß von Austern, die auf Mangrovewurzeln gesessen haben, nicht ohne Gefahr, da er leicht Erkrankungen nach sich zieht. Die zahlreichen Krabben dienen bloß zur Nahrung der Eingebornen.

An Gemüsen herrscht beinahe ein noch größerer Mangel als an Fleisch. Kartoffeln, die in Westafrica nicht gedeihen, werden entweder von Deutschland oder, und zwar meistens von Madeira und Teneriffa bezogen. Auch schmecken Yams — die besten kommen von Fernando Po —, falls sie gut zubereitet sind, kaum sehr viel weniger gut als Kartoffeln. Sonst findet man auf der Tafel der Weißen noch die häufig die Stelle des Brotes vertretenden gerösteten Plantanen (eine unveredelte Bananenart) oder auch Bataten (süße Kartoffeln), Gurken, kleine Zwiebeln und Radieschen, die man im eigenen Garten in acht Tagen heranziehen kann. Es ist gewiß kein bloßer Zufall, sondern hängt wohl aufs innerste mit dem Klima zusammen, daß bei allen an verschiedenen Puncten Westafricas gemachten Versuchen, europäische Küchengärten anzulegen, stets und in allen Fällen bloß ein und dieselben Gemüse-Arten die Mühe des Pflanzens belohnt haben. Es sind das vor allem Radieschen, Salat, Zwiebeln u. s. w. Auch bei der Cultur

dieser Gewächse mußte stets neuer, aus Europa bezogener Samen benutzt werden, weil anderufalls das Erzeugnis so sehr degenerirte, daß es nicht mehr zu genießen war.

Früchte werden in Westafrica weit seltener genossen als in irgend einem andern unter den mir bekannten Tropenländern. Am wohlschmeckensten sind die überall gedeihenden Ananas, während die Orangen, deren Schale grün bleibt, nur sehr wenig Saft enthalten. Bananen existiren nur in der „Plantanen“ genannten unveredelten Art, die man bloß geröstet oder gebraten genießen kann. Die Brotfrucht soll zwar vorkommen, aber gar nicht als Nahrungsmittel verwandt werden. Des weitern wüßte ich bloß noch Melonen, Wassermelonen, kleine Citronen, Mangopflaumen, die wegen ihres starken Terpentingeschmacks nicht jedermann munden wollen, Guaven, aus denen man eine ziemlich gute Confiture macht, und Maracuja, die Frucht einer aus Brasilien eingeführten Verwandten unserer Passionsblume, aufzuzählen.

Als Getränke sind im nördlichen und mittlern Teil von Westafrica deutsches Bier, im südlichen dagegen schwerer und nicht sehr wohlschmeckender portugiesischer Wein vorherrschend. Englisches Bier ist beinahe unbekannt. Auch findet man deutsches Bier bloß in zwei oder drei verschiedenen Marken. Den Löwenanteil hat sich die von Herrn Woermann beschützte Marienthaler Brauerei in Hamburg erobert. Selterswasser gilt als Luxus, wohingegen bei vielen europäischen Bewohnern Westafricas die üble Gewohnheit vorherrscht, dem einen Schnaps oder Absynth, der gewöhnlich vor Tisch getrunken wird, eine ganze Anzahl weiterer folgen zu lassen. Beim Einzelverkauf kostet Bier 1 ℳ und Rotwein 2 bis 3 ℳ die Flasche. Von Leuten, die an übermäßiger Gallenbildung leiden, sollte am besten gar kein Bier getrunken werden.

Das Trinkwasser ist, obwohl grade in tropischem Lande so sehr viel auf dessen Reinheit ankommen würde, durchaus nicht immer von der besten Beschaffenheit. Es rührt dies zum Teil daher, daß die Kaufleute gezwungen sind, an der Küste zu leben, wo auch in Europa die Wasserzufuhr bisweilen mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Im Togo-Lande, wo die Kaufleute auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Lagune wohnen, trinken sie entweder in Cisternen gesammeltes Regenwasser oder graben auch wohl Brunnen, die man anstatt der Ausmauerung mit Fässern stützt, deren Boden herausgenommen worden ist. Die

Eingebornen pflegen sich dort ihr Trinkwasser aus allerlei Tümpeln „im Busch“ zu holen. Für Kamerun schöpft man das Wasser aus dem Fluß und filtrirt es vor dem Gebrauch in höchst ungenügender Art. Nur an wenigen Orten, wie z. B. in Bimbia und Victoria, kann man das benötigte Trinkwasser frisch sprudelnden und krystallklaren Bergquellen entnehmen. Der Geschmack des Wassers ist, wenn es nicht mit Rotwein oder Cognac versetzt wird, sehr fade, was bloß zum Teil von der übeln Beschaffenheit des Wassers, zum größern Teil dagegen von seiner laulichen Temperatur herrührt.

Eismaschinen, die in Indien von allen gewöhnlichen Dingen eins der gewöhnlichsten sind, gehören in Westafrica noch zu den frommen Wünschen. Die einzige Eismaschine, die meines Wissens jemals dorthin gebracht wurde, dient in Vivi am Congo dem prosaischen Zweck dessen, was die Engländer W. C. nennen. Uebrigens wird die in Europa so sehr viel verbreitete Ansicht, daß die Fieberkeime dem Organismus am häufigsten durch das Trinkwasser zugeführt würden, von Aerzten, die lange in Westafrica gelebt haben, für nicht ganz zutreffend erklärt. Obwohl die Beschaffenheit des Wassers auf das körperliche Wohlbefinden unzweifelhaft einen sehr großen und schwerwiegenden Einfluß hat, so habe ich anderseits häufig genug beobachtet, daß der gesunde Körper ohne Schaden einen längern Genuß von Wasser vertragen kann, das mit Fäulnisstoffen gradezu übersättigt ist. Während des englisch-ägyptischen Krieges habe ich, von Not gezwungen, ebenso wie die englischen Officiere und Soldaten, wochenlang das scherzweise als „Leichensuppe“ bezeichnete Wasser eines Canals trinken müssen, in den die Aegypter viele Hunderte von Menschen-, Pferde- und Kamelkörpern hineingeworfen hatten. Und doch wüßte ich nicht, daß irgend jemand infolge dieses seltsamen Getränks erkrankt wäre. Aber es ist sehr leicht möglich, daß dieselben Krankheitskeime, die dem gesunden Körper nichts anhaben können, dem durch Hitze, Klima und Krankheit erschlafften gefährlich werden. In Krankheitsfällen pflegt bisweilen das benötigte Trinkwasser vor dem Genusse gekocht und vielleicht auch mit Eis, das man sich in seltenen Fällen von den englischen Dampfern besorgen kann, gekühlt zu werden.

Obwohl die Zahl der in Kamerun lebenden Europäer nicht sonderlich groß ist, so bietet dennoch dieser kleine Kreis denjenigen,

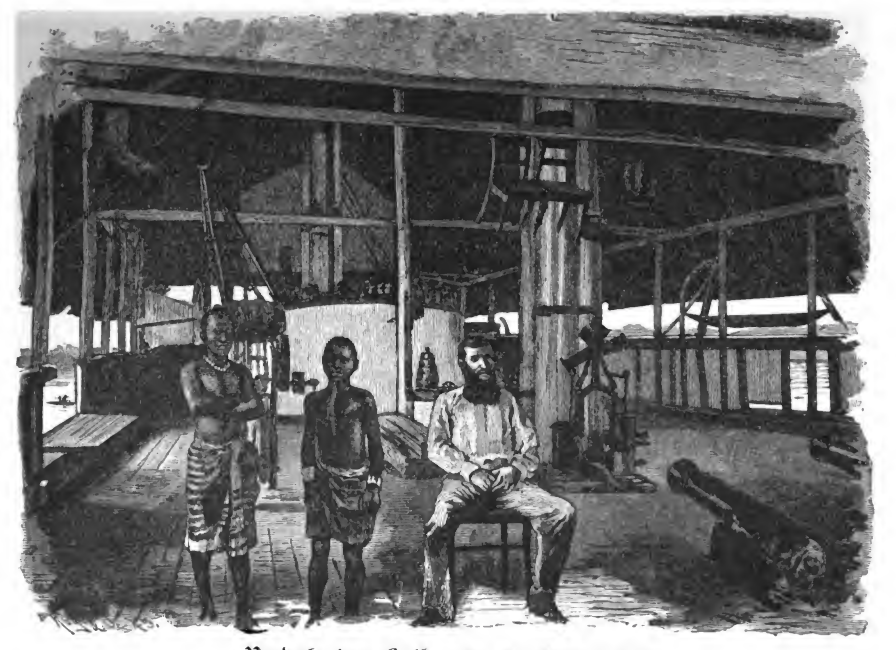
der von einer Nebenfactorei kommend während längerer Zeit bloß unter Schwarzen gelebt hat, eine wahre Erquickung dar. Wenn auch die Kaufleute im allgemeinen schon um 9 Uhr zu Bette gehen, so vergeht doch selten ein Abend, ohne daß man entweder selbst Besuche macht oder diesen und jenen Besucher empfängt. Während meines Aufenthalts in der Woermannschen Factorei bei König Acquas Stadt waren die englischen Kaufleute ziemlich häufige Gäste, während die englischen Missionare sich niemals blicken ließen. Von allen am Kamerun-Fluß lebenden Europäern kann der englische Hauptagent Buchan auf den längsten Aufenthalt in dieser Gegend zurückblicken. Der zweitälteste der Anciennetät nach ist Capitän Voß, der allgemein beliebte Hauptagent von Jantzen und Thormählen, während in dritter Linie Capitän Allen kommen würde, der als einer der besten Kenner des Landes gilt. Mit Ausnahme der deutschen Colonialbeamten, eines englischen Arztes, der englischen Missionare und der Besatzung etwa hier ankernder Kriegsschiffe sind sämtliche weiße Bewohner von Kamerun Kaufleute, die nicht zeitlebens, sondern bloß für eine gewisse Reihe von Jahren hier zu bleiben gedenken. Ihr Leben bietet außer den Wechselfällen des kaufmännischen Geschäftes nur wenig Abwechslung und auch trotz sehr freier und selbständiger Stellung so sehr wenig Freiheit der Bewegung, daß man unwillkürlich an den Aufenthalt auf einem Seeschiff erinnert wird. Pferde existiren nicht, Hängematten sind nicht in Gebrauch und Spazirgänge waren bisher teils überhaupt nicht üblich, teils durch die Verhältnisse derart erschwert, daß man gern davon absah. Der ganze Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften und den verschiedenen Hulks geschieht mit Ruderbooten, deren Bemannung so etwas wie eine aus gleichfarbigen Hüftentüchern und gleichfarbigen Zipfelmützen bestehende Uniform trägt. Diese Art des Verkehrs, an der man eigentlich etwas mehr, als durchaus nötig wäre, festhält, ist ebenso lästig wie für die Factoreien kostspielig.

Und doch könnte man mit verhältnismäßig geringer Mühe und geringen Kosten die durch das ganze Land führenden Negerpfade auch für Europäer benutzbar machen. So fließt beispielsweise zwischen König Acquas Dorf und König Bells niedergebranntem Dorf ein kleiner Bach mit sumpfigen Ufern, den die Neger durchwaten, während der Europäer, um ihn zu umgehen, einen großen Umweg machen muß. Und doch würde eine Ueber-

drückung kaum mehr als einige Pfund Sterling kosten. So viel ist sicher, daß in dem Grade, wie man die Hulks durch feststehende Factoreien ersetzt, auch die Verkehrswege gebessert werden müssen. Der von alters her bei den Kaufleuten genährte Hang, sich in ihren Bewegungen auf die eigene Hulk oder die eigene Factorei zu beschränken, wird mit der fortschreitenden Entwicklung des Landes verschwinden müssen. Ist es doch gradezu thöricht, daß, während alle Eingebornen im Flusse baden, für den Weißen bloß ein Bad im Badezimmer als anständig und seiner Würde entsprechend gilt.

Die Sitte der provisorischen Verehelichung mit schwarzen Frauen, die im größten Teil von Westafrica in vollster Blüte steht, erfährt im Flußgebiet von Kamerun (im südlichen Kamerun-Gebiet ist es schon wieder anders) durch den hohen Kaufpreis der Frauen eine Beschränkung. Hier, wo der Preis eines schwarzen Weibes, einerlei ob Mädchen oder Frau, sich zum allerwenigsten auf 10 Kru — nominell 200 ℳ, aber in Wahrheit, da die Summe in Waren bezahlt wird, etwas weniger — stellt, ist solche Verehelichung ein Luxus, den sich bloß Leute in höhern Stellungen gestatten können. Das Flußgebiet von Kamerun steht in dieser Hinsicht unter allen Ländern Westafricas ganz vereinzelt da. Auch bilden die Dualla zu allen übrigen Negern und Bantu-Negern insofern einen Gegensatz, als sie streng auf reine Rasse halten und das Aufkommen von Mischlingen mit allen Mitteln und, wenn es nicht anders geht, durch Tötung zu verhindern suchen. Dem entsprechend gibt es in Kamerun keine Mulatten, die doch in andern Gegenden Westafricas ziemlich häufig sind.

Die Anfangsgehälter der im Alter von 18, 19 oder 20 Jahren herauskommenden jungen Kaufleute pflegen sich bei freier Station und bei 3- oder 5jähriger Anstellung auf 1200 ℳ jährlich zu stellen. Uebrigens ist, da sich neuerdings junge Leute zu immer niedrigerm Satz anbieten, eine gewisse Neigung vorhanden, die Gehälter noch mehr zu drücken. Wohnung, Essen, Trinken (letzteres nicht bei allen Firmen) und Wäsche sind frei, was der betreffenden Firma auf etwa 2000 ℳ jährlich zu stehen kommt. Man pflegt bei der Versorgung mit Getränken für Mann und Tag 1½ Flasche Bier und ¼ Flasche Rotwein zu berechnen. Bei guten Leistungen soll angeblich schon nach kurzer Zeit eine Erhöhung der Gehälter eintreten, die darin zu bestehen pflegt, daß jemand, dem



Verdeck einer Hulk. (Aus der Gartenlaube.)

die Verwaltung einer eignen Factorei übertragen wird, bis zu 3000 ℳ und außerdem 2 bis 5 Procent erhält. Die Hauptagenten, die fast durchweg auffallend junge Leute und häufig sehr viel jünger sind als die gewöhnlichen Agenten, bekommen noch höhere Procente und haben bisweilen ein Jahreseinkommen von 10= oder 15 000 ℳ und darüber. Die großen Häuser zahlen durchaus nicht immer die besten Gehälter, sondern lassen sich bisweilen sowohl in dieser Hinsicht wie auch in Bezug auf Behandlung und Verpflegung ihrer Angestellten von kleinern Firmen beschämen. In Deutschland herrscht vielfach die Ansicht, daß in England und von Engländern viel größere Gehälter gezahlt würden als bei uns. In vielen und sogar in den meisten Fällen mag das richtig sein. Aber ich wüßte doch auch viele Fälle für das Gegenteil anzuführen. In Westafrica beispielsweise sind die jungen deutschen Kaufleute größtenteils doch immer noch besser gestellt als die englischen, sowohl was das Gehalt als was die Verpflegung anbelangt. Die englischen Firmen haben eine ganze Anzahl Angestellter (die sogenannten Vierzigpfünder), die bloß 40 L. Jahresgehalt und eine Beköstigung erhalten, bei der, wie man meinen sollte, kein Europäer bestehen könnte. Zu solchem Gehalt sind denn auch, nicht in Kamerun, wohl aber an andern Plätzen Westafricas, manche Deutsche in englischen Dienst getreten.

Die jungen Leute aus dem holländischen Hause in Banana äußerten mehrfach die Ansicht, daß Indien eine bessere Laufbahn darbiete und daß dort bessere Gehälter bezahlt würden als in Westafrica. Mir scheint das vollkommen glaubwürdig, denn ein so gewaltiges, hochcultivirtes, von Europäern regiertes und verwaltetes Colonialreich wie das niederländische muß natürlich Stellungen in Ueberfluß und Gelegenheiten zum Vorwärtskommen darbieten, an die in dem noch wenig entwickelten und verhältnismäßig schwach bevölkerten Westafrica nicht gedacht werden kann.

Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, etwas näheres über die Bedingungen zu erfahren, unter denen junge Kaufleute, die eine Stellung in Westafrica übernehmen wollen, engagirt zu werden pflegen. Die Weisungen, die einem 18jährigen Burschen zur Reise nach Africa ausgefertigt wurden, lauteten gemäß einer Copie, die ich davon habe anfertigen lassen, wie folgt:

Instruction für Herrn . . . . . Da Sie im Begriffe sind, nach Africa hinauszugehen, geben wir Ihnen folgende Instructionen: Wir senden Sie zunächst zu Herrn . . . . . in . . . . . , der draußen der Chef unserer

Factoreien ist — oder wer an dessen Stelle sein mag — und dessen Anordnungen und Anweisungen Sie nachzukommen haben, wie Sie denn auch verpflichtet sind, nach andern Plätzen zu gehen, wo das Geschäft Ihre Anwesenheit erfordern sollte. Wir vergüten Ihnen 300 M. für Ausrüstung und bewilligen Ihnen freie Passage hinaus, und in der Hoffnung, daß Sie sich als tüchtig und brauchbar in unserm Geschäft erweisen, werden wir Ihnen bis auf weiteres vom Tage Ihrer Ankunft in . . . . . ein Salär von 700 M. und für Getränke 400 M. oder per Vierteljahr 175 M. und für Getränke 100 M. gutschreiben. Lauten die Berichte über Ihre Leistungen günstig, auch hinsichtlich Fortschritts im Englischen, sodaß Sie dem Geschäft von gutem Nutzen sind, so werden wir gern bereit sein, späterhin eine Steigerung Ihres Salärs eintreten zu lassen. Draußen haben Sie freie Station hinsichtlich Wohnung und Essen. Dagegen haben Sie für sonstige Privatbedürfnisse selbst zu sorgen. Ohne Erlaubnis unsererseits dürfen Sie nicht zurückkehren und muß eine Kündigung Ihrerseits ein Jahr vorher geschehen, es sei denn, daß Gesundheitsrücksichten Sie zwängen, Africa zu verlassen, und dies von unserm Vertreter anerkannt und bescheinigt wird. Nach 4- bis 5jähriger Anwesenheit draußen sehen wir es selbst aber ganz gern, wenn Sie zur geistigen und leiblichen Erfrischung und Erholung mal herüberkommen. Wir dagegen sind berechtigt, Sie jederzeit zurückzurufen, wenn Sie Ihren Platz nicht, wie erwartet ausfüllen, und gewähren wir Ihnen in diesem Falle freie Passage mit einem Segelschiffe. Sollten Sie aus irgend einem Grunde schon innerhalb eines Jahres zurückkehren, so würden wir Ihnen die zu Ihrer Ausrüstung gegebene Summe von 300 M. an Ihrem Gehalt kürzen. Geschäfte für eigene Rechnung dürfen Sie draußen nicht machen.

. . . . . den 10. . . . . 1884.

(gez.) . . . . . & . . . . .

Die nach langjährigem, Leben und Gesundheit gefährdenden Aufenthalt in Westafrica nach Europa zurückkehrenden Kaufleute verjubeln nicht selten ihren sauer erworbenen Verdienst binnen weniger Monate. Ihre Gehälter sind ja allerdings nicht sonderlich hoch, aber gleich den Seeleuten haben sie nur selten Gelegenheit, etwas davon auszugeben, sodaß sie doch meistens eine größere oder kleinere, im Laufe der Zeit angesammelte Summe mit nach Europa bringen. Aber wie leichtsinnig wird damit gewirtschaftet! Von einem Herrn (Hauptagenten) erzählte man mir, daß er in 6 Monaten 24 000 M., von einem andern, daß er in 3½ Monaten ungefähr 20 000 M. ausgegeben hat. Und doch war das der Verdienst eines ganzen entbehrungsreichen Jahrzehnts. Aber man gewöhnt sich in Africa so leicht daran, sich als Aristokraten — und das will hier wirklich nicht viel bedeuten — zu betrachten. Man gewöhnt sich so leicht daran, das wenige, was dieses Land an begehrenswerten Dingen bietet, für erreichbar zu halten. Und nun kommt man nach Europa, wo die Frauen so schön und die

Genüsse so mannigfaltig sind. Sollte, wer unter Tausenden von Negern den Herrn gespielt hat, hier auf einmal entsagen? Anfänglich scheint auch, wo man statt des gewohnten Dollars bloß eine Mark als Geschenk oder Trinkgeld zu geben braucht, das Leben gar nicht so kostspielig zu sein. Kommt dann nach kurzem Rausch der Katzenjammer, so heißt es: „Nun schnell zurück nach Afrika, um aufs neue zu verdienen.“ Aber inzwischen sind möglicherweise die Verhältnisse noch schlechter und die Gehälter noch niedriger geworden.

Der Lebensgenuß ist in Westafrica beinahe auf Null beschränkt. Bestenfalls, d. h. wenn man nicht krank wird, führt man dort ein Pflanzenleben. Bloß diejenigen, denen der Ehrgeiz oder die Aussicht auf ein zu erwerbendes Vermögen im Kopfe steckt, machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Aber wie viele sind deren? Von jenen zwei Dingen, die allein das Leben erträglich machen, der Liebe und dem Ehrgeiz, findet höchstens der letztere in Africa eine Rennbahn, die des Schweißes der Edlen wert ist. Der Liebe und allen ihren Tändeleien muß, wer nach Africa hinausgeht, entsagen. Trotz Verdi ist in dieser Hinsicht Vasco da Gama gewiß nicht glücklicher gewesen als jeder andere. Es wäre daher am vernünftigsten, wenn bloß Leute in der letzten Hälfte des Lebens nach Westafrica hinausgingen. Aber hierbei hat auch das Klima ein gewichtiges Wort mitzusprechen; denn es scheint festzustehen, daß zum Ertragen dieses Klimas die volle Manneskraft gehört, daß dasselbe weder Leuten unter 20 noch auch solchen über 40 Jahre anzuempfehlen ist.

Wer in Africa nicht viel Geld verdienen kann oder sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, wird das Leben verzweifelt öde und langweilig finden. Viele Kaufleute umschiffen diese Klippe nicht grade auf die schönste Weise, indem sie in eine Art von Traumleben versinken und zwar ihre Pflicht thun, aber auch nichts weiter. Und dennoch und trotz alledem muß das ungewöhnliche Maß von Freiheit und Selbständigkeit, welches die in Westafrica arbeitenden Kaufleute bei tüchtigen Leistungen schon in sehr jungen Jahren erreichen können, einen ganz außerordentlichen, alle Schattenseiten ihres sonstigen Daseins ausgleichenden Reiz haben. Denn man hört im allgemeinen und im Gegensatz zu vielen andern Tropenländern weit mehr Lob als Klagen.

Capitel VII.

Der Handel.

(Die deutschen und englischen Kaufmannshäuser. — Ausfuhr- und Einfuhrwaren. — Die seltsame Kru-Währung. — Das Handelsmonopol der Küsten-Stämme. — Das Borgsystem und die Abgaben an die Häuptlinge. — Schiffahrt und Postverbindung. — Aussichten auf Entwicklung des Handels. — Plantagenbau und Arbeitslöhne.)

Es gibt im Flußgebiet von Kamerun zwei deutsche und sechs englische Firmen. Das Woermannsche Geschäft in Westafrica zerfällt in drei Gruppen von Factoreien, die von Monrovia, von Kamerun (König Acquas Stadt) und Gabun her verwaltet werden. Herrn Eduard Schmidt, dem Woermannschen Hauptagenten in König Acquas Stadt, unterstehen die Factoreien in Victoria, in Bimbia, in König Bells Stadt, in Dido-Stadt und die augenblicklich unbesetzte Buschfactorei Soroku. Auf der Hulk von Jantzen u. Thormählen führt Herr Capitän Voß das Regiment. Die zahlreichen Woermannschen Factoreien, die südlich vom Kamerun-Fluß liegen, unterstehen dem Hauptagenten Herrn Consul Schultze in Gabun und die beinahe ebenso zahlreichen des Hauses Jantzen u. Thormählen dem auf der spanischen Insel Klein-Eloby wohnenden Herrn Stein. Der Gouverneur Herr v. Soden wohnt bis zum Bau eines eigenen Hauses bei Herrn Schmidt am Festlande. Der sehr vermögende Schweizer Dr. Passavant, der sich während mehrerer Jahre auf der Hulk von Jantzen u. Thormählen aufhielt und zu einem beabsichtigten Zuge ins Innere 80 Haussas in Dienst ge-

nommen hatte, ist neuerdings wegen Erkrankung nach Europa zurückgekehrt.

Die bedeutendste englische Firma am Kamerun-Fluß ist diejenige von R. u. W. King in Bristol (Agent der englische Viceconsul Buchan), die Hulks bei König Bells Stadt und König Acquas Stadt sowie Zweigfactoreien in Bimbia, Malimba, Groß-Batanga und Klein-Batanga besitzt. Des weitern folgen Rider Son u. Andrew aus Bristol (eine Hulk bei König Bells Stadt), Lucas u. Sons aus Bristol (eine Hulk bei König Bells Stadt und eine am Lande gelegene kleine Factorei bei Hickory-Stadt), John Holt aus Liverpool (je eine Hulk bei König Bells und bei König Acquas Stadt), A. Ashmall aus Liverpool (eine Hulk bei Hickory-Stadt) und J. Hamilton (Geldmann Herschel) aus Liverpool (eine kleine Factorei am Lande bei König Bells Stadt). Aus dem Gesagten wird man ersehen, daß bei Hickory-Stadt eine Hulk liegt, bei König Acquas Stadt zwei und bei König Bells Stadt vier. Für gewöhnlich befahren außer zahlreichen Booten und Canoes zwei kleine Dampfer den Kamerun-Fluß, nämlich die hübsche kleine Dualla von C. Woermann und der ältere Redland von R. u. W. King.

Unter den Ausfuhrwaren, welche das Flußgebiet von Kamerun liefert, treten Palmöl und Palmkerne so sehr in den Vordergrund, daß im Vergleich dazu alles Uebrige kaum in Betracht kommt. Wenn die Kaufleute mit besonderer Vorliebe den Elfenbeinhandel betreiben, so geschieht das mehr aus einer gewissen Prunksucht und aus Freude an der schönen Ware, als weil dieselbe einen besonders hohen Verdienst abwürfe. Während die Gesamtmenge des in den Handel gebrachten Elfenbeins nicht sonderlich groß ist, gelangen grade nach Kamerun solch große und schwere Elefantenzähne — während meiner Anwesenheit einer von 150 Pfund —, wie man sie weiter südwärts gar nicht kennt. Rotholz (Baphia), aus dem früher in Europa ein Farbstoff gewonnen wurde, wird seit dem Aufkommen der Anilinfarben nicht mehr von Westafrica verschifft. Dennoch fährt man fort, es in kleinen Mengen von den Eingebornen zu kaufen, und zwar deshalb, weil es sich seiner Härte und seines Heizwertes wegen besser als irgend eine andere Holzart dieser Gegend zum Heizen der Fluß- und kleinern Seedampfer eignet. Uebrigens gebrauchen auch diese kleinern Dampfer als Brennmaterial weit mehr Steinkohlen als Holz.

Soweit ich mich über den Umfang des Productengeschäfts zu unterrichten vermochte, werden monatlich von den zwei deutschen Firmen 180 bis 200 Tonnen Oel und von den sechs englischen Firmen nicht ganz ebensoviel angekauft. Man kann ohne großen Fehler annehmen, daß von den drei Plätzen König Bells Stadt, König Acquas Stadt und Dido-Stadt jährlich etwa 4500 Tonnen Oel verschifft werden. Der nächstbedeutende Ausfuhrartikel sind Palmkerne, von denen die Deutschen bis zu 200 Tonnen im Monat, die Engländer dagegen beinahe gar nichts aufkaufen. Auch der Elfenbeinhandel (etwa 50 000 Pfund jährlich) ruht fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Von sonstigen zur Verschiffung gelangenden Landeserzeugnissen sind noch Rotholz, Stuhlrohr (Ratang), Ebenhölz, Gummi (in kleinen Mengen), Kaffee (erst ganz neuerdings in kleinen Mengen aus dem Innern kommend) und Erdnüsse (Arachiden) zu erwähnen, welch letztere aber zu teuer sind, als daß die Kaufleute sich auf größere Ankäufe einlassen könnten. Im Innern stecken jedenfalls noch sehr viel unbekannte Schätze, aber um das Innere zu erschließen, muß die Macht der Zwischenhändler, welche das größte Hemmnis für die Entwicklung des Handels darstellen, gebrochen werden. Die Thatsache, daß der Handelsumsatz der deutschen Häuser beständig steigt, derjenige der englischen Häuser beständig fällt, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Deutschen mäßig gute Waren billiger als die Engländer zu liefern imstande sind. Der größte Teil der von den deutschen Häusern verkauften Waren, die Manufacturwaren nicht ausgeschlossen, ist deutschen Ursprungs. Von Eisenwaren, Pulver, Spirituosen u. s. w. versteht sich das beinahe ganz von selbst.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel, nämlich Palmöl und Palmkerne; werden in sehr verschiedenen Mengen zugeführt, teils in sehr geringen Mengen von den Producenten selbst, teils schon in Fässern oder auch einer größern Anzahl von Fässern seitens jener Händler (trader), denen man einen recht beträchtlichen, sich für einzelne Firmen auf über hunderttausend Mark belaufenden Credit (trust) zu gewähren genötigt ist.

Im ganzen Kamerun-Gebiet ist bloß sehr wenig Geld im Umlauf. Bisher waren, wenn überhaupt welche, dann bloß englische Münzen zu finden; neuerdings scheint aber auch deutsches Geld eingeführt werden zu sollen. Die im höchsten Grade schwan-

kende und unbestimmte Werteinheit, nach der ganz allgemein gerechnet wird, ist das Kru. Fragt man einen Kaufmann, wie viel denn ein Kru gelte, so wird er erwidern, es sei gleich einem Pfund Sterling. Das entspricht aber den Thatsachen ganz und gar nicht. In Wahrheit bedeutet ein Kru oder bedeutete wenigstens früher ein Kru dasjenige Quantum einer europäischen Ware, vermittelst dessen man ein gewisses feststehendes Quantum (im Werte von einem Pfund Sterling) eines der hauptsächlichsten Landeserzeugnisse kaufen konnte. Da sich nun die Einkaufspreise der europäischen Waren im Laufe der Zeit geändert haben, während ihre Kaufkraft für Westafrica die gleiche oder so ziemlich die gleiche blieb, so macht es einen wesentlichen Unterschied, ob die Eingebornen für ihr Oel oder Elfenbein so und so viel Kru von dieser oder so und so viel Kru von jener Ware verlangen. Der Durchschnittswert des Kru, d. h. sein Selbstkostenpreis, mag sich heutigen Tages auf 9 bis 17 ℳ stellen. Ein Kru Rum kommt dem Kaufmann viel billiger zu stehen als ein Kru Manufacturwaren oder gar ein Kru Gewehre. Die Kunst des Kaufmanns besteht daher nicht nur in der Feststellung eines niedrigen Preises, sondern auch darin, den Neger diejenigen Waren nehmen zu lassen, deren Selbstkostenpreis zur Zeit am niedrigsten steht. Man wird aus dem Obigen ersehen, daß die Einführung des baren Geldes dem Kaufmann als eine sehr bedenkliche Neuerung erscheinen muß. Kann erst der Neger bares Geld für die von ihm gebrachten Landeserzeugnisse beanspruchen, so ist jene Seite des kaufmännischen Geschäfts, vermittelst deren heute noch die schönsten Gewinste erzielt werden, vollkommen brachgelegt. Und thatsächlich beginnen auch schon die Neger das bare Geld der Bezahlung in Waren bedeutend vorzuziehen. Die Warenlager der Factoreien stellen einen ganz beträchtlichen Wert dar; aber ich glaube kaum, daß irgendeine Factorei irgendeiner Firma imstande sein würde, eine größere Summe Geldes bar auszuzahlen.

Für den Kaufmann stellt sich das Kru guter deutscher Manufacturwaren am teuersten; demnächst folgen Gewehre, englische Manufacturwaren, Messingpfannen (die sogenannten Neptunes), Salzfleisch, getrocknete Fische, leichtere deutsche Manufacturwaren, Pulver, Zwieback, Reis, Rum und schließlich Salz. Uebrigens kann nicht jede Ware in jedem Teil von Westafrica verwertet werden. Denn ebenso gut wie bei uns gibt es auch dort nicht

bloß Eigentümlichkeiten der Geschmacksrichtung, sondern auch eine Art von Mode. Zeuge, die in dieser Gegend einen hohen Wert haben, sind vielleicht schon im nächstbenachbarten Lande völlig wertlos. Man teilt das Kru in 4 Keg (Keg ist das englische Wort für Fäßchen), 8 Piggen (ein kleineres Maß) oder 20 Bar (Eisenstangen). Ein Faden Zeug, wonach auch häufig gerechnet wird, ist gleich zwei englischen Yards. Was die Maßeinheiten für gelieferte Landeserzeugnisse anlangt, so ist ein Kru Elfenbein gleich 1 Pfund englisch, 1 Kru Palmöl gleich 10 englischen Gallonen und 1 Kru Palmkerne gleich 160 Pfund englisch. Ob man in Deutschland über die Waren, die sich für solche Gegenden am besten eignen, in hinreichendem Grade unterrichtet ist, möchte ich in Anbetracht der vielen thörichten Offerten, die mir gezeigt wurden, bezweifeln. Einem seinen Preiszettel einsendenden Locomotivfabricanten soll, wie einer der beliebtesten Kamerun-Witze meldet, die Antwort erteilt worden sein: „Bitte um Muster."

Das vielbesprochene und der Entwicklung des Landes sehr schädliche Handelsmonopol der Küstenstämme ist zu einem vollständigen System entwickelt worden, welches man füglich als das „System der Buschleute" bezeichnen könnte. Jeder Küstenplatz hat seine Hintermänner oder Buschleute, die man mit allen Mitteln der List und Gewalt von jedem directen Handelsverkehr mit den Weißen fernzuhalten sucht. Diese Buschleute aber haben wieder die ihrigen, und so geht es ins unendliche weiter bis vielleicht tief ins Herz von Africa hinein. Woher die große Menge des Palmöls eigentlich kommt, d. h. wo die Producenten sitzen, die das Oel nicht erst von ihren Buschleuten kaufen, kann betreffs vieler Gegenden bloß geahnt werden, ohne daß man einstweilen des genauern darüber Bescheid wüßte. König Bells Handelsgebiet ist Abo, Wuri, Quaqua, Dembombari, Bomano sowie vor allem das Mungo-Land. König Acqua handelt hauptsächlich mit Debamba und Donga sowie nebenbei mit Quaqua, Debombari und Bomano. Jim Equalla, der auch König Dido genannt wird, beherrscht den Handel mit Abo und steht außerdem mit Wuri in Verbindung. Lock Prisso, unter König Bells Vasallen der mächtigste, hat seit alter Zeit den Mungo-Fluß bis nach Mbundju aufwärts ausgebeutet. Um wie große Summen es sich hierbei handelt, mag daraus entnommen werden, daß König Bell während meines Aufenthalts in Kamerun für 60- bis 80 000 ℳ Waren im mittlern Fluß-

gebiet aufgehäuft hatte und an einem Tage 11 Elefantenzähne im Gesamtwert von 7- bis 8000 ℳ zum Verkauf anbot.

Als große Schattenseite des Kamerun-Handels wird es betrachtet, daß die meisten handeltreibenden Neger nicht nur bei dieser oder jener Firma, sondern gleichzeitig bei allen am Kamerun-Fluß vorhandenen Kaufmannshäusern einen übermäßig hohen Credit in Anspruch genommen und erhalten haben. Von dem Wunsch erfüllt, möglichst viel Oel und Elfenbein zu erhalten, pflegen die Kaufleute jedem zu seinen Buschleuten reisenden Händler solch große Vorschüsse in Waren zu geben, daß einem etwa erwünscht werdenden Abbruch der Geschäftsverbindungen allein schon die Höhe der Forderung, die mit Gewalt gar nicht eingetrieben werden könnte, im Wege steht. Zwar würde es nach den Rechtsbegriffen der Schwarzen erlaubt sein, sich der Person eines zahlungsunlustigen Schuldners zu bemächtigen; thatsächlich aber wird grade in Kamerun von dieser ultima ratio fast niemals Gebrauch gemacht. Und ob das Borg- oder nach kaufmännischem Sprachgebrauch das trust-System überhaupt vollständig abgeschafft werden könnte, wird grade von den einsichtigern Kaufleuten bezweifelt.

Eine andere Frage ist diejenige der Ablösung jener Kumi (englisch Coomie) genannten Abgaben, welche zur Zeit noch immer an König Bell, König Acqua, Jim Equalla und den Häuptling Lock Prisso bezahlt werden müssen. Die in dieser Form von den acht Kaufmannshäusern des Kamerun-Flusses entrichteten Summen sind gar nicht unbedeutend, wie man schon daraus entnehmen kann, daß die Firma C. Woermann für ihre Factorei bei Bells Dorf 80 Kru an König Bell und 10 Kru an König Acqua, für die Factorei bei Acquas Dorf 80 Kru an König Acqua, für die Factorei bei Dido-Dorf 50 Kru an Jim Equalla sowie außerdem noch 10 Kru an Lock Prisso und 50 Kru an die Bimbia-Häuptlinge zu zahlen hat. Hulks besitzt die Firma Woermann zur Zeit nicht mehr, und auch die übrigen Häuser gehen in dem Grade, wie ihre Hulks untauglich werden, immer mehr dazu über, Factoreien am Lande zu errichten.

Die Schiffe der vereinigten englischen Dampfergesellschaften (African Steam Ship Company und British and African Steam Navigation Company), die früher fast ausschließlich den Handelsverkehr von Kamerun vermittelten, pflegen neuerdings nur noch etwa alle 3 Wochen zu erscheinen. Wahrscheinlich werden binnen

kurzer Zeit die deutschen Dampfer das Feld für sich allein haben. Die nächste Folge dieses Umschwungs war allerdings die, daß die ohnehin schon sehr unbefriedigenden Postverhältnisse sich eher noch verschlechtert als verbessert haben. Gabun ist in dieser Hinsicht sehr viel besser gestellt, denn es bezieht seine Briefpost von der portugiesischen Insel S. Thomé, wo die vom Staate unterstützten portugiesischen Dampfer allmonatlich mit sehr kurzer Fahrzeit von Europa her und mit großer Regelmäßigkeit eintreffen.

Daß der Kamerun-Fluß nicht bloß in politischer Hinsicht deutsch ist, möge man aus nachstehenden Angaben über den Schiffahrtsverkehr entnehmen.

Im Jahre 1883 sind in den Kamerun-Fluß eingelaufen 15 deutsche Dampfer mit 20 035 Tons, 15 englische Dampfer mit 20 963 Tons, 2 deutsche Segler mit 726 Tons und 6 englische Segler mit 2052 Tons. Ausgelaufen sind 14 deutsche Dampfer mit 19 309 Tons, 13 englische Dampfer mit 18 229 Tons, 1 deutscher Segler mit 398 Tons und 3 englische Segler mit 1049 Tons. Im Jahre 1884 sind in den Kamerun-Fluß eingelaufen 27 deutsche Dampfer mit 37 791 Tons, 21 englische Dampfer mit 29 450 Tons, 1 deutscher Segler mit 1600 Tons und 7 englische Segler mit 2005 Tons. Ausgelaufen sind aus dem Kamerun-Fluß im Jahre 1884 26 deutsche Dampfer mit 36 901 Tons, 20 englische Dampfer mit 28 898 Tons, kein deutscher Segler und 6 englische Segler mit 1836 Tons. Kriegsschiffe irgendwelcher Nationalität sind bei dieser Aufstellung nicht mit einbegriffen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Handel unserer westafricanischen Besitzungen einen ganz gewaltigen Aufschwung nehmen würde, wenn es gelänge, Plantagen anzulegen und in befriedigender Weise die jetzt noch so große Schwierigkeiten bereitende Arbeiterfrage zu lösen. Africa in seinem gegenwärtigen Zustande kann kaum als ein reiches Land bezeichnet werden. Nicht als ob der Boden besonders unfruchtbar und das Klima jeder Cultur feindlich wäre. Aber es gibt kaum ein anderes Land, das im Verhältnis zu seiner Größe so sehr wenig für den Welthandel liefert wie grade Westafrica. Man gehe die außereuropäischen Länder der Reihe nach durch und man wird finden, daß ein jedes derselben einen oder mehrere Stapelartikel besitzt, Australien seine Wolle, Brasilien den Kaffee, der Laplata die Häute, Peru den

Guano u. s. w. Aber betreffs Westafricas würde man vergeblich nach Stapelartikeln suchen, denen auch nur annähernd eine ähnliche Bedeutung beigelegt werden könnte. Höchstens würden hier Palmöl, Kautschuk und Elfenbein zu nennen sein. Aber das Schlimme an der Sache ist, daß die Production von Kautschuk stationär bleibt und diejenige von Elfenbein in nicht allzu ferner Zeit ganz aufhören wird. Diese verhältnismäßige Armut Westafricas steht in schreiendem Gegensatz zu dem beinahe übertrieben lebhaften Interesse, welches Europas Nationen seit Stanleys großer Reise und namentlich seit den Besitzergreifungen Deutschlands grade diesem Teile der Erdoberfläche zugewandt haben. Wie oben erwähnt, ist die Ursache der verhältnismäßigen Unproductivität Westafricas weder in der Unfruchtbarkeit des Bodens noch in der Ungunst des Klimas, noch auch, wie ich gleich hinzufügen will, in Bevölkerungsmangel oder allzu großer Schwächlichkeit der Bevölkerung zu suchen. Aber die Neger sind, sich selbst überlassen, ein ziemlich unproductives Volk, dessen Sinn weit mehr darauf gerichtet ist, Güter umzutauschen als Güter zu erzeugen. Es ist bezeichnend für die Faulheit der Negerrasse, daß sie niemals den Versuch gemacht hat, jene Tabakpflanze, deren Blätter doch bis weit ins Innere hinein über alles geschätzt werden, selbst anzupflanzen. Einstweilen wird Tabak, der gewiß auch sonst vielfach gut gedeihen würde, bloß auf Fernando Po und an einigen wenigen Stellen der portugiesischen Besitzungen gepflanzt. Daß Weiße sich noch nicht mit dem Tabakbau abgegeben haben, ist insofern erklärlich, als überhaupt erst an einem halben Dutzend Puncten Westafricas schüchterne Erstlingsversuche mit Pflanzungen gemacht worden sind. Aber die Eingebornen sollten sich einen so lohnenden Erwerbszweig doch nicht haben entgehen lassen. Einen noch schlagendern Beweis liefert die Thatsache, daß, nach dem äußern Anschein zu urteilen, dieses ungeheure, Europa an Größe übertreffende Gebiet kaum hinreichend Hühner, Schafe und Ziegen erzeugen würde, um das Leben einiger Hundert an der Küste wohnender Europäer zu fristen. Welche Mühe kostet es bisweilen einem unter Tausenden von Schwarzen lebenden Europäer, auch nur ein paar Hühner oder Eier aufzutreiben. Thatsächlich leben ja auch die Weißen zum überwiegenden Teil von europäischen Conserven. Nach solchen Anzeichen urteilend, sollte man beinahe zu dem Schlusse kommen, daß Westafrica blutarm wäre. Dem

ist nicht so. Mit verhältnismäßig geringer Mühe könnten hundertmal mehr Lebensmittel erzeugt werden, als dies heutigen Tages der Fall ist. Zwar darben zu Zeiten auch die Neger, aber sie darben, weil sie zum Arbeiten zu faul sind.

Soll Westafrica das ihm entgegengebrachte Interesse und all die hochgespannten Erwartungen Europas rechtfertigen, so muß, da von mineralischen Reichtümern bisher noch nichts bekannt geworden ist, eine ausgiebigere Cultur des Bodens platzgreifen, sei es, daß man Plantagen anlegt, sei es, daß man durch Erziehung und Zwang die Neger selbst zu energischerm Ackerbau anhält. Einer bessern Ausnutzung des Landes durch die Neger selbst steht am meisten die Thatsache im Wege, daß der Schwarze nur grade so viel arbeitet, wie zu seinem Lebensunterhalt durchaus notwendig ist. Immerhin darf man, da der Neger sehr gern Geld verdient, annehmen, daß er die eine oder andere Cultur einer Pflanze, die er an der Küste guten Ertrag abwerfen sähe, auch seinerseits nachahmen würde. Er würde dabei eine um so größere Energie entfalten, je mehr er bereits dem Gebrauch europäischer Industrie-Erzeugnisse unterthan geworden ist. Immerhin wird die Cultur Africas, soweit sie den Schwarzen allein anvertraut bleibt, bloß mit Schneckenschritten vorwärts gehen. Was uns, seit wir selbst Besitzungen in Westafrica erworben haben, in erster Linie interessiren muß, dürfte die Frage sein, ob und in welchem Grade sich dieses Land zum Plantagenbau eignet.

Die Frage ist unendlich viel verwickelter und schwieriger zu lösen, als es den Anschein hat. Ein Beispiel möge das veranschaulichen. In sehr vielen Gegenden Westafricas findet man wildwachsenden Kaffee. Man hätte also allen Grund zu der Annahme, daß Westafrica sich ganz besonders zur Kaffeecultur eignen würde. Aber von den vielen auf dieser Voraussetzung begründeten Unternehmungen sind bloß diejenigen, die sich auf Liberia, die Insel S. Thomé und die portugiesische Colonie Angola beziehen, halbwegs geglückt, alle übrigen dagegen mit großen Verlusten gescheitert. Ich verweise bloß auf die Mißerfolge Woermanns und der katholischen Mission in Gabun. Aehnlich könnte es mit andern Culturarten gehen. Westafrica ist in Bezug auf Plantagenbau ein völlig unerprobtes Land. Die Annahme, daß Westafrica, weil es unter demselben Himmelsstrich liegt und auf einigen Strecken eine ähnliche Bodenbeschaffenheit hat wie Java, nun auch eine



Woermannsche Factorei bei König Aequas Stadt. (Aus der Gartenlaube.)

ähnliche Fülle von Naturerzeugnissen hervorbringen müßte, diese Annahme würde ganz irrig sein. Aber ebenso wenig sollte man der Hoffnung entsagen, irgend eine Culturpflanze zu finden, der Westafricas Bodencultur ebenso gut zusagt wie der Oelpalme.

Betreffs der Oelpalme ist es erwiesen, daß sie beinahe in allen Teilen Westafricas mit überraschender Ueppigkeit besser als irgendwo sonst auf der Erde gedeiht und einen unerwartet reichen Ertrag abwirft. Père Stoffel, der erfahrene Landwirt der katholischen Mission zu Gabun, geht so weit, zu behaupten, daß die Cultur der Oelpalme überhaupt für Westafrica die lohnendste sein würde. Die Anpflanzung erfordere wenig Arbeit und, wenn ausgewachsen, gebe jeder Baum ohne alle Pflege einen Jahresertrag von 5 bis 6 Franken. Thatsächlich geht man ernstlich mit dem Gedanken um, auf der Woermannschen Plantage in Gabun auch Tabak und Oelpalmen anzupflanzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Westafrica das Vieldutzendfache jener Oelpalmen, die es jetzt trägt, ernähren könnte. Für diese Cultur eignet sich aller und jeder Boden, sodaß nicht erst lange gewählt und erprobt zu werden braucht.

Auch Kaffee würde gewiß in manchen Gegenden vortrefflich gedeihen. Aber das ist eine Sache, die des nähern Studiums und ausgedehnter Versuche bedarf. Unter den Gründen, die ich für den verhältnismäßigen Mißerfolg der Woermannschen Farm habe anführen hören, geht der einleuchtendste dahin, daß der Boden nicht tiefgründig genug gewesen und die lange Pfahlwurzel des Baumes nach mehrjährigem Wachstum auf den Fels aufgestoßen sei. Auf Fernando Po und in Victoria hat man sehr gute Erfahrungen mit Cacao gemacht, und meine persönliche Ansicht geht dahin, daß dieses ertragsfähige und gut rentirende Culturgewächs sich für den verwitterten und humusreichen Lavaboden des mit Regen fast überreichlich bedachten Kamerun-Gebirges am besten eignen würde. Jedenfalls würde die Frage: „Welche tropische Culturgewächse eignen sich am besten für unsere westafricanischen Besitzungen?“ eines nähern Studiums vollauf wert sein.

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, wie und woher man die nötigen Arbeitskräfte beschaffen sollte. Im Vergleich zu europäischen Verhältnissen ist die Bezahlung der Negerarbeit eine unverhältnismäßig hohe, was um so seltsamer erscheinen dürfte, da das Negerland seit den ältesten historischen Zeiten als die classische

Heimat der besten und kräftigsten Arbeiter gegolten hat. Aber es darf nicht vergessen werden, daß bis vor wenigen Jahrzehnten der Neger, der überhaupt arbeitete, zur Arbeit gezwungen wurde, während man ihn jetzt erst durch allmähliche Entwicklung seiner Bedürfnisse zu nützlicher Thätigkeit heranziehen muß. Die Kamerun-Leute wollen, durch den aus dem Handel sich ergebenden reichlichen Verdienst verwöhnt, für den bisher üblichen Tagelohn von 2 ℳ (bei freier Kost) kaum mehr arbeiten. Die Lotsen zahlen ihren Ruderern bei freier Kost 3½ ℳ täglich (allerdings in Waren, nicht in Geld), und mir ist es mehrfach, wenn ich ins Innere vordringen wollte, recht schwer geworden, selbst für einen Tagelohn von 5 ℳ die benötigte Anzahl von Trägern und Ruderern anzuwerben. Es wäre im höchsten Grade wünschenswert, wenn Deutschland, welches schon ziemlich viel tropischen Plantagenboden in Westafrica besitzt, nun auch ein Arbeiter erzeugendes Land, wie es deren in Africa mehrere gibt, erwerben könnte. Da es der Concurrenz wegen immer schwieriger wird, die nützlichen Kru-Leute anzuwerben, so beabsichtigte man in Kamerun, eine geeignete Person nach Loanda zu schicken, um dort Kabinda-Leute in Dienst zu nehmen.

Capitel VIII.

Wert und Zukunft der deutschen Besitzungen in Westafrica.

(Ist Westafrica arm oder reich? — Die Arbeiterfrage ist die Frage der Zukunft von Westafrica. — Vier Arten von unfreiwilliger Arbeit. — Die wenigen schon jetzt vorhandenen Plantagen. — Der fruchtbare Lavaboden des Kamerun-Gebirges. — Cacao, Kaffee, Oelpalmen und Kautschuklianen. — Geographische Entdeckungen haben dem Handel bisher sehr wenig genutzt. — Hohe Transportkosten. — Was kann zur Hebung des Handels geschehen?

Beim Bereisen fremder Continente wird man bald gewahr, daß die Bewohner eines jeden Landes stets auf ein anderes als das reichere und schönere verweisen. Bewundert man in Niederländisch-Indien die herrliche Tropenvegetation und spricht von dem Reichtum des Landes, so heißt es, Südamerica und namentlich Brasilien müsse noch schönere Wälder besitzen und auch besseren Verdienst geben als Indien, wo die Geschäfte sehr schlecht gingen. Als ich dann nach Brasilien kam, vernahm ich auch nur Klagen, und wenn ich mich in die Wunder des Pflanzenwuchses vertiefte, hörte ich mehrmals so etwas wie, daß Westafrica, von woher die Negersklaven gekommen, denn doch noch ein üppigeres Land sei. Und was sagte man mir auf Schritt und Tritt, als ich ungefähr ein Jahr lang in Westafrica verweilt hatte? Daß Westafrica ein ganz trostloses Land sei, und zwar nicht allein in Bezug auf das Klima. Dieser kärgliche Pflanzenwuchs könne doch unmöglich mit den Urwäldern von Brasilien und Indien verglichen werden, und

wenn von reichen Gegenden die Rede sein solle, so dürfe Westafrica, das durch und durch arm sei, gar nicht mitzählen. Man sieht, daß wir uns hier in einem Kreise bewegen. Wer das schönste und reichste Land suchen wollte, würde, wenn er solchen Aussagen glauben wollte, von Indien nach Brasilien, von Brasilien nach Westafrica, von Westafrica wieder nach Indien u. s. w. geschickt werden. Schon hieraus kann man ersehen, daß den Angaben der in diesen überseeischen Ländern angesiedelten Europäer, die ja größtenteils über die andern Tropenländer nicht durch Augenschein urteilen können, nicht zu trauen ist. Jedermann glaubt, wenn das Tropenland, welches er sich zur Laufbahn erkoren hat, all den gelesenen Schilderungen und all den hochgespannten Erwartungen nicht entspricht, daß es doch anderwärts besser sein müsse. Anderseits gibt es hinwiederum Länder — ich nenne nur die Vereinigten Staaten, Argentinien, Chile oder in Africa den Congo, das Capland u. s. w. —, deren sich die Speculation des weißen Mannes bemächtigt hat und von denen nun mit allen Hülfsmitteln der Reclame ein Bild entworfen wird, das der Wirklichkeit so wenig gleicht wie ein Pferd einem Esel. Der Leser oder der Reisende, der ein gerechtes und unbefangenes Urteil zu gewinnen sucht, möge sich merken, daß der Wert von Reclameländern stets übertrieben, derjenige von Ländern, an denen die Reclame kein Interesse hat, stets zu niedrig angeschlagen zu werden pflegt.

Wie nun steht es mit Westafrica, das mit einziger Ausnahme des Congo-Gebiets bis jetzt noch kein Reclameland geworden ist? Daß, wenn man drei Länder wie Insel-Indien, Brasilien und Westafrica nebeneinander stellt, in Bezug auf Ueppigkeit, Fruchtbarkeit, Reichtum und Annehmlichkeit des Lebens Java den ersten, Brasilien den zweiten und Westafrica erst den dritten Rang einnehmen würde, unterliegt keinem Zweifel. Aber sind Java oder die Südprovinzen von Brasilien stets gewesen, was sie heute darstellen? Westafrica ist noch ein wildes, rohes, ungeschlachtes, fast möchte man sagen, barbarisches Land, von dem durchaus nicht erwiesen ist, daß sich nicht etwas ähnliches daraus machen lassen könnte. Liest man die trübselige Entwicklungsgeschichte Javas sowohl wie Brasiliens, hört man von dem heimtückischen, vielgefürchteten Klima Batavias oder Rio de Janeiros, so sagt man unwillkürlich zu sich selbst: „das muß doch damals grade so gewesen sein, wie es noch heute in Westafrica ist“. War nicht das mörderische Batavia ehe-



dem so verrufen, daß man es für die schlimmste Pesthöhle der Erde hielt, daß dorthin zu gehen beinahe als sicherer Tod galt? Und was ist Batavia heute? Eine mit allem Comfort versehene, so zu sagen europäische Stadt, in der man eben so angenehm, bequem und sicher lebt wie im Haag oder in Brüssel. Wer sich etwa unwohl fühlen sollte, fährt auf der Eisenbahn nach Buitenzorg, wo er italienisches Frühlingsklima, oder mit Postwagen noch höher hinauf, wo er deutsches Klima hat. Das alles nimmt ein paar Stunden, höchstens einen Tag in Anspruch. Ich habe dieses Beispiel angeführt, um zu zeigen, wie gründlich durch ausdauernde Arbeit die Verhältnisse sich ändern können.

Westafrica ist weder so arm und so unfruchtbar, wie die im Lande Lebenden, noch so reich und so üppig, wie die Fernstehenden es schildern. Es ist ein unbehauener Balken, von dem die Axt des Zimmermanns bisher höchstens ein paar kleine Splitter abgeschlagen hatte. Daß der europäische Mensch, als er zuerst Tropen-Colonieen schuf, sich die besten, am leichtesten zu bewirtschaftenden Länder ausgesucht hat, daß an dem, was heute noch übrig ist, irgend ein Haken sein muß, liegt auf der Hand. Aber ist der Kern einer harten Nuß etwa um dessentwillen schlechter, weil die Schale etwas dicker war? Die Verhältnisse Westafricas stellen der Cultur manche Hindernisse in den Weg, die bei andern Tropenländern nicht vorhanden sind. Trotzdem erscheint es fast unglaublich, daß in dicht vom Meer umschlossenen Gebieten, wie Fernando Po und das Kamerun-Gebirge, in Gebieten, deren Boden meines Erachtens von keinem andern auf der Erde an Fruchtbarkeit übertroffen wird, fast die gesamte Thätigkeit der weißen Rasse sich auf einen in kleinem Umfange betriebenen Tauschhandel beschränkt. Und das, während die ganze civilisirte Welt nach neuen Feldern für ihren Thätigkeitsdrang zu dürsten scheint. Ich kann mir diesen Widerspruch nicht anders erklären, als durch den mehr als schlechten Ruf Africas einerseits und durch den Mangel an geeigneten Arbeitern anderseits.

Es ist eine der seltsamsten Thatsachen, daß jenes selbe Land, welches, als noch die Gesetze der Sklaverei galten, für die ganze tropische Culturwelt ein unübertreffliches und unübertroffenes Arbeitermaterial nicht bloß zu Tausenden, sondern zu Millionen geliefert hat, daß dieses selbe Land jetzt, nachdem die Sklaverei unter sogenannten civilisirten Menschen aufgehört hat, nicht einmal mehr

imstande ist, auch nur die Handvoll Arbeiter für ein paar winzige Plantagen zu stellen. Ich wage die Behauptung aufzustellen, daß die Arbeiterfrage die Frage der Zukunft von Westafrica ist. Wo, wie in den portugiesischen Colonieen, die Sklaverei in anderer Form und unter anderm Titel fortlebt, vermögen trotz klimatischer Verhältnisse, die nicht viel günstiger als diejenigen von Ober-Guinea sind, Pflanzungen zu gedeihen. Aber wie die Länder von Ober-Guinea noch zu unsern Lebzeiten einer höhern Cultur entgegengeführt werden könnten, falls man nicht zu diesem oder jenem System von Zwangsarbeit übergeht, vermag ich nicht einzusehen, es sei denn, daß von andern Arbeitsmärkten her Arbeiter eingeführt würden. Chinesen würden nach den Erfahrungen, die man in andern tropischen Ländern gemacht hat, hinsterben und auch wohl kaum nach Westafrica herausgelockt werden können. Indische Kulis, mit denen die englische Colonialregierung nach manchen Ländern, wie z. B. nach Westindien, einen ausgiebigen Handel treibt und die betreffs ihrer Bestimmungsorte nicht so wählerisch sind wie die Chinesen, mögen sich schon besser eignen, da sie von Haus aus an ein eben so warmes und feuchtes Klima gewöhnt sind.

Aber es wäre doch im Grunde genommen höchst lächerlich, wenn Africa, der größte und seit urdenklichen Zeiten der gradezu classische Arbeitsmarkt der ganzen civilisirten Welt, von andern kleinern und viel unbedeutendern Arbeitsmärkten her Arbeiter bezöge. Und das alles um jenes fadenscheinigen Vorwandes der Humanität willen, der ja doch auf die eine oder die andere Art umgangen werden muß. Denn es ist eitel Heuchelei und Phrase, daß wir, bloß um das Los der Neger zu verbessern, nach Africa kämen. Wenn eine Verbesserung des Loses der Eingebornen sich eben so wie unter der Herrschaft der Niederländer in Indien als Folge ergibt, so ist das schon etwas ganz Außerordentliches und Vorzügliches. Aber zunächst kommen wir um unsrer selbst willen, wir kommen, weil die stets wachsenden Bedürfnisse unsrer hoch gediehenen Cultur uns zu solchen Eroberungszügen nötigen.

Seit die Sklaverei unter den Nationen Europas nicht mehr für recht anständig gilt, sind von verschiedenen Völkern verschiedene Versuche gemacht worden, sie entweder durch andere Formen von Zwangsarbeit zu ersetzen oder sie unter anderm Namen und einem neuen, ihre Blöße bedeckenden Gewande weiter fortleben zu

lassen. Sehen wir uns diese Versuche etwas näher an! Das Ziel ist, die allen Naturvölkern und halbgebildeten Völkern gemeinsame Arbeitsschen zu überwinden. Sogenannte Naturvölker wie die Neger, die aber doch auch eine in ihrer Art gar nicht so niedrige Stufe der Cultur erklommen haben, solche Naturvölker leisten, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, nur dasjenige Maß von Arbeit, welches eben knapp zur Fristung ihres Lebens ausreicht. Von Negern, welche Gebiete so groß wie Deutschland oder Frankreich bewohnen, kann man bisweilen bloß mit Mühe soviel Hühner, Bananen u. s. w. erstehen, als ausreichen würde, um einigen Europäern das Leben zu fristen. Nun läßt sich von den Negern durchaus nicht behaupten, was von den nordamericanischen und einigen südamericanischen Indianern gesagt worden ist, nämlich daß sie zum Arbeiten zu schwach seien. Im Gegenteil! Der Neger eignet sich, wie das ehemalige Beispiel der Südstaaten der nordamericanischen Union beweist, wie keine andere Menschenrasse zur Feldarbeit unter tropischer Sonne. Aber als Lohnarbeiter würden die meisten Neger solche Arbeiten um keinen Preis, den man ihnen füglich geben könnte, verrichten, und zwar einesteils, weil sie zu faul sind, und andernteils, weil sie, die eigene geringe Feldarbeit aus Faulheit ihren Weibern überlassend, sich daran gewöhnt haben, diese Feldarbeit als etwas Niedriges, Entehrendes, tief unter ihrer Würde Stehendes anzusehen. Der Neger ist, milde ausgedrückt, nicht weniger habgierig als der Europäer. Aber anstatt seine kräftige Musculatur anzustrengen, zieht er es vor, seinen Durst nach Erwerb im Schacher mit den wenigen ohne Arbeit oder mit wenig Arbeit zu gewinnenden Ausfuhrproducten zu befriedigen. Wie also hat man solche Leute wie die Neger — und deren gibt es mutatis mutandis unter allen Rassen und in allen Erdteilen — zur Arbeit herangezogen, ohne sie zu Sklaven zu machen? Mir sind, da ich doch so ziemlich die ganze bewohnte Erde durch Augenschein kennen gelernt habe, vier Systeme aufgefallen, von denen das eine der Sklaverei bloß einen andern Namen gibt, während die drei übrigen andere Formen der nicht freiwilligen Arbeit an die Stelle der Sklaverei setzen.

Das ersterwähnte System, welches wie gesagt nichts anderes als verkappte Sklaverei ist, blüht in den portugiesischen Besitzungen von Africa und namentlich von Nieder-Guinea. Die Ansammlung

der Sklaven geschieht wie in allen bedeutenden Sklaven-Ländern durch die im Binnenlande abgehaltenen Sklaven-Jagden. Auch werden die Sklaven — Männer, Weiber und Kinder — vermittelst Karawanen in der oft beschriebenen Weise zur Küste befördert. Sobald sie sich der Grenze des portugiesischen Culturgebiets nähern, empfängt sie einer der überall auf vorgeschobenen Posten stationirten Regierungsbeamten, welche das ausschließliche Recht haben, den Verkauf der Sklaven an diejenigen, welche sich ihrer Dienste bemächtigen wollen, zu vermitteln. Von jetzt ab beginnt das, was man die gesetzliche Regelung der Sklaverei nennen könnte. Für einen bestimmten, an die Colonial-Regierung zu zahlenden Kopf-Preis werden Verträge aufgesetzt, laut deren dieser oder jener Pflanzer diese oder jene Anzahl von „contractados“ — so heißen die portugiesischen Sklaven — auf 5 Jahre zu dem und dem Lohn in Dienst nimmt und sich verpflichtet, sie nach 5 Jahren wieder in ihre Heimat zurück zu befördern. Damit ist dem Gesetze und den etwanigen Reclamationen anderer europäischer Mächte genügt, aber wenn man sich näher nach dem gezahlten Lohn erkundigen wollte, so würde man ausgelacht werden. Ebensowenig denkt irgend jemand daran, die Leute nach 5 Jahren in ihre Heimat zurück zu befördern, was auch schon um dessentwillen unmöglich sein würde, weil alle Sklaven Heimatlose sind. Man denke sich die Rücksendung eines aus dem Innern Africas stammenden Sklaven, dessen Dorf längst niedergebrannt ist. Sollte man etwa für jeden von ihnen eine Expedition entsenden, die Hunderttausende kosten würde? Und anders dürfte die Rücksendung wohl kaum möglich sein. Ein Sklave, der auf eigene Faust die Heimreise unternähme, würde schon bald wieder aufgegriffen oder aber erschlagen werden.

Nun ist es allerdings nicht zu leugnen, daß die portugiesische Regierung doch auch in mancher Hinsicht gut für die Leute sorgt, so z. B. indem sie dieselben vor Mißhandlungen schützt und indem sie — aber dies letztere vielleicht auch bloß im eigenen Interesse — die Ausfuhr aus portugiesischem Colonial-Gebiet untersagt. Das also ist das portugiesische System, bei dem die Leute, welche einmal Sklaven geworden sind, beständig und ohne jemals einen Pfennig Lohn zu erhalten, in der Sklaverei bleiben, aber im übrigen gut behandelt werden. Gewisse Anklänge an diese Form der Sklaverei besitzt der Handel mit freien Arbeitern, wie z. B.

Chinesen, Kulis, Südsee-Insulanern u. s. w., wie er zuerst von Engländern und Franzosen und dann auch von beinahe allen andern Nationen mit Einschluß der Deutschen betrieben worden ist. Die äußern Formen sind so ziemlich dieselben wie bei den Portugiesen. Der Unterschied besteht darin, daß erstens die Leute denn doch nicht ganz so unfreiwillig ihre Heimat verlassen, daß sie zweitens thatsächlich Lohn erhalten, und daß sie drittens, wenigstens in vielen Fällen, zur Heimat zurückbefördert werden. Von dort, wo Deutsche sich auf diese Art und Weise Arbeiter beschafft haben (namentlich für Samoa), hat man bloß Lobendes gehört, während bei den Engländern (so z. B. in Australien und in Westindien auf Trinidad) manche Roheit vorkommt. Ich will noch erwähnen, daß von allen bisher bekannten Mitteln, die Sklaverei zu ersetzen, dieses zweite System bloß von dem gleich zu erwähnenden dritten an Verbreitung übertroffen wird. Man findet die Anwendung dieses zweiten Systems in der ganzen Südsee, auf Neu-Seeland, in Queensland, in China und Indien, in Californien, in ganz Westindien und namentlich auf Trinidad, in Peru u. s. w. In Africa gibt es bloß einige verhältnismäßig kleine Volksstämme, aus denen Arbeiter auf die obenerwähnte Weise gedungen werden können. Und dabei hat dieses Dingen von freien Arbeitern in Africa noch einen ganz besondern Haken. Bei Kulis, Südsee-Insulanern u. s. w. hat durch die Lage der Verhältnisse (da die Kulis doch bloß halbe Sklaven sind) der Arbeitgeber die Oberhand und stellt die Bedingungen. Aber bei allen in Africa gedungenen freien Arbeitern mit einziger Ausnahme der Zanzibar-Leute, deren Unterthänigkeits-Verhältnis gegenüber ihrem Sultan sehr stark ausgeprägt ist, hat der zu mietende Arbeiter, sei er nun Kru, Haussa oder Kabinda, die Oberhand und stellt die Bedingungen. Und unter diesen Bedingungen pflegt eine der hervorragendsten diejenige zu sein, daß die Leute nicht zu Feldarbeiten benutzt werden wollen.

Das dritte System war nach dem ursprünglichen Entwurf, als die Engländer mit der Aufhebung der Sklaverei eine ungeheure Propaganda zu machen begannen, zum Ersatz der Sklaverei bestimmt, hat sich aber zu diesem Zweck als durchaus ungeeignet oder wenigstens durchaus unzureichend erwiesen. Dieses dritte System, welches das humanste sein sollte, ist von manchen Kritikern als das brutalste bezeichnet worden. Es verfolgt den Gedanken,

die Eingebornen an Bedürfnisse, wie z. B. Kleider, Rum, bessere Nahrungsmittel u. s. w., zu gewöhnen, bis sie, um diese Bedürfnisse zu erlangen, kein anderes Mittel mehr sehen als die Arbeit. Die Eingebornen sehr vieler Länder sind unter dem Einfluß der allzu schnell angewöhnten Bedürfnisse hinweggestorben, ehe sie sich zur Arbeit bequemt hatten, und die africanischen Neger, deren starke Natur allen auf sie einstürmenden Lockmitteln Europas mit Einschluß des Rums widerstand, haben sich bisher ohne viel Arbeit und fast bloß durch Schacher, worin sie dem schlauesten Europäer beinahe gleichkommen, alles, was sie bedurften, zu verschaffen gewußt. Daß die Angewöhnung von Bedürfnissen ein langsam wirkendes Mittel ist, um Eingeborne zur Arbeit zu erziehen, kann nicht geleugnet werden. Aber einesteils kann die Sache nicht nach Willkür beschleunigt werden und anderenteils hat sie doch auch nicht immer den erwünschten Erfolg, sondern schlägt bisweilen ins grade Gegenteil um. Wie wir das auf Hayti, in Sierra Leone u. s. w. sehen, schlägt der halb civilisirte Neger der Arbeit erst recht ein Schnippchen, weiß seine Bedürfnisse doch zu befriedigen und ist viel unverbesserlicher als der echte und unverfälschte Natur-Neger.

Das vierte System steht nicht bloß geographisch vereinzelt, sondern überhaupt in seiner Art einzig da. Es ist von keiner andern Nation als von den Niederländern und in keinem andern Lande als in Insel-Indien cultivirt worden. Als die Holländer Indien eroberten, traten sie in alle Rechte der ehemaligen Sultane ein, die das Land als das ihrige betrachtet und die Eingebornen als Hörige für sich hatten arbeiten lassen. Die Holländer sagten nun zu den von alters her ans Arbeiten gewöhnten Javanesen: „Wir wollen euch all den Boden, auf dem ihr wohnt und den ihr bearbeitet, überlassen unter der Bedingung, daß ihr auf dem soundsovielsten Teil davon Kaffee pflanzt und das gewonnene Product zu dem und dem Preise an die Regierung verkauft. Außerdem müßt ihr noch gegen geringe Vergütung gewisse Frondienste leisten.“ Durch dieses System, bei dem die in gewissem Ansehen belassenen einheimischen Herrscher als Bundesgenossen der Weißen auftraten, sind Java, die Eingebornen und die Niederländer reich geworden. Leider ist die Durchführung dieses Systems (das neuerdings von den Holländern aus falscher Humanität fast bis zur Unkenntlichkeit durchbrochen und abgeschwächt worden ist)

an Vorbedingungen geknüpft, die kaum jemals wieder so vollständig wie auf Java zusammentreffen dürften. Immerhin wird man gewisse Einrichtungen dieses Systems, das besser gekannt zu sein verdiente, mit Nutzen auf fast alle andern Tropenländer anwenden können.

Was Kamerun anbelangt, so könnten, um die Arbeitsfrage für dort zu lösen, gewisse Seiten des zweiten, dritten und vierten Systems gleichzeitig angewandt werden. Bloß das erste System, bei dem Portugiesen sich immerhin wohl befinden mögen, bleibt für uns ausgeschlossen. Soweit das zweite System in Betracht kommt, würde es zweckmäßig sein, wenn wir uns durch Verträge oder Uebereinkünfte den einen oder andern Arbeitermarkt zu sichern suchten. Denn andernfalls könnte eine fremde Regierung der Verschiffung von Arbeitern solche Schwierigkeiten in den Weg legen, daß dieselbe ganz umöglich würde. Mit der Zeit werden Leute, die heute noch der Feldarbeit abhold sind, sich auch hierzu bequemen. Aber dazu ist es notwendig, daß ihre Anwerbung und Verschiffung in geregelten Formen erfolge. Deutsche Colonial-Politiker sollten nie vergessen, daß zu tropischen Culturen Arbeiter ebenso gut gehören wie fruchtbarer Boden, daß letzterer heutzutage noch beinahe leichter zu beschaffen ist als erstere und daß ein Arbeiter lieferndes Land zum wenigsten ebenso viel wert ist wie eins, das fruchtbaren Boden in Hülle und Fülle, aber keine Arbeiter besitzt.

Für einen wenigstens teilweisen Erfolg des dritten Systems gibt es grade in Africa einige vielversprechende Präcedenzfälle. Ich glaube kaum, daß die Eingebornen sich freiwillig und ohne jeden Antrieb auf Pflanzungen, die man in ihrem eigenen Lande einrichtet, als Arbeiter verdingen werden. Man wird stets einen gelinden Zwang ausüben oder, weil alle Naturvölker in der Fremde besser arbeiten als daheim, Arbeiter aus einem andern benachbarten Lande beziehen müssen. Weit wahrscheinlicher ist es dagegen, daß die Neger, wenn sie sehen, daß in ihrem Lande angelegte Cacao-, Vanille- oder Tabakpflanzungen gut rentiren, auch ihrerseits zu solchen Culturarten übergehen werden. Damit wäre ja alles, was wir wünschen können, erreicht, denn nicht nur würde alsdann dem Handel durch den Versand der mannigfaltigern Producte ein größeres Feld eröffnet, sondern es würden auch die einmal ans Arbeiten gewöhnten Eingebornen im Verbrauch europäischer Industrie-Erzeugnisse vielleicht nur allzu schnelle Fortschritte machen.

Ist es schon eigentümlich genug, daß es in dem Continent an Arbeitern fehlt, der unter allen Erdteilen die größte Anzahl von muskelkräftigen Menschen besitzt und der seit Jahrhunderten fast ausschließlich alle für tropischen Ackerbau benötigten Arbeiter geliefert hat, so berührt es doch noch seltsamer, daß grade hier die mechanische Arbeit so sehr teuer, weit teurer als im hochcultivirten Europa zu stehen kommt. Auf Fernando Po und wo man sonst noch in Westafrica eine Ausnutzung des Bodens versucht hat, wird behauptet, daß kaum die allerwertvollsten Colonialproducte, wie z. B. Cacao, Kaffee, Vanille, Tabak u. s. w., die großen, mit dem Anbau verbundenen Unkosten und namentlich die hohen Arbeitslöhne ertragen könnten. Minder wertvolle Bodenerzeugnisse können, wenn sie in Westafrica gezogen werden, nicht mit dem Product anderer Länder concurriren. So z. B. gedeiht in einem großen Teil von Westafrica der Mais ganz ausgezeichnet, aber die Eingebornen bauen ihn bloß in geringer Menge und verkaufen ihn nicht billig genug, als daß die an der Küste lebenden Kaufleute damit auf dem Weltmarkt zu concurriren vermöchten. Ist also die Ausfuhr von Mais, wenn nicht ganz ausgeschlossen, so doch auf ein geringes Maß beschränkt, so steht die Ausfuhr von Arachiden oder Erdnüssen grade an der Grenze von Rentabilität oder Nichtrentabilität. An einigen Orten vermögen die Kaufleute Arachiden nur dann noch mit Vorteil auszuführen, wenn die Eingebornen dieselben geschält einliefern, was jedoch mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Der Grund, weshalb Producte, wie Mais und Erdnüsse, die in andern Ländern mit Vorteil angebaut werden, in Westafrica nicht rentiren, ist in der Höhe der Arbeitslöhne oder vielmehr darin zu suchen, daß die Eingebornen die wenigen zu ihrem Unterhalt nötigen Bedürfnisse auf leichtere Art als durch den Anbau von Mais und von Arachiden erlangen können. Thatsächlich liefert die ohne Pflege der Menschenhand gedeihende und ohne Pflege der Menschenhand Frucht treibende Oelpalme nicht bloß einen leichtern, sondern auch einen reichern Ertrag, als er sich mit den meisten in Westafrica gedeihenden Culturgewächsen erzielen ließe. Man vergegenwärtige sich nur, welche Mühe es in tropischem Lande kostet, für eine regelrechte Pflanzung das Feld zu roden und von Unkraut frei zu halten.

Wir sind in der Erörterung der Frage, wie die Arbeiterfrage für Westafrica gelöst werden könnte, beim vierten der oben er-

wähnten Systeme angelangt. Die Verhältnisse liegen in Kamerun insofern ganz anders als auf Java, als die Eingebornen hier niemals zum Arbeiten angehalten und auch niemals an strengen Gehorsam gewöhnt worden sind. Mit Ausnahme der wenigen absolut regierten Reiche, wie Dahome und Aschanti, ist die Stellung der Könige und Häuptlinge durchaus keine derartige, daß sie irgendeine Neuerung, wenn nötig mit Gewalt, durchzusetzen vermöchten. Immerhin können die Könige und Häuptlinge bei dem Bestreben, ihre Leute zur Arbeit heranzuziehen, nicht zu verachtende Bundesgenossen werden. Ich lasse dahingestellt, ob der Leichtsinn, mit welchem die Eingebornen ihren Grund und Boden verkaufen, etwa in dem Sinne ausgenutzt werden könnte, daß später, wenn sie, wie das wahrscheinlich ist, suchen werden, einen Teil des Landes zurückzuerlangen, der Grundbesitzer zu ihnen sagte: „Ja wohl, mit Vergnügen, aber dann müßt ihr auch entweder einen Teil eures Grundstückes mit der und der Culturpflanze bestellen oder ihr müßt mir allmonatlich so und so viel Tage Frondienste leisten.“ Ferner lasse ich es dahingestellt, ob man, sobald einmal an die Befreiung jener Sklaven gedacht werden sollte, die in den ebenen Teilen des Kamerun-Gebiets weit zahlreicher sind als die Freien, ob man dann diese Sklaven etwa durch ein Stadium der „Hörigkeit“ hindurchgehen lassen sollte. In diesem Stadium könnte ein Teil ihrer Arbeitskraft nutzbringend zum allgemeinen Besten verwandt werden. In der That würde die außerordentlich große Anzahl der Sklaven für einen etwa beabsichtigten milden Arbeitszwang eine ähnliche Handhabe darbieten, wie die Holländer sie seinerzeit in der sklavenähnlichen Stellung der Javaner zu ihren Sultanen gefunden haben. Man könnte den Sklaven von Kamerun, falls sie einmal befreit werden sollten und alsdann, wie das wahrscheinlich ist, um Grundstücke bitten, sagen: „Da habt ihr sie, aber dafür müßt ihr arbeiten und Frondienste leisten. Wenn ihr nicht arbeiten und keine Frondienste leisten wollt, so bekommt ihr keine Grundstücke und müßt darben.“ Es sollte auch streng darauf gehalten werden, daß die etwa herauskommenden Missionare zur Arbeit ermahnen und auch in praktischer Hinsicht einen veredelnden Einfluß auf die Eingebornen ausüben.

Die Arbeiterfrage glauben wir im vorstehenden zur Genüge besprochen zu haben. Jene andere Frage, welcher Teil von Westafrica und welcher Teil der deutschen Besitzungen im besondern

sich am besten für tropische Culturen eignet, diese Frage wird schon eher gelöst werden können. Abgesehen von der Bodencultur der Eingebornen, die aber für die Ausfuhr bloß Palmöl, Palmkerne und Arachiden (Erdnüsse, arachis hypogaea) liefert, sind nur wenige Versuche gemacht worden, Westafrica durch Ackerbau auszunutzen. Die größte Energie hat man, begünstigt durch das vorhin erwähnte System der Sklaverei, auf der portugiesischen Insel S. Thomé entfaltet. Dann gibt es in Liberia eine Anzahl Kaffee- und Zuckerplantagen, die „civilisirten" Schwarzen gehören und von unfreien, dem Kru-Stamm angehörigen Negern, die man aber niemals Sklaven nennt, bewirtschaftet werden. Die Insel Fernando Po besitzt Cacao-, Vanille-, Tabak-, Kaffee- und Chinarindenbaum-Pflanzungen, wie ich kaum irgendwo schönere und üppigere gesehen habe. Da jedoch die wenigen einheimischen Arbeiter (Schwarze und deportirte Habanesen) im Verein mit den paar Kru-Leuten, die sich allenfalls noch nach Fernando Po (wo sie schlecht behandelt werden), verdingen, kaum zur Bewirtschaftung der bestehenden, wenig umfangreichen Plantagen, geschweige denn zu einer Ausdehnung derselben ausreichen, so ist wenig Aussicht vorhanden, daß die herrliche Insel, wenn sich nicht neue und unternehmendere Elemente ihrer annehmen, einen höhern Culturgrad als ihren gegenwärtigen erreichen könnte. Eine kleine und vortrefflich gedeihende, aber von den faulen Eingebornen ganz vernachlässigte Cacao-Plantage findet sich auch bei Victoria, am Fuße des Kamerun-Gebirges. Die Woermannsche Kaffee-Plantage bei Gabun hat wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Bodens nicht den Erfolg gehabt, wie man ihn in Anbetracht der nach Hunderttausenden sich beziffernden Capitalien, die hineingesteckt worden sind, hätte erwarten sollen. Ein ebenso ungünstiges Ergebnis haben die französischen Missionare von Gabun zu verzeichnen gehabt. Diese vielerfahrenen Leute haben sich infolge dessen auf die Anpflanzung der einen mäßig reichen Ertrag abwerfenden Oelpalmen beschränkt. Etwas bessere Erfolge scheint auch mit andern Tropengewächsen die katholische Mission in Landana (an der Loango-Küste) erzielt zu haben. Am mittlern Congo (Katarakten-Bezirk), wo allerdings die öden, wasserarmen Halden dem Ackerbau bloß wenig Verlockendes darbieten können, sind bisher nur Mißerfolge zu verzeichnen gewesen. Am untern Congo, der ein klein wenig günstigere Aussichten zu eröffnen

scheint, wollen die Holländer jetzt, trotz der nicht allzu fruchtbaren Natur des Bodens, bei ihrer Factorei von Vista (zwischen Kabinda und Banana) einige Versuche anstellen. Noch weiter im Süden bei den Portugiesen finden wir ganz wie auf S. Thomé mit Sklaven bearbeitete Pflanzungen, die aber, da sie schon in einem andern Klima liegen und mit andern Arbeitskräften bewirtschaftet werden, als die übrigen Nationen sie sich beschaffen könnten, hier nicht in Betracht kommen.

Man braucht kein großer Kenner von Ackerbauverhältnissen zu sein, um die Behauptung wagen zu dürfen, daß in ganz West-africa jener vulcanische Gebirgszug, der das Kamerun-Gebirge, Fernando Po, Principe, S. Thomé und Annabom umschließt, den fruchtbarsten Boden darbiete. Ebenso wie die Gehänge des Aetna und des Vesuvs vor allen andern Teilen Italiens gesegnet sind, ebenso gedeiht auf der seit Jahrhunderten und vielleicht seit Jahrtausenden verwitternden Lava von Kamerun, Fernando Po und S. Thomé alles, was nur immer ein Tropen-Klima zu er-zeugen vermag. In betreff der übrigen deutschen Gebietsteile möchte ich mich nicht mit gleicher Bestimmtheit und Zuversicht ausdrücken. Der rote Lehm des Togo-Landes ist unzweifelhaft recht fruchtbar, insofern, als Cocospalmen, Oelpalmen, Mandioka, Mais, Arachiden, Orangen, Ananas u. s. w. in Betracht kommen. Nebenbei wird der Ackerbau auch durch die Gestaltung und die ganz gleichförmige Beschaffenheit des Bodens erleichtert. Ob aber Cacao-, Kaffee-, Zucker- und Reis-Plantagen hier gedeihen würden, ist eine andere Frage, die zu entscheiden ich mich nicht getraue. Nach meinem persönlichen Gefühl würde ich die Frage eher be-jahen, aber ich würde mich auch nicht allzusehr wundern, wenn es anders wäre. Der Flußbezirk von Kamerun ist, soweit der untere Lauf und das Mündungsgebiet der Flüsse in Betracht kommen, nicht bloß von Natur nicht sehr fruchtbares, sondern auch altausgesogenes Land, das bloß knapp für die Bedürfnisse einer sehr zahlreichen Bevölkerung von Eingebornen ausreicht. Je weiter flußaufwärts, desto fruchtbarer scheint das Land zu werden. Die Bedürfnisse der auch hier noch immer ziemlich dichten Be-völkerung bringen es mit sich, daß bis zu jener Grenze, wo die Flüsse aufhören, schiffbar zu sein, ein großer Teil alles bessern Bodens bereits dem Ackerbau unterthänig ist. Des weitern folgt dann mit Wald und Oelpalmen bestandenes Hügelland, über

10*

dessen Beschaffenheit wir nur wenig Bescheid wissen. Im südlichen Kamerun-Gebiet (Klein-Batanga u. s. w.), wo das Gebirge an mehrern Stellen bis auf wenige Kilometer an die Küste herantritt, würden die Gehänge dieses Gebirges dem Ackerbau voraussichtlich bessere Aussichten darbieten als das übrigens auch recht fruchtbare Küstengelände. Die mit der Woermannschen Farm bei Gabun gemachten Erfahrungen — die auch bloß zum Teil ungünstige sind und jedenfalls zu weitern Unternehmungen anspornen — können für das Kamerun-Gebiet nicht im geringsten maßgebend sein. Soweit ich mich darüber zu unterrichten vermochte, wird der Boden desto schlechter und werden die Regenverhältnisse um so ungünstiger, je mehr man sich nach Süden gehend dem Congo nähert. Kein größerer Gegensatz als der zwischen den waldlosen, mit stachlichtem Schilfgras bestandenen Bergplateaux des Congo und der alles überwuchernden und beinahe erstickenden Vegetation des regenreichen Kamerun-Gebiets.

Sollte es nicht gelingen, Plantagen in Westafrica anzulegen — obwohl ich nicht den allerleisesten Zweifel habe, daß es gelingen wird —, so würde sich der Handel bloß verhältnismäßig langsam und innerhalb bestimmter beschränkter Grenzen befördern lassen. Die von Herrn Woermann in mehrern Vorträgen geäußerte Ansicht, daß ohne Plantagen der westafricanische Handel überhaupt keiner bedeutenden Steigerung fähig sei, vermag ich dagegen nicht zu teilen. Es hält sehr schwer und ist beinahe unmöglich, über die westafricanische Handelsstatistik auch nur annähernd richtige Angaben aus frühern Jahren zu erhalten. Trotzdem bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Anpflanzung von Oelpalmen und dem entsprechend die Production von Palmöl und Palmkernen einen großen Aufschwung genommen hat. Thatsächlich sind einer Vergrößerung der Oelpalmen-Pflanzungen und einer Steigerung der Oel-Production gar keine Grenzen gesteckt. Mit beiden könnte man sozusagen ad infinitum vorgehen. Denn Westafrica bietet solch ungeheure Landstrecken dar, auf denen die Oelpalme vortrefflich gedeiht, daß es mit Leichtigkeit den ganzen Bedarf unserer Erde an Fettstoffen befriedigen könnte. Es gibt wohl kaum ein anderes Gewächs, dem das westafricanische Klima so gut wie der Oelpalme (Elais guineensis) zusagte. Thatsächlich habe ich keine Landschaft und keine Bodengattung kennen gelernt, wo nicht die Oelpalme in üppigster Pracht gediehe. Und wenn

man sich vorstellt, daß von jenem Grund und Boden, auf dem die Oelpalme vortrefflich wachsen könnte, etwa ein Hundertstel ausgenutzt ist, so wird man zugestehen müssen, daß die Cultur dieses nützlichen Baumes noch einer großen Steigerung fähig ist. Auch könnte, wie mir allseitig versichert worden ist, bei nicht allzu großer Ermäßigung des Preises der europäische Markt noch ein sehr viel größeres Maß von Fettstoffen aufnehmen, als ihm jetzt schon zugeführt wird. Nun ist es allerdings richtig, daß der Einfluß, welchen die Weißen zur Zeit auf die Schwarzen ausüben, nicht im entferntesten ausreicht, um die letztern zu lebhafterer Thätigkeit und zu ausgedehntern Anpflanzungen anzuspornen. Aber die Verhältnisse drängen stärker als der directe Einfluß des weißen Mannes auf eine Vermehrung der Ausfuhrproducte hin. Man sollte in Anbetracht all des Ungünstigen, was über Westafrica gesagt zu werden pflegt, doch auch nicht vergessen, daß ungefähr die ganze Production an Palmöl, Palmkernen, Arachiden, Kautschuk u. s. w. oder doch wenigstens der allergrößte Teil dieser Production erst seit dem Aufhören der Sklavenverschiffung datirt. Früher beschränkte sich Westafricas Handel fast ausschließlich auf Sklaven und Elfenbein. Wenn also schon in wenigen Jahrzehnten die Production ihre heutige Höhe erreicht hat, warum sollte sie alsdann nicht auch einer fernern Steigerung fähig sein? Soviel ist allerdings richtig, daß die bisherige Steigerung der Production mit der gleichzeitigen Vermehrung der Firmen und der Factoreien durchaus nicht gleichen Schritt gehalten hat. Das ist der Grund, weshalb, und mit Recht, behauptet wird, daß in frühern Zeiten die Geschäfte einen bedeutend höhern Gewinn abgeworfen hätten als heute. Die Küste von Westafrica ist derartig mit Factoreien übersät, daß der Handel schon recht flott gehen oder sich noch bedeutend entwickeln muß, um auch nur die schon bestehenden Handelseinrichtungen gut rentiren zu lassen. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß nicht auch manche (und wohl die meisten) Felder der Thätigkeit noch unbeackert sind und von neuen Firmen mit Vorteil in Angriff genommen werden könnten. Meine Ueberzeugung geht also dahin, daß die Eingebornen schon von selbst und durch das Anwachsen ihrer Bedürfnisse dazu genötigt immer mehr Oelpalmen anpflanzen werden. Desgleichen wird sich die Gewinnung von Kautschuk auf Gegenden, wie z. B. das südliche Kamerun-Gebiet

(Klein-Batanga u. s. w.), ausdehnen, wo sie bisher noch viel zu wenig bekannt ist. Das Kamerun-Gebirge bietet uns ein Beispiel dafür, wie dicht an der Küste gelegene, seit Jahrzehnten von weißen Kaufleuten bewohnte Gegenden doch so unbekannt bleiben konnten, daß man nicht einmal an die Ausbeutung ihrer Kautschuk-Lianen dachte.

Weniger gewiß als die Steigerung der Oel- und Kautschuk-Production, aber doch immerhin sehr wahrscheinlich ist es mir, daß der Ackerbau der Eingebornen in Zukunft mehr und mannigfaltigere Erzeugnisse liefern wird als bisher. Sind doch auch fast alle jene Culturpflanzen, denen der heutige Neger seine Nahrung entnimmt, wie z. B. Mandioka, Bananen, Erdnüsse, Mais u. s. w., erst seit wenigen Jahrhunderten von America her nach Africa gebracht worden. Wovon denn eigentlich die frühern Neger gelebt haben, vermag man sich heutigentags gar nicht mehr vorzustellen. Ich wenigstens habe im Togo- und Kamerun-Lande keine als Nahrungsmittel dienende Culturpflanze gesehen, die im Lande einheimisch wäre. Alles dies berechtigt wohl zu dem Ausspruch, daß der Handel an Umfang zunehmen wird und mit Naturnotwendigkeit zunehmen muß. Aber alles, was wir aufgezählt haben, eröffnet doch noch keine Aussichten auf eine solche Steigerung des Handels, wie andere Länder, z. B. Australien und einige südamericanische Republiken, sie gesehen haben. Eine solche Steigerung des Handels könnte eben nur durch die Anlage umfangreicher Plantagen bewirkt werden. Aussichten auf Entdeckung edler Metalle oder anderer schon fertiger und nicht erst zu schaffender Naturschätze scheinen kaum vorhanden zu sein. Was die Wälder Westafricas an edlen Hölzern — namentlich Ebenholz — darbieten, erfordert wegen des schwierigen Transports mehr Mühe, als die Production von Oel und Kautschuk. Und betreffs des Elfenbeins stimmen alle Kenner Africas darin überein, daß seine Ausfuhr sich binnen einer gewissen Zeit ganz gewaltig verringern werde.

Ueber den Wert, den die Erforschung bisher noch unbekannter africanischer Gebiete bestenfalls für den Handel haben kann, macht man sich in Europa ziemlich falsche und übertriebene Vorstellungen. Man kann ohne die Gefahr allzugroßer Uebertreibung behaupten, daß der Handel die Grenze jener Gebiete, aus denen bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen noch mit Vorteil Producte bezogen werden können, schon so ziemlich erreicht hat, und daß alle

Forschungen, selbst wenn sie eine genaue Generalstabskarte von ganz Africa schüfen, an dieser Thatsache doch nur wenig mehr zu ändern vermöchten. Africa besitzt nicht die weit ins Innere hineinreichenden schiffbaren Ströme Ostasiens oder Americas. Es stellt durch die Eigenart seiner Bodenbildung dem Straßenbau und dem Verkehr überhaupt ganz außerordentliche und kaum zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg. Und vor allem besitzt es außer dem doch nur wenig in Betracht kommenden Elfenbein keinen einzigen Stapel-Artikel von so hohem Wert, daß derselbe, wie z. B. die Wolle Australiens, die Häute Argentiniens und der Kaffee Brasiliens, auch bedeutende Transportkosten vertragen könnte. Bei Kautschuk könnte trotz hochgesteigerter Transportspesen die Rentabilität wohl noch in Rede kommen, aber bei Palmöl, Palmkernen, Arachiden, Ebenholz und allen andern Massen-Erzeugnissen Westafricas ist sie, sobald längere Entfernungen von der Küste in Betracht kommen, ganz ausgeschlossen.

Die billigste Beförderungsweise für Waren ist in Westafrica, wo es keine Lasttiere gibt, die von den Eingebornen selbst gewählte, d. h. auf dem Rücken ihrer Weiber und Sklaven. Die Eingebornen verkaufen ihr Palmöl und ihre Palmkerne loco Factorei, ohne sich selbst oder den Weißen Rechnung darüber abzulegen, wie viel Zeit und Mühe der Transport bis zur Factorei gekostet hat. Wenn nun die Kaufleute ihre Factoreien weiter ins Innere hinein verschöben, würden sie selbst die Kosten des Transports bis zur Küste zu tragen haben. Dergleichen Transportkosten kommen aber, sobald der Weiße sich auf gedungene Träger verlassen muß, unendlich viel höher zu stehen, als wenn der Eingeborne selbst sie trägt. Diese Verkehrsverhältnisse bedingen es, daß die Grenze des noch mit Vorteil vom Handel auszubeutenden Landes nicht willkürlich weiter vorgeschoben werden kann. Am Congo kann man deutlich beobachten, wie, um ein Beispiel anzuführen, der Ort A noch mit Vorteil Palmöl zur Küste bringen kann, während schon bei dem 20 oder 30km weiter landeinwärts gelegenen Orte B die Rentabilität ganz ausgeschlossen sein würde. Der Küstenstreifen, aus dem solch schwere und geringwertige Producte, wie Palmkerne, Ebenholz, Arachiden, Mais u. s. w., noch mit Vorteil zur Küste geschafft werden können, ist sehr schmal, dann folgt ein etwas breiterer Streifen, innerhalb dessen sich die Ausfuhr von Palmöl, und ein sehr viel breiterer Streifen, innerhalb dessen sich die Aus-

fuhr von Kautschuk noch lohnt; und schließlich wäre Elfenbein zu erwähnen, das wahrscheinlich schon bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen aus dem tiefsten Innern heraus bis zur Küste gelangt, ja, sogar die Transportkosten quer durch den Continent hindurch ertragen könnte.

An diesen Verkehrs- und Handelsverhältnissen kann durch noch so großen einmaligen Aufwand von Energie nur wenig geändert werden, wie denn z. B. Stanleys und Brazzas Unternehmungen dem Handel nicht nur keine nennenswerten Vorteile gebracht, sondern ihm sogar, wie einige Leute behaupten wollen, durch Beunruhigung der Eingebornen und der Verkehrsstraßen sowie durch Störung des bisherigen Gleichgewichts zwischen verschiedenen Stämmen des Innern geschadet haben. Nur dadurch kann die Grenze der dem Handel unterthänigen Länder allmählich vorgeschoben werden, daß man herausfindet, wie weit manche bis jetzt kaum an der Mündung bekannte Flüsse schiffbar sind, daß man neue, wertvollere und höhere Transportkosten vertragende Producte aufzufinden sucht und die Eingebornen durch Vermehrung ihrer Bedürfnisse zu höhern Arbeitsleistungen anstachelt. So unterliegt es beispielsweise keinem Zweifel, daß nach und nach auch die Eingebornen des allerentferntesten Innern sich den Gebrauch von Manufacturwaren und sonstigen europäischen Industrie-Erzeugnissen angewöhnen. Aber da diese Waren bezahlt werden müssen, wird es den Eingebornen in einem noch so wenig ausgenutzten und doch auch von Natur nicht ganz armen Lande gewiß nicht an Mitteln und Wegen fehlen, um trotz aller Mühe, die der Transport verursacht, doch die eine oder andere als Bezahlung dienende Ware zur Küste zu schaffen.

Nun werden aber die vom Handel beackerten Gebiete nicht bloß durch natürliche, bloß schwer und langsam umzugestaltende Verhältnisse beschränkt und eingeengt, sondern vor allem auch durch den jedes gerechte Maß übersteigenden Eigennutz der an leichten Verdienst gewöhnten und den Handel monopolisirenden Küstenstämme. In dieser Hinsicht kann zur Hebung des Handels außerordentlich viel geschehen, und ich bezweifle nicht, daß, sobald alle willkürlichen, von Menschen geschaffenen Schranken entfernt sind, ein großartiger Aufschwung bemerkbar sein wird. Man vergegenwärtige sich bloß, daß jede Küste, jede Factorei von einem halben bis zu einem ganzen Dutzend Cordons der eingefleischtesten Schutzzöllner eingeschlossen ist. Jede dieser sechs bis zwölf Sippen will erpressen, so viel sie

nur kann, und sucht mit allen Mitteln der List und Gewalt den Verkehr des weißen Mannes — und sei er auch bloß ein Forschungsreisender — mit den weiter landeinwärts wohnenden Buschleuten zu verhindern.

Was Kamerun im besondern anbelangt, so wird der Einfluß der deutschen Regierung zunächst darauf gerichtet werden müssen, die Flüsse, soweit dieselben schiffbar sind, dem freien Verkehr ohne irgendwelche Abgaben an die Häuptlinge zu erschließen. Es ist das eine verhältnismäßig sehr leichte Arbeit, die aber doch schon gute Früchte tragen wird. In zweiter Linie kann man trachten, die Handelsstraßen nach einigen Hauptplätzen des Innern frei zu machen. Ist das Handelsmonopol erst einmal an einigen Stellen durchbrochen, so verlieren, wie das in der Natur der Sache liegt, die ganzen Handels-Cordons ihre den Handel schädigende Bedeutung. Ein größerer Dienst als die Wegräumung dieser elenden und für uns beschämenden Monopole kann dem Handel nicht geleistet werden. Unter dieser Wegräumung verstehe ich nicht etwa eine Abschaffung jener an die Könige und Häuptlinge zu zahlenden Abgaben, denen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Ich verstehe darunter eine Abschaffung des von den Küstenstämmen willkürlich eingeführten Verbots, anders als mit ihnen oder durch ihre Vermittlung Handel zu treiben. Handel und Verkehr auch mit den entferntesten Buschleuten müßten vollkommen frei werden. Die Küstenstämme, welche jetzt den Handel monopolisiren und durch dieses Monopol die rechtmäßige Ausbreitung des Handels verhindern, müssen daran gewöhnt werden, anstatt ihres jetzigen leichten Broterwerbs noch fleißiger, sei es im Handel, sei es im Ackerbau, thätig zu sein.

Capitel IX.

Das Klima unserer westafricanischen Colonieen.

(Die Aerzte und ihre stets wieder verloren gehenden Erfahrungen. — Fieber, Blutarmut und Hautkrankheiten. — Es gibt keine Epidemieen. — Wie verschiedene Personen das Fieber vertragen. — Gutes Beefsteak wäre ein besseres Arzneimittel als Chinin. — Alles in allem ist die Sache durchaus nicht so schlimm, wie sie sich ansieht.)

Wenn ich als medicinischer Laie mir anmaße, über die Gesundheitsverhältnisse unserer westafricanischen Colonieen zu berichten, so schöpfe ich meine Berechtigung daraus, daß es wohl wenig Leuten in gleichem Grade wie mir vergönnt gewesen ist, nahezu alle Tropenländer aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, wie ich denn auch mit nahezu sämtlichen an der langgestreckten Küste Westafricas lebenden Aerzten das Thema dieses Capitels habe besprechen können.

Die westafricanischen Aerzte erzählten mir in vollständiger Uebereinstimmung des Urteils, daß sie von Europäern fast bloß wegen Fieber, Blutarmut und Hautkrankheiten zu Rate gezogen würden. Selbst Dysenterieen, die in andern Tropengegenden eine der gefürchtetsten Krankheiten sind, kommen hier nur verhältnismäßig selten vor. Aeußerst mannigfaltig sollen die zum Teil noch völlig unerforschten Krankheiten der Neger sein. Eine der gewöhnlichsten Ursachen bei massenhaften Sterbefällen, namentlich unter den Kru-Leuten, ist die beinahe epidemisch auftretende Pleuropneumonie. Elefantiasis ist am Congo weit häufiger als im Kamerun-Gebiet beobachtet worden. Vom Fieber werden die

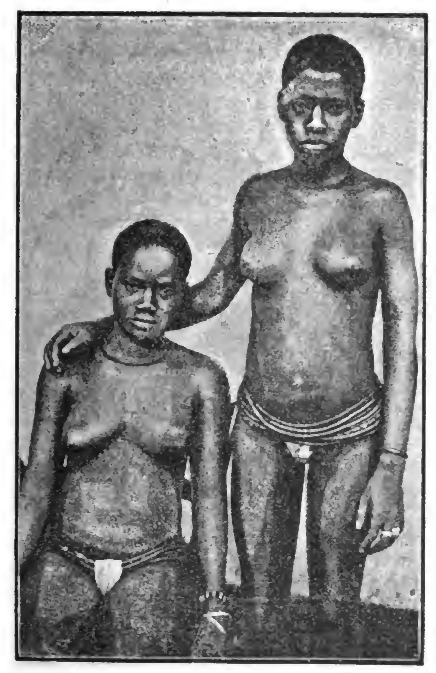
Schwarzen bedeutend weniger geplagt als die Weißen. Aber ein sehr hoher Procentsatz, bisweilen sogar der überwiegende Teil der eingebornen Bevölkerung, leidet an allerlei seltsamen Hautkrankheiten und die Zahl der sonstigen, dem aus Europa kommenden Arzte unbekannten und anscheinend auf die schwarze Rasse beschränkten Krankheitsformen soll gradezu Legion sein.

Der frisch aus Europa kommende Arzt steht fast in allen Fällen, in denen er von Weißen oder Schwarzen zu Hülfe gerufen wird, ziemlich ratlos da, und die höchst augenscheinlichen Mißerfolge, die seine Behandlungsart anfänglich zu begleiten pflegen, beweisen zur Genüge, daß das Mißtrauen, welches alte Küstenbewohner dem neu ankommenden Arzt entgegenbringen, nicht ganz ungerechtfertigt ist. Warum, darf man wohl fragen, gibt es an keiner europäischen Universität einen besondern Lehrstuhl für tropische Krankheiten und tropische Heilkunde; die Erfahrungen jener Aerzte, welche während längerer Zeit an der westafricanischen Küste gelebt haben, gehen, sobald sie nach Hause zurückkehren, unbenutzt verloren. Denn die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Verkehrs verhindert im Verein mit den ungeheuren Entfernungen jenen Austausch der Ansichten und Erfahrungen, wie er in Europa die Regel bildet. Mit vielen Opfern an Arbeitskraft und vielleicht auch an Menschenleben müssen dann die gleichen Erfahrungen von den neu herauskommenden Aerzten abermals gesammelt werden. Trotz des in Westafrica üblichen sehr hohen Honorars kann ich nicht eben behaupten, daß die Stellung eines dort lebenden Arztes mir — von der sehr schönen Gelegenheit zu wissenschaftlichen Studien abgesehen — besonders verlockend erschiene. Die westafricanischen Aerzte berechnen für jeden Besuch, den sie machen, ein Pfund Sterling (20 ℳ), was in Anbetracht aller Unbilden, die das Leben an dieser Küste mit sich bringt, gewiß nicht zu viel ist.

Je länger ich in Westafrica lebte und je häufiger ich vom Fieber befallen wurde, desto mehr prägte sich in mir die Ueberzeugung aus, daß das africanische Fieber denn doch von unserm Malaria- oder Wechselfieber ziemlich verschieden und namentlich viel boshafter und heimtückischer sei. Gewöhnlich unterscheidet man drei Formen des Fiebers, zwischen denen es mancherlei Zwischenstufen gibt und die vielleicht bloß der Stärke, aber nicht der Art nach verschieden sind. Der mildesten Form pflegen Schmerzen

in den Gliedern, ähnlich wie bei Rheumatismus, voraufzugehen, worauf dann die bekannten Hitze- und Kälte-Extreme des Malaria- oder Sumpffiebers folgen. Sobald Schweißabsonderung eintritt, die man durch Trinken von Thee oder von Wasser mit Citronensaft zu befördern sucht, ist die Kraft des Fiebers gebrochen, sodaß die meisten Leute alsdann wieder mit einiger Schonung zu arbeiten imstande sind. Bei schwerern Fällen tritt galliges Erbrechen auf und der Magen wird so empfindlich, daß beispielsweise der meinige bloß noch ab und zu einen kleinen Schluck Champagner, aber nicht einmal mehr Rotwein zu ertragen vermochte. Jene Form des Fiebers, bei der auf Gesicht, Händen und auch am sonstigen Körper gelbe Flecken auftreten, pflegt man in Westafrica Gallenfieber zu nennen.

Die dritte, meistgefürchtete und in wenigstens der Hälfte aller Fälle zum Tode führende Form ist das perniciöse oder hämaturische Fieber, das bisweilen auch „africanisches Fieber" genannt wird. Dieser schlimmsten Form des Fiebers ist der durch mehr als pflichtgetreue Aufopferung und durch unerhörte Strapazen erschöpfte Körper unseres großen Africaforschers Dr. Nachtigal zum Opfer gefallen. Obwohl der erschreckend schnelle, an Cholera und gelbes Fieber erinnernde Verlauf dieser Krankheit in den meisten Fällen alle Versuche zur Rettung und selbst das Herbeischaffen des häufig ziemlich entfernt wohnenden Arztes ausschließt, so wird doch mit großer Bestimmtheit behauptet, daß grade das perniciöse Fieber fast stets auf eine gänzliche Erschöpfung des Körpers und insofern auf eine gewisse Unachtsamkeit und Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Gesundheit zurückgeführt werden könne. Wer in ausreichendem Maße für sich zu sorgen versteht und wer, wenn er die Symptome einer tiefgreifenden Erschöpfung wahrnimmt, die Heimreise antritt, wird nach Ansicht der erfahrenern Küstenbewohner nicht so leicht vom perniciösen Fieber befallen werden. Nur wenige Leute sterben im Fieber selbst, aber man nimmt an, daß, wenn die starken Blutausscheidungen (durch den dunkeln und bisweilen kohlschwarzen Harn) nicht binnen 36 Stunden aufhören, der Kranke wegen der alsdann eintretenden Schwäche verloren sei. Von einem Arzte der belgischen Association Internationale Africaine ist die von allen andern westafricanischen Aerzten zurückgewiesene Behauptung aufgestellt worden, daß diese schwerste und zum Glück nicht sehr häufige Form des africanischen Fiebers ansteckend sei.



Junge Mädchen aus dem Togoland
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Demjenigen, der noch kein Fieber kennen gelernt hat, erscheinen selbst die gewöhnlichen und ganz ungefährlichen Anfälle weit schlimmer, als sie es thatsächlich sind. Ich selbst hatte ungestraft so ziemlich alle gefährlichsten Fiebergegenden der Erde besucht. Westafrica lehrte mich zum ersten Mal die entsetzlich demoralisirende und entmutigende Wirkung wiederholter Fieberanfälle kennen, die ich in dieser Hinsicht, d. h. weil sie alles trübe erscheinen lassen und rosa in grau verwandeln, eine Seekrankheit in dritter Potenz nennen möchte.

Eine der auffälligsten Wirkungen des Klimas besteht darin, daß beinahe jeder Weiße, der sich für längere Zeit an dieser Küste aufhält, in größerm oder geringerm Maße blutarm wird. Anfänglich wundert man sich, Leute, die von Gesundheit zu strotzen scheinen, über Blutmangel klagen zu hören. Später findet man heraus, daß die blühende Gesichtsfarbe bloß vom Sonnenbrand und die Körperfülle vielfach von ungesunden Fettablagerungen herrührt.

Von den vielen Hautkrankheiten sind die durch übermäßige Hautthätigkeit, etwanige und in diesem Klima sehr schwer heilende Verletzungen der Haut und schlechte Beschaffenheit des Blutes entstehenden Geschwüre, an denen beinahe jeder weiße Westafricaner leidet, nicht ansteckend. Die Beine mancher an dieser Küste lebenden Europäer sind von den dunkeln Flecken, welche derartige Geschwüre auch nach der Heilung zurücklassen, so schwarz wie diejenigen der Neger. Leute, deren Blutarmut und Blutverderbnis einen sehr hohen Grad erreicht hat, bekommen durch Hemmung des Blutumlaufs und durch Ausschwitzungen in die Gewebe geschwollene Beine, und wenn sie mit dem Finger auf das Fleisch drücken, verschwindet die Höhlung erst nach längerer Zeit. Es heißt, daß nach dem Auftreten solcher Symptome eine baldige Rückkehr nach Europa geboten sei. Unter den Kru-Jungen ist das Anschwellen der Beine durch Wassergüsse eine sehr häufige und fast immer tödlich verlaufende Krankheit. Manche Factoreien haben durch dieses Leiden binnen wenigen Wochen die Hälfte ihrer Kru-Leute verloren.

Aeußerst ansteckend ist die „Krokro" genannte und mit unserer Krätze verwandte Hautkrankheit, an der sehr viele Neger und auch viele Europäer leiden. Es hält schwer, sich gegen Ansteckung zu schützen, da man sich so sehr häufig auf dem Nacken oder in den

Armen nackter Neger aus einem Boote an Land tragen lassen muß. Die Aussicht, daß einem eine solche Hautkrankheit mitgeteilt werden könnte, erscheint nicht sehr erfreulich. Ich selbst habe, wo mir in seltenen Fällen ein eigenes Bett und ein eigenes Zimmer zur Verfügung stand, fast stets die Betttücher bis zum folgenden Morgen mit den von mir mitgebrachten vertauscht. Meistens war, da ich auf einem Feldbett schlief, solche Vorsorge unnötig, und thatsächlich bin ich einer der wenigen Reisenden, die bei längerm Aufenthalt an dieser Küste von jeder Hautkrankheit verschont geblieben sind. Reinlichkeit und gute Ernährung spielen jedenfalls, wenn man sich bei guter Gesundheit erhalten will, eine hervorragende Rolle. Als Arznei gegen Krokro werden Schwefeleinreibungen oder Peru-Balsam empfohlen; doch versichern alle Kranken, daß diese Mittel nicht immer wirksam seien. Mehrfach sollen von der westafricanischen Küste kommende Seeleute den als geheilt betrachteten Krokro-Ausschlag auf ihre in Hamburg oder Bremen lebenden Frauen übertragen haben. Die Heilung ist in Europa besonders schwierig, weil sich nur wenig Aerzte auf tropische Krankheiten verstehen. Sehr häufig ist auch der „roter Hund" genannte Hautausschlag, der, so lange er andauert, als ein Anzeichen für vollkommene Fieberfreiheit gilt. Es scheint eben, als ob die in den Körper aufgenommenen Krankheitskeime auf die eine oder andere Art zur Geltung gelangen müßten. Minder häufig sind die sonstigen Formen von Hautausschlag, so z. B. jene „Ringwurm" genannte Krankheit, die von einer winzigen Milbe herrühren soll.

Betreffs sonstiger Krankheitsformen wäre zu erwähnen, daß alte Küstenbewohner, vielleicht infolge des starken Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, sehr oft Rheumatismus bekommen. Die Feuchtigkeit der Luft ist in Westafrica eine derartige, daß alles und jedes leichter dem Verderben ausgesetzt ist als in unserm trocknern Klima. Kleider und Stiefel verschimmeln, Handschuhe bekommen Flecken, Photographieen verblassen, Cigarren verlieren ihr Aroma und manche Menschen, namentlich auch weibliche, vergilben mit erschreckender Geschwindigkeit. Zum Entgelt für so viele Nachteile ist Westafrica grade von jenen Krankheiten, die in Europa die größten Verheerungen anrichten, fast gänzlich frei. Tuberculose beispielsweise scheint, falls sie nicht schon von Hause aus mitgebracht wurde, bei den in Westafrica lebenden Europäern kaum

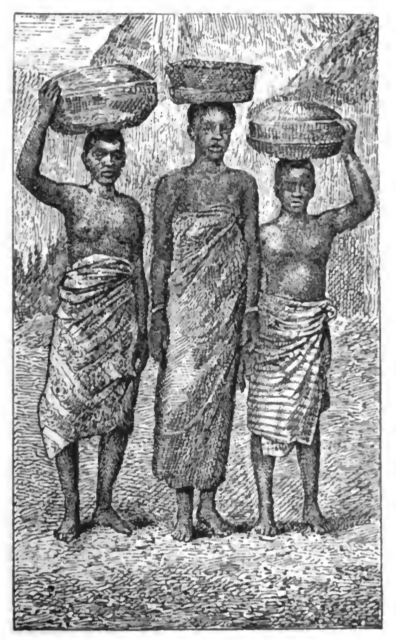
vorzukommen. Lungenentzündungen sind dagegen diejenige Krankheit, der das zeitweilige scharenweise Hinwegsterben der Schwarzen und namentlich der Kru-Leute in den meisten Fällen zugeschrieben werden muß. Von einem Trupp von 13 Kru-Leuten habe ich in einer Woche 6 an Lungenentzündung erkranken und sterben sehen. Im höchsten Grade seltsam ist es, daß ein Land, wo jedermann über kurz oder lang vom Fieber befallen wird, noch niemals (von einer einzigen, auf engen Raum beschränkten Ausnahme abgesehen) eine Gelbfieber-, Cholera-, Pest- oder sonstige Epidemie kennen gelernt hat. Wenn Westafrica wegen seines Fiebers ein ungesundes Land genannt zu werden pflegt, so hätte man auf Grund obiger Thatsache ganz genau dasselbe Recht, es ein äußerst gesundes Land zu nennen. Die einzige Ausnahme, die betreffs der Freiheit von Epidemieen bekannt geworden ist, bezieht sich auf Westafricas nördlichstes Gebiet, nämlich die französische Colonie Senegambien, wohin einmal vermittelst der französischen Postdampfer von Brasilien aus das gelbe Fieber verschleppt worden ist. Unter den ansteckenden Krankheiten sind Diphtherie und Pocken die verbreitetsten; letztere übertragen sich jedoch nicht von Schwarzen auf Weiße oder umgekehrt.

Die schlimmste Seite des westafricanischen Klimas besteht darin, daß bei längerm Aufenthalt niemand, buchstäblich niemand gänzlich vom Fieber verschont bleibt. Dies schließt nicht aus, daß Leute, welche sich an das Klima gewöhnt haben, ab und zu mehrere Jahre lang gar nicht vom Fieber geplagt werden. Die häufig gehörte Behauptung, als ob schwächliche Leute das Klima besser vertrügen als kräftige, ist durchaus irrig; schlanke Leute mit guten und gesunden Organen haben allerdings vor wohlbeleibten einen großen Vorzug. Wie schon vorher erwähnt, erkranken auch die Neger am Fieber, aber man hört nicht viel davon, woraus ich schließe, daß sie das Fieber leichter als andere Krankheiten verwinden. Desgleichen ertragen die mit schwarzem Blut durchkreuzten Portugiesen das Klima, dem auch sie ihren Tribut zollen, um eine Kleinigkeit leichter als Nord-Europäer. Im übrigen scheint es mir, als ob von den europäischen Nationen die Deutschen, Schweden und Niederländer das westafricanische Klima am besten vertrügen, und zwar deshalb, weil sie am zähesten und am kräftigsten sind. Die Franzosen sind an dieser Küste vielfach durch schwächliche und blutleere Individuen vertreten, die, wenn einmal

ein schlimmer Fieberanfall kommt, ihm keinen Widerstand entgegenzustellen vermögen. Und unter den Engländern, die von Hause aus recht kräftig sind, gibt es allzu viel Unmäßigkeit.

Ueberall hörte ich die Thatsache bestätigen, daß auf den nach Europa fahrenden Schiffen weit mehr Krankheitsfälle vorkommen, als irgendwo an der Küste. Nahezu alle Passagiere auf den heimwärts fahrenden Dampfern sind Leute, die lange in Westafrica gelebt haben und die nun, sei es aus Gesundheitsrücksichten, sei es, weil ihre Contracte abgelaufen sind, die Heimat wiedersehen wollen. Nun erkranken aber merkwürdigerweise nicht bloß diejenigen, die sich schon in Africa unwohl befunden hatten, sondern auch ein auffallend hoher Procentsatz von jenen, die das africanische Klima mit Leichtigkeit ertrugen. Es scheint, als ob schon der erste Hauch einer gesundern Luft und einer gesundern Lebensweise genüge, um die seit langer Zeit im Körper aufgespeicherten Krankheitskeime zum Ausbruch zu bringen. Einem ähnlichen Grunde entspringt die oft festgestellte Thatsache, daß aus dem Innern kommende Leute erkranken, sobald sie nach Vivi gelangen, und daß Leute, die lange in Vivi gelebt haben, Fieber bekommen, sobald sie die Küste besuchen. Eine ähnliche Erfahrung habe ich an mir selbst gemacht. Monate lang habe ich mich unter den größten Strapazen bei elender Kost und in elenden Hütten gesund erhalten, aber als ich dann nach Gabun kommend mir etwas Ruhe und Comfort gönnen zu dürfen glaubte, brach plötzlich das Fieber aus, das gewiß schon lange in meinem Körper geschlummert hatte. Es scheint, als ob, so lange die bei Strapazen gewöhnliche Aufregung der Nerven und die außergewöhnliche Anspannung aller Kräfte andauert, das Fieber nicht zum Ausbruch gelangen könnte.

Die meisten Haustiere, wie z. B. Pferde, Rindvieh, Maultiere, Esel, Hunde, leiden unter dem westafricanischen Klima ebensogut wie der weiße Mensch. Hunde beispielsweise zeigen alle Symptome, wie sie bei leichtern und schwerern Fieberfällen am Menschen beobachtet werden. Uebrigens herrscht insofern eine große Verschiedenheit, als einige Hunderassen das africanische Küstenklima gar nicht und andere dasselbe recht gut vertragen können. Einige wenige Haustiere, besonders Katzen und Schweine, die ja auch im Gegensatz zu den übrigen Haustieren nicht seekrank werden, scheinen, wenn man sie von Europa nach Africa bringt, den Wechsel des Klimas kaum zu merken. Kamele kommen in ganz



Lebensmittel tragende Mädchen (Togoland)
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Westafrica bloß an einigen Puncten Senegambiens bis zur Küste herunter. Außer dem Kamel, welches ja leider auf die Wüstengegenden beschränkt ist und von allen Haustieren am wenigsten das feuchte Küstenklima vertragen könnte, besitzt Africa kein heimisches Lasttier, welches den Menschen als Lastträger ersetzen könnte. Lasttiere, wie bei uns Pferde, Ochsen, Maultiere und Esel, gibt es in Westafrica nicht; das einzige Lasttier und das einzige Transportmittel ist der Mensch selbst. Warum man nirgendwo Pferde, Ochsen, Maultiere und Esel in größerer Anzahl unterhält (in kleinerer Anzahl gibt es deren an mehrern Küstenplätzen), dürfte schwer zu sagen sein. Es scheint aber, als ob alle die genannten Haustiere unter dem feuchten, ungesunden Küstenklima wenigstens ebensosehr wie der weiße Mensch, und fast noch mehr als dieser, litten. Und während der weiße Mensch allerlei Mittel besitzt, um die Unbilden des Klimas erträglicher zu machen, entbehren die Haustiere der grade hier doppelt notwendigen Pflege. Während an der Küste des Togo-Gebiets Pferde bloß mit Mühe am Leben erhalten werden, gibt es deren weiter landeinwärts in Sallaga und Atakpame, wo das Klima trockner ist, in großer Anzahl. Auch in Insel-Indien, wo das Klima ebenso feucht ist wie in Westafrica, werden große europäische Pferde sich nie heimisch fühlen. Aber sie bleiben am Leben, weil man ihnen eine vortreffliche Pflege angedeihen läßt.

Mit den vielen Erkrankungen und Todesfällen unter den in Westafrica lebenden Europäern hat die vielfach sehr schlechte und ungenügende Ernährung mehr zu schaffen, als meistens angenommen wird. Wie schon vorher erwähnt, wird beinahe jedermann, der längere Zeit in Westafrica gelebt hat, blutarm, was teils dem Klima, teils der ungenügenden Kost und namentlich dem Mangel an gutem, frischem Fleisch zugeschrieben werden muß. Die Blutarmut ist dann der Boden, auf dem die schweren, mit unheimlicher Schnelligkeit zum Tode führenden Fieber gedeihen. Unter allen zum Fernhalten des Fiebers empfohlenen Vorsichtsmaßregeln dürfte keine so sehr zu beherzigen sein als der Rat, so gute, so nahrhafte und so wohlschmeckende Kost als nur irgend möglich zu sich zu nehmen und durch gute Verdauung, guten Schlaf und heitere Stimmung dafür zu sorgen, daß das Blut nicht verarmt und die Kräfte nicht verfallen. Gutes frisches Beefsteak, wenn es in Africa überhaupt zu haben wäre, würde sich als Präventiv-

mittel wahrscheinlich wirksamer erweisen als Chinin und Arsenik. Während man in Europa leicht geneigt ist, zu glauben, daß die Kunst, allerhand Lebensmitteln eine dauerhafte Form zu geben, gradezu unübertreffliches leiste, gelangt man in Westafrica zu der Ansicht, daß sich die Fabrication von Conserven doch noch in der Kindheit befinde. Die Gemüse kann man sich allenfalls gefallen lassen, aber das Fleisch, welches man den Zinnbüchsen entnimmt, hat mit Ausnahme von Corned Beef und Zungen, denen aber wieder andere Mängel anhaften, jeden Wohlgeschmack in dem Grade verloren, daß alle Fleischarten im Grunde genommen denselben faden und wenig ermunternden Geschmack haben.

Chinin wird in Westafrica bisweilen in Dosen genommen, die man in Europa für durchaus schädlich halten würde. Aber bei den alten Küstenbewohnern, die seit Jahren Chinin geschluckt haben, wie wir etwa Pfeffer oder Salz, hat das Arzneimittel eine ganz andere und viel schwächere Wirkung als bei frischen und unverdorbenen Naturen. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Hinsicht mit dem Chinin, das für jeden Europäer, der in Westafrica leben soll, eine Notwendigkeit, eine Lebensfrage ist, mannigfach Unfug getrieben wird. Von den Angestellten der Association Internationale Africaine, aber auch bloß von diesen, habe ich an Stelle des Chinins Arsenik in täglichen Dosen nehmen sehen.

So schlimm die Schilderungen des Fiebers und seiner Verwüstungen klingen mögen, so ist doch im großen und ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrica und seinem Klima teils übertrieben, teils gänzlich unbegründet. Das beste Beispiel dafür, daß die Fieberkeime bei vernünftiger Lebensweise das Leben nicht abzukürzen brauchen, liefert der seit 33 Jahren in Westafrica lebende Bischof von Gabun. Sein Vorgänger ist sogar 90 Jahre alt geworden.



Des früheren (verstorbenen) König Acqua Tochter
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Capitel X.

Zur ältern Geschichte von Kamerun.

(Ende des 15. Jahrhunderts von Portugiesen entdeckt. — Die Völkerstämme der Amboser und Kalbanger. — Die Einwanderung der Dualla. — Wahrscheinlich sind die Bakwiri noch später gekommen. — Geschichtliche Ueberlieferungen der Dualla. — Das Verwandtschaftsverhältnis zu andern africanischen Stämmen. — Ende des Sklavenhandels. — Die Besuche englischer Kriegsschiffe. — Deutsche und englische Annexionen.)

Kamerun wurde zu Ende des 15. Jahrhunderts von Portugiesen entdeckt, die das Kamerun-Gebirge nach einem hier wohnenden Volksstamm das „Hochland der Amboser oder Ambozer“ tauften. Den Namen dieses Volkes trägt noch heute die Ambas-Bucht. Das südlich vom Gebirge sich erstreckende Flußgebiet soll nach den dort sehr häufigen Garneelen (portugiesisch camarao) benannt worden sein. In ältern Reisewerken wird oft von den „Kallabaren“ und „Kamaronen“ gesprochen. Die zwischen dem Kamerun-Gebirge und dem Rio del Rey wohnenden Eingebornen werden Kalbanger genannt.

Ob schon damals Bakwiri im Kamerun-Gebirge gelebt haben, erscheint ziemlich zweifelhaft und daß die Dualla schon damals das Flußgebiet von Kamerun besessen hätten, kann mit ziemlicher Bestimmtheit geleugnet werden. Aber wahrscheinlich waren die damaligen Bewohner stammverwandt mit den heutigen Bewohnern. Und danach zu urteilen, daß sich heutigen Tages bei den südlichern Gruppen des Kamerun-Volkes, also bei den Bapuko, Banoko, Kumbe, Mbinga u. s. w., allerlei der portugiesischen

Sprache entlehnte Worte vorfinden, die im Dualla- und Bakwiri-Idiom fehlen, möchte ich annehmen, daß die ältern Bewohner des Kamerun-Gebirges und des Flußgebietes von Kamerun südwärts gedrängt worden seien.

Die Entwicklung Westafricas ist in verschiedenen Gegenden eine sehr verschiedene gewesen. Während Senegambien, ein Teil der liberianischen Küste, Sierra Leone, die Goldküste, der Seestrand von Dahome, die Mündung des Congo und die heutigen portugiesischen Provinzen schon im 16. und 17. Jahrhundert sehr gut bekannt waren und zahlreiche Factoreien zählten, sind erst 1880 und 1881 an der bis dahin völlig unbekannten Küste des Togo-Landes die ersten Factoreien angelegt worden. Die Küste des Mahin-Gebiets ist erst 1885 von Dr. Nachtigal erforscht worden und manche nicht ganz kleine Küstenstrecken sind noch heute so unbekannt, daß man nicht einmal weiß, welche Flüsse dort münden.

Obwohl Kamerun, wie gesagt, schon Ende des 15. Jahrhunderts entdeckt wurde, so scheint sich der Sklavenhandel größern Stils doch erst zu Ende des 17. Jahrhunderts namentlich von Dahome aus hierhin verpflanzt zu haben. Aber trotzdem ab und zu englische, holländische, französische oder portugiesische Schiffe hier einliefen, so erfuhren sie dennoch so wenig von diesem Lande, daß wir aus europäischen Quellen gar keinen Anhaltspunct dafür besitzen, wann denn eigentlich die Dualla in das Flußgebiet von Kamerun eingewandert sind. Nur so viel läßt sich behaupten, daß dies geschehen sein muß, als bereits England die Portugiesen in der Meeresherrschaft abgelöst hatte. Denn alle westafricanischen Stämme, die schon zur Zeit der höchsten Machtentfaltung Portugals die Seeküste bewohnten, verraten durch die in ihre Sprache aufgenommenen Worte, durch die Titel ihrer Häuptlinge sowie durch allerlei Eigentümlichkeiten den portugiesischen Einfluß, während die Dualla im Gegensatz zu ihren südlichern Stammesgenossen unzweifelhaft fast einzig und allein mit Engländern sowie neuerdings mit Deutschen in Berührung gekommen sind. Namentlich auch sind die Sitten der Dualla in mancher Hinsicht ursprünglicher und abstoßender als diejenigen der während mehrerer Jahrhunderte von den Portugiesen geschulten Völkerschaften.

Die englischen Missionen berichten nach dem wenigen, was

die Dualla an Ueberlieferungen besitzen, daß das Volk früher unter einem Häuptling namens Mbeli am Nordwest-Abhang des Kamerun-Gebirges gewohnt habe. Von den zwei Söhnen Mbelis, die Koli a Mbeli und Dualla da Mbeli hießen, sei der letztere ausgewandert und durch die Bezirke der heutigen Ortschaften Victoria und Bimbia ins Flußgebiet von Kamerun gelangt, wo damals die (jetzt zum rechten Ufer des Lungasi verdrängten) Bassa-Leute gewohnt hätten. Als Häuptlinge der Dualla werden in aufsteigender Linie Ngando, Kwae, Kua, Mapoka und Kua genannt, und zwar soll Ngando bereits im heutigen Dualla-Lande, Kua dagegen irgendwo zwischen Bimbia und der Mündung des Kamerun-Flusses geboren worden sein. Ngando soll 1845, als man die Dualla zum erstenmal auszufragen begann, ungefähr 80 Jahre alt gewesen sein, und daraus schließt man, daß sein Vater Kwae frühestens um das Jahr 1735 geboren worden sein könne. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind daher die Dualla allerfrühestens gegen Ende des 17. Jahrhunderts in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert. Ein großer Teil der Mangrove-Inseln soll damals festes Land gewesen und der Kamerun-Fluß, den man sogar an einer Furt habe durchwaten können (?), soll viel weniger breit gewesen sein als heute. Die Dörfer der Bassa hätten nicht so dicht am Flusse gelegen wie die heutigen Dörfer und auch die Dualla hätten sich in dem Grade, wie der Handel zunahm, immer mehr zum Flusse hingezogen.

Vorgeschobene und versprengte Teile der Dualla scheinen untermischt mit den andern verwandten Stämmen bis über den Lungasi-Fluß hinaus und bis zum Oberlauf des Moanja-Flusses zu leben. Während des ganzen vorigen und auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sind die Dualla wegen ihrer Wildheit und der Roheit ihrer Sitten berüchtigte Sklavenhändler gewesen. Sie teilen diese Eigentümlichkeit mit den Bewohnern von Alt-Calabar, aber ob man hieraus und aus dem Umstande, daß manche Namen des Dualla-Landes und Dualla-Volks auch in Alt-Calabar wiederkehren, schließen konnte, daß die Dualla etwa von Alt-Calabar ausgewandert seien, erscheint mir denn doch mehr als zweifelhaft. Alle an die Dualla angrenzenden Stämme sind in Bezug auf Sprache und Sitten so nahe mit diesen verwandt, daß sich die Geschicke und Wanderungen jedes einzelnen Stammes nur sehr schwer feststellen lassen. Die Idiome der Bambuku, Bakwiri,

Mungo, Balung, Dualla, Wuri, Bakoko, Edea, Bapuko, Banoko, Kumbe und Mbinga sind thatsächlich bloß mehr oder minder verschiedene Dialekte einer und derselben Sprache. Ein klein wenig größere Abweichungen zeigen die Bakundu-, Bassa- und namentlich die Abo-Idiome. Aber selbst die Sprache des Fan- oder Mpangwe-Volks, das langsam aus dem Innern vordringend bei Gabun bereits die Küste erreicht hat, während im südlichen Kamerun-Gebiet bloß erst einzelne Individuen und kleine Trupps zum Meere herunterkommen, selbst die Sprache dieses angeblichen Kannibalenvolks ist vom Dualla nicht sehr viel verschiedener, als das Holländische vom Deutschen. Dem Marquis de Compiègne folgend haben manche Schriftsteller die Fan mit den nach Prof. Schweinfurth in einem Teile von Inner-Africa wohnenden Kannibalenvölkern in Verbindung gebracht. Aber meines Erachtens mit Unrecht. Denn der Unterschied zwischen der körperlichen Erscheinung der Fan und anderer Völker dieser Gegenden, auf den man sich beruft, ist nach meinen Beobachtungen nicht vorhanden. Außer den Dualla, den Fan und den vorstehend aufgezählten kleinern Völkerschaften sprechen auch noch die am mittlern Ogowe wohnenden Bakelle einen ganz nahe verwandten Dialekt, und ebenso wie die Fan unzweifelhaft erst in diesem Jahrhundert aus dem Innern zur Küste vorgedrungen sind, ebenso erscheint es ziemlich wahrscheinlich, daß auch die Dualla vor dem Ende des 17. Jahrhunderts das Meer noch nicht gesehen haben. Vielleicht sind die so sehr nahe mit ihnen verwandten Bapuko, Banoko, Kumbe und Mbinga ihre Vorläufer gewesen und diese könnten denn auch schon eine geraume Zeit vorher an der Küste gesessen haben. Daß dagegen die Bakwiri Vorläufer der Dualla gewesen seien, möchte ich in Anbetracht ihrer noch heutigen Tages sehr rohen, ursprünglichen und von europäischem Einfluß fast gar nicht beleckten Sitten bezweifeln. Wahrscheinlich sind die Bakwiri mit den Dualla oder sogar erst nach ihnen zu ihren heutigen Wohnsitzen im Gebirge gelangt.

Alle Bantu-Sprachen sind verhältnismäßig nahe miteinander verwandt, sodaß z. B. die südöstlichste Bantu-Sprache (das Idiom der Zulu-Kaffern) von der nordwestlichsten (dem Dualla-, Bakwiri- und Bambuku-Idiom) kaum sehr viel verschiedener ist, als das Englische vom Deutschen. Aber innerhalb dieses großen Kreises der Bantu-Sprachen gibt es viele Unter-Abteilungen, von

denen z. B. eine das Dualla u. s. w., das Fan und das Bakelle umfaßt. Und diese Unter-Abteilung zerfällt wieder in mehrere Gruppen, unter denen die Gruppe der Kamerun-Sprachen den Bombuku-, Bakwiri-, Mungo-, Balung-, Bakundu-, Bombare-, Abo-, Wuri-, Budiman-, Dualla-, Bassa-, Edea-, Bakoko-, Bapuko-, Banoko-, Kumbe- und Mbinga-Dialekt in sich schließt. Südlich vom südlichsten Dialekt der Kamerun-Sprache (dem Mbinga- oder Corisco-Idiom) finden wir die Mpongwe-Sprache (nicht zu verwechseln mit Mpangwe), die den am Congo gesprochenen Mundarten sehr viel näher steht als dem Dualla. Nordwestlich von dem nordwestlichsten Dialekt der Kamerun-Sprache (dem Bombuku-Idiom) stoßen wir auf das Efik von Alt-Calabar, welches schon nicht mehr zu dem großen Kreise der Bantu-Sprachen gehört und auch bloß in einigen wenigen Kleinigkeiten eine ganz leise Verwandtschaft mit den benachbarten Dialekten der Kamerun-Sprache aufweist.

Im Jahre 1826 ist die Ambas-Bucht von dem britischen Capitän Owen vermessen worden. Am 7. Mai 1841 wurden von den Engländern Verträge mit den damaligen Königen Bell und Acqua (Vorgänger der jetzigen Könige) abgeschlossen, wonach kein Sklavenhandel mehr getrieben und kein Sklavenschiff mehr zugelassen werden sollte. Jeder der beiden Könige sollte für dieses Zugeständnis, welches durchaus nicht streng befolgt worden ist, 5 Jahre lang alljährlich 60 Musketen, 100 Stücke Zeug, 2 Faß Pulver, 2 Puncheons (ein großes englisches Maß) Rum, 1 Scharlachrock mit Epauletten und 1 Säbel erhalten. 1855 sind wegen irgend eines Vergehens mehrere Dörfer auf den in der Ambas-Bucht gelegenen Bubia-Felsen von dem englischen Kriegsschiff Antilope in Brand gesteckt worden. Am 14. Januar 1856 wurde zuerst eine Court of equity eingesetzt und das betreffende Actenstück von König Bell, Prisso Bell, Joss, Jim Quaan, John Acqua, König Acqua, Charley Dido, Ned Dido, First Tom Dido und Dido Acqua unterzeichnet. 1858 folgte die Gründung der Baptisten-Mission in Victoria. 1868, in demselben Jahre, als wegen Feindseligkeit der Eingebornen eine bei John Acqua Town errichtete Missionsstation der Baptisten aufgegeben werden mußte, hat die Firma C. Woermann ihre Geschäftsthätigkeit am Kamerun-Fluß begonnen. Schon 1874 hatte diese deutsche Firma eine solche Bedeutung erlangt, daß ihr

Vertreter (allerdings erfolglos) bei der Reichsregierung um Einsetzung eines deutschen Consuls einkommen konnte. Im folgenden Jahre (1875) haben denn auch die Herren Jantzen und Thormählen, die beide früher Angestellte des Woermannschen Hauses gewesen waren, eine ausgedehnte Geschäftsverbindung mit Kamerun begonnen. Die Engländer thaten inzwischen alles mögliche, um durch gelegentliche Besuche englischer Kriegsschiffe die Eingebornen ihrem Einfluß zu unterwerfen. Im März 1876 erschien ein englischer Viceconsul mit dem Kanonenboot Ariel, um von König Bells Stadt eine Geldbuße einzufordern. Am 23. Januar 1878 langte auf einem Postdampfer der englische Viceconsul an, um einem Deutschen einen Eid abzunehmen. Mitte Novembers 1878 kam Consul Hopkins mit dem Kanonenboot Pioneer, ließ zwei Schwarze wegen Fälschungen durchpeitschen und verhängte über die Hickory-Leute eine Buße von 179 Krus, die niemals gezahlt worden ist. Den 16. und 17. März 1880 hielt sich der Commander Richards mit den zwei Kanonenbooten Forester und Firebrand im Kamerun-Fluß auf und fragte im Vorbeigehen die Kaufleute, ob sie etwas davon erfahren hätten, daß die Eingebornen vor längerer Zeit um Einverleibung durch England gebeten haben sollten. Die Kaufleute erwiderten, daß sie nichts davon wüßten. Nach Batanga weiterfahrend, wo ein englisches Schiff Händel bekommen hatte, verloren die Engländer zwei Mann. Zu Anfang Decembers 1882 langte Consul Hewett auf dem englischen Kanonenboot Pioneer an und ließ wegen Fälschungen einen Mann durchpeitschen, der jetzt Missionar und einer der Stützen und Grundpfeiler der Baptistenkirche ist. Vom 22. März bis zum 8. April 1883 weilte Consul Hewett abermals in Kamerun. Von Annexionsplänen war nicht die Rede, dagegen erklärten die englischen Firmen den von Hewett zu machenden Vorschlag, daß ständig ein englisches Kanonenboot im Kamerun-Fluß stationirt werde, dadurch, daß sie einen Teil der Kosten übernähmen, unterstützen zu wollen. Da dem Hause C. Woermann durch Acquas Leute der Handel abgeschnitten worden war, so machte Consul Hewett mit Herrn Schmidt, um die Verhältnisse kennen zu lernen, eine Reise nach Abo und Wuri und veranlaßte, daß mit den Königen Bell und Acqua behufs Aufrechterhaltung des Friedens am Kamerun-Fluß ein Vertrag abgeschlossen wurde. Auch wurde die seit längern Jahren selig entschlafene Court of equity wieder eingesetzt und



Zwei Söhne und eine Tochter des verstorbenen Königs Acqua
(nach eigner Photographie des Verfassers).

ein hierauf bezügliches Schriftstück am 29. März 1885 auch von König Bell und König Acqua unterzeichnet. Vom April 1883 bis zum März 1884 hat sich kein englisches Kriegsschiff am Kamerun-Fluß gezeigt. Den 7. und 8. März 1884 verweilte dort auf dem Kanonenboot Alekto anlangend und anscheinend ohne besondern Zweck der englische Contre-Admiral Salmon.

Am 27. April 1884 hatte Fürst Bismarck mit Herrn Karl Woermann eine auf Kamerun bezügliche Unterredung und am 1. Juni schiffte sich zu Gibraltar der deutsche Generalconsul Dr. Nachtigal an Bord Sr. M. Kanonenboot Möwe ein, um einen ausgiebigern Schutz der deutschen Interessen in Westafrica anzubahnen. Vom 16. bis zum 24. Juni verweilte Dr. Nachtigal bei den Los-Inseln und im Dubreka-Gebiet (am 23. Juni hielt Fürst Bismarck seine berühmte Rede in der Budget-Commission), hißte am 5. Juli die deutsche Flagge in Bagida (Togo-Land), am 6. in Lome und am 14., nachdem bereits teils von C. Woermann und Jantzen u. Thormählen gemeinschaftlich, teils von C. Woermann allein eine Anzahl Verträge abgeschlossen worden waren, in den drei am linken Ufer des Kamerun-Flusses gelegenen Ortschaften: König Bells Stadt, König Acquas Stadt und Dido-Stadt. Am 19. Juli 1884, als die deutsche Flagge bereits gehißt war, kam Consul Hewett auf dem Kanonenboot Flirt, angeblich bloß mit dem Zweck, den König Bell zu besuchen. Am 25. Juli erkundigte sich der französische Aviso Dumont d'Urville nach der Möwe. Aber weiter fahrend hißte Dr. Nachtigal die deutsche Flagge am 21. Juli in Bimbia, am 23. in Klein-Batanga, am 24. in Plantation und Criby, am 26. in Batta, am 30. am Campo-Fluß, am 2. August am Benito-Fluß und besuchte vom 6. bis zum 9. August die zwischen Cap St. John und dem Benito-Fluß gelegenen Gebietsteile, wo auch mit einigen Häuptlingen Verträge abgeschlossen wurden.

Vergebens versuchte Consul Hewett, in einem unter dem 5. August an den Bimbia-Häuptling Money gerichteten Schreiben den englischen Einfluß dort zur Geltung zu bringen. In Victoria wurde dagegen von Capitän Furlonger, dem Commandanten des Kanonenboots Forward, die englische Flagge gehißt, ferner wurde durch einen am 28. August abgeschlossenen Vertrag das von dem Polen S. P. Rogozinski erworbene Gebiet von Bota unter englischen Schutz gestellt, und es wurde mit Rogozinskis Hülfe

ein großer Teil der sich von Victoria bis zum Rio del Rey erstreckenden Küste für England festgelegt. Als am 31. August die Leipzig und die Möwe vor Victoria und am 2. September die Möwe allein vor Bibundi erschienen, war es zu spät: der Nordwest-Abhang des Kamerun-Gebirges war, mit Ausnahme einer kleinen Küstenstrecke, einstweilen für Deutschland verloren. Es ist noch nachzutragen, daß Generalconsul Dr. Nachtigal am 28. August in dem englisch gesinnten Orte Hickory-Town, am rechten Ufer des Kamerun-Flusses, die deutsche Flagge gehißt hatte.

Inzwischen bereiteten sich, während die englischen Kanonenboote Forward und Flirt den Kamerun-Fluß des öftern besuchten, Ereignisse vor, die gegen Ende des Jahres das bewaffnete Einschreiten der Deutschen veranlassen sollten. Wie ich bereits in frühern Capiteln erwähnt habe, steht jene sich auf etwa 26 000 Köpfe belaufende Gruppe von Händlern, die man gewöhnlich als Dualla-Volk bezeichnet, unter zwei in Bezug auf Rang und Einfluß alle übrigen überragenden Häuptlingen oder Kaufleuten. Es sind das König Bell und König Acqua. Eine unbeschränkte Herrschaft über den ihnen unterstehenden Teil des Dualla-Volks üben diese beiden keineswegs aus. Jede der zahlreichen Ortschaften, die sich am untern Lauf des Kamerun-Flusses dicht aneinander reihen, hat einen oder mehrere Häuptlinge, die in einem Lehnsverhältnis zu Bell oder zu Acqua stehen. Bloß über einen kleinen Bruchteil ihrer Leute herrschen König Bell und König Acqua ganz unmittelbar. Unter Bells Lehnsleuten ragte seit längerer Zeit einer, nämlich Lock Prisso, der erste Häuptling von Hickory-Town, ebenso sehr durch Macht und Ansehen hervor, wie Heinrich der Löwe zur Zeit Barbarossas. Ganz ähnlich war dem König Acqua gegenüber die Stellung Jim Equallas, des ersten Häuptlings von Dido Town, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer, ein ehrgeiziger Mann, offenkundig nach einer Unabhängigkeit strebte, die, durch besondere, nicht näher zu erörternde Verhältnisse gerechtfertigt, auch in den mit Deutschland abgeschlossenen Verträgen so halb und halb anerkannt worden ist.

Den ersten Anlaß zu Unruhen und Verwicklungen gab die unter Bells Lehnsleuten und deren Untergebenen auftauchende Vermutung, daß König Bell die aus der engern Verbindung mit den Deutschen sich ergebenden Vorteile für sich allein auszunutzen trachte. Als Bell sich in Handelsgeschäften zum Oberlauf des

Mungo-Flusses begeben hatte, kam es zu einem ursprünglich bloß gegen Bell und durchaus nicht gegen die Deutschen gerichteten Bündnis zwischen Hickory Town und den dicht neben König Bells Stadt gelegenen und ebenfalls dem König Bell unterstehenden Ortschaft Joss Town. Um sich beiderseitig in feierlichster Weise zu binden, wurde, wie das bei ähnlichen Gelegenheiten schon früher geschehen sein soll, eine Frau durch den Rauch von um sie herum angehäuften und angezündeten Bananenblättern erstickt und dann zu Asche verbrannt. In diese Asche tauchten alle Verschwornen einen Finger und führten die anklebende Masse zum Munde. König Acqua, um dessen Gunst sich beide Parteien bewarben, spielte eine mehr als zweideutige Rolle und nahm von den Joss-Leuten und den Hickory-Leuten je zwei Frauen als Geschenk an, während der charaktervollere Jim Equalla von Dido-Stadt die Annahme des auch ihm angebotenen Geschenks ablehnte.

Hätte Bell die Deutschen befehdet, so würde sich wahrscheinlich Lock Prisso für dieselben erklärt haben. So aber wurde Lock Prisso ein Feind der Deutschen. König Bell ließ nach und nach den größten Teil seiner Leute den Mungo-Fluß aufwärts zu sich stoßen. Die Verhältnisse spitzten sich zu, und es wäre schon bald zum Losschlagen gekommen, wenn nicht Bell als ruhiger und vernünftiger Mann alles mögliche gethan hätte, um dem vorzubeugen. Die Joss-Leute suchten ihm alle Zufuhren vom Flusse her abzuschneiden, aber Bell bezog Munition und sonstigen Kriegsbedarf durch jene schmalen, für Canoes befahrbaren Wasseradern, durch welche man vom Mungo nach der Küste von Bimbia und Victoria gelangen kann. Unter den Eingebornen des Kamerun-Flusses sind von je her kleine Kriege sehr häufig gewesen; aber daß man sich in zwei Lager spaltete, ein größeres deutschfreundliches und ein kleineres deutschfeindliches, das war denn doch durchaus neu. Eines Tages erschienen gegen 400 Bewaffnete in der Woermannschen Factorei zu Acqua-Stadt, sodaß die Factorei sich vor der beabsichtigten Plünderung bloß durch Loskauf zu retten vermochte. Am 15. December wurde König Bells Stadt von den Joss-Leuten niedergebrannt. Unter diesen Umständen waren Leben und Eigentum der Deutschen in höchstem Grade gefährdet und die Sehnsucht nach dem Erscheinen des längst erwarteten deutschen Geschwaders wuchs von Tag zu Tag.

Capitel XI.

Die kriegerischen Ereignisse im December 1884.

(Ankunft Sr. Maj. Schiffe „Bismarck“ und „Olga“. — Die Einnahme von Hickory-Stadt. — Die Erstürmung von Joss-Stadt. — Ermordung des Agenten Pantänius. — Weitere Entfaltung militärischer Machtmittel. — Weihnachten am Kamerun-Fluß. — Schwierigkeit der Kriegführung in solchem Buschlande. — Die Trümmerstätten. — Kühnheit der feindlichen Kriegscanoes. — Wie kommt man zum Friedensschluß mit den Geflüchteten? — Eine Unterredung mit dem englischen Consul.)

Am 17. December langte ich zu Fuß in Bimbia an; von dort sollte mich eine zu diesem Behuf herübergesandte Gig des Woermannschen Hauses nach König Acquas Stadt bringen. Ich wollte noch in der Nacht weiterfahren, aber die Kru-Ruderer weigerten sich, weil kürzlich ein Kru-Junge, der den in einen Streit verwickelten Engländer Hewert nach Dido-Stadt begleitet hatte, dort getötet worden war. Ich fuhr also am Morgen des 18. um $3^1/_2$ Uhr ab. Als wir uns der Mündung des Kamerun-Flusses näherten, wollten meine Leute bei einer Fischerhütte Essen kaufen. Wir ruderten darauf los. Plötzlich schrieen meine Leute, man ziele auf sie, und lagen eine Secunde später am Boden des Bootes schichtenweise übereinander platt auf dem Bauch. Thatsächlich standen am Ufer hinter den Bäumen mehrere Leute mit angeschlagenem Gewehr. Als ich mich aufrichtete und, den Revolver in der Hand, ans Land sprang, rufend, daß wir keine Feinde seien, nahmen diese Bewaffneten Reißaus. Erst mit großer Mühe veranlaßte ich sie zur Rückkehr, damit meine Leute Fische kaufen

könnten. Einige Stunden später behaupteten die Krus, deren Augen so scharf wie die der Vögel sind, daß mehrere Schiffe auf der Reede lägen. Wir kamen näher. Meine Krus erklärten, es seien deutsche Kriegsschiffe, und brachen instinctmäßig, ohne daß ich ihnen das befohlen hätte, in drei donnernde Hurras aus. Ich glaubte, daß man am Kamerun=Fluß längst über das Erscheinen des deutschen Geschwaders Bescheid gewußt hätte. Dem war nicht so. Man hatte die Schiffe gesehen, aber erst ich brachte die Gewißheit, daß es deutsche Kriegsschiffe seien.

Sofort wurde ein Bote an König Bell abgesandt, der das deutsche Geschwader fast noch sehnsüchtiger als die Deutschen selbst erwartete. Die Engländer zogen, als es bekannt wurde, daß die Schiffe deutsche seien, überall ihre Flaggen herunter. Am Kamerun=Fluß stehen sechs englische Firmen zwei großen deutschen gegenüber, ohne in ihrer Gesamtheit die Handelsbedeutung der beiden deutschen Häuser zu erreichen. Der am Kamerun=Fluß lebenden Deutschen mögen etwa 20, der Engländer, einschließlich der Mission, beinahe eben so viele sein.

Am Morgen des 19. erschien auf der Hulk von Jantzen und Thormählen bei Acquas Stadt der Flaggen=Lieutenant v. Holtzendorff, um im Namen des Admirals nähere Erkundigungen einzuziehen. Es wurde beschlossen, daß einige Deutsche auf der Dualla mit ihm zur Corvette Bismarck fahren sollten. Der Woermannsche Hauptagent Herr Schmidt und der Verfasser dieses Buches nahmen an dieser Fahrt teil und auch die so eben von Alt=Calabar zurückkehrenden Herren Dr. Buchner und Capitän Voß konnten noch an jener Beratung teilnehmen, welche an Bord des Bismarck beim Admiral abgehalten wurde. Mit gespanntester Aufmerksamkeit harrten Officiere und Mannschaften der Entscheidung. Auf die dringenden Vorstellungen der von König Acquas Stadt gekommenen Deutschen lautete die Entscheidung: „Ausschiffen und Landen von 330 Mann mit vier Geschützen.“ Die beiden deutschen Firmen stellten ihre Dampfer Fan und Dualla zur Verfügung und der Dienste des von den Engländern aufgehetzten schwarzen Lotsen glaubte man füglich entraten zu können. Die Lotsenfrage war früher für den Kamerun=Fluß eine der wichtigsten, aber seit die deutschen Kriegsschiffe den Fluß und seine Mündung vermessen und Bojen versenkt haben, können die Schiffe auch allenfalls ohne Lotsen die Einfahrt wagen. Die Nacht vom 19. auf den 20. verbrachten wir von

König Acquas Stadt gekommene Deutsche an Bord des Bismarck. Trotzdem das Leben und Treiben an Bord durch die vom Admiral getroffene Entscheidung in seinen Formen kaum beeinflußt wurde, so war doch eine allgemeine Erregung unverkennbar. Hier freudige, dort beinahe traurige Gesichter: der eine durfte an der morgigen Expedition teilnehmen, der andere nicht. Mit ähnlicher Geschwindigkeit sind, glaube ich, niemals an Bord des Bismarck von den Mannschaften Patronen gefettet, von den Officieren Karten und Situationspläne gezeichnet worden. Auch war sonst noch vieles zu erledigen und vorzubereiten: der eine probirte einen der mit weißem Schleier umgebenen Strohhüte, die hier zum erstenmal zur Verwendung gelangen sollten; der andere suchte „das Schwert, welches ich in der Schlacht zu tragen pflege“.

Die Abfahrt war ursprünglich für den 20. December morgens 6 Uhr festgesetzt. Da aber dem deutschen Kauffahrteischiff Dorothea, dessen Kohlen in Brand geraten waren, Hülfe geleistet werden mußte, so verzögerte sie sich bis 6 Uhr 40 Minuten. Der Dampfer Dualla sollte die Boote der Olga, der Dampfer Fan diejenigen des Bismarck schleppen. Der Verfasser begab sich, da die mitfahrenden Civilisten sich gleichmäßig verteilen sollten, an Bord der Dualla und hat dementsprechend unter den Olga-Leuten die Ereignisse des Tages mit durcherlebt. Die Officiere trugen weißes Beinkleid, weißen Rock, Kniestiefel, gelben Strohhut mit weißem Schleier, ferner Schleppsäbel, Revolver und Trinkflasche. Die Mannschaften trugen weiße Hose, weiße Arbeitsbluse, Kniestiefel, Strohhut mit Schleier, ferner Gewehr, Seitengewehr, eine Vorratstasche mit einer halben Tagesration Brot, einer Feldflasche mit schwarzem Kaffee und je 40 Patronen, während weitere 20 Patronen pro Mann als Reserve mitgenommen wurden.

Zuerst setzte die Dualla (ein Dampfer von 50 Tons) sich in Bewegung, aber später übernahm laut Befehl der Fan (100 Tonnen) die Führung. Die Dualla schleppte vier Boote von der Olga, nämlich die eins der Geschütze enthaltende Barcasse, zwei Kutter und eine Jolle. Das Landungscorps der Olga bestand aus 115 Mann, nämlich Matrosencompagnie 72, Artillerie 13, Pioniere 5, Krankenträger 5, Bootswache 13, Seecadetten 2 und Officiere 6. Die an der Expedition teilnehmenden Officiere waren: der erste Officier Capitän-Lieutenant Riedel, welcher das Landungscorps der Olga commandiren sollte, ferner Lieutenant zur See Höpner

(befehligte den 1. Zug), Unterlieutenant zur See v. Ernsthausen (Bootswache und Artillerie), Unterlieutenant zur See Hoffmann (der einen Kutter, von dem später die Rede sein wird, führen sollte), Seconde-Lieutenant vom Seebataillon v. Etzel (zweiter Zug), ferner Stabsarzt Dr. Fischer, Seecadett Langer (beim ersten Zug) und Seecadett Gotzheim (beim Stab).

Der Dampfer Fan schleppte von den Booten des Bismarck zwei Barcassen, eine Jolle, eine Dampfpinasse, zwei Kutter, ein Brandungsboot und eine Gig. Das Landungscorps des Bismarck bestand aus 216 Mann, nämlich Matrosen-Comgagnie in drei Zügen 136, Artillerie 27, Pioniere 8, Sanitätspersonal 10, Bootswache 30 und Stab 5. Commandant des Landungscorps beider Schiffe und mithin Leiter der ganzen Expedition war der Capitän des Bismarck, Capitän zur See Karcher. Von den übrigen Officieren des Bismarck nahmen an der Expedition teil: Lieutenant zur See Graf v. Moltke, Lt. z. S. Stiege, Lt. z. S. Schnars, Lt. z. S. Meyer II., Unterlieutenant z. S. Mießner (Bootswache), ferner die Unterlieutenants z. S. Scheer, Kölle, Meier III. und Bachmann (letzterer beim Stab als Adjutant des Commandanten), endlich Assistenzarzt Dr. Damann und auch der zum Stab des Admirals gehörige Flaggen-Lieutenant Lt. z. S. v. Holtzendorff.

Insgesamt zählte also das Landungscorps beider Schiffe 331 Officiere und Mannschaften. Die Artillerie bestand aus einer Revolverkanone und drei 8cm-Bronze-Geschützen, für welche Munition für je 62 Granat- und 10 Kartätsch-Schüsse mitgenommen wurde.

Mit solchen Dampfern wie „Fan" und „Dualla" gelangt man für gewöhnlich in zwei Stunden vom Ankerplatze unserer Kriegsschiffe bis nach König Bells Stadt und König Acquas Stadt. Mit den vielen Booten im Schlepptau benötigten wir aber beinahe drei Stunden, um diese Entfernung zurückzulegen. Auch mußten Capitän Voß, welcher die Dualla, und Herr Stein, welcher den Fan steuerte, die äußerste Vorsicht anwenden, weil es doch sehr unangenehm gewesen wäre, wenn wir grade bei dieser Gelegenheit auf eine Untiefe geraten wären. Als wir uns Joss-Stadt, dem Hauptsitze der Aufständischen, näherten, flatterte über dem Ort eine weiße Fahne, das Zeichen der Unterwerfung. Die Ereignisse, von denen der Leser des weitern hören wird, beweisen, daß das eitel Hinterlist und Verräterei war.

Der von Admiral Knorr ausgearbeitete Plan ging dahin, daß zunächst die am rechten Ufer des Kamerun-Flusses gelegene Hickory-Stadt behufs Abfangung des Häuptlings Lock Prisso umstellt werden sollte, indem die Bismarck-Leute im Nordosten, die Olga-Leute im Süden jener vorspringenden Landzunge, auf welcher Hickory-Stadt liegt, landeten. Nach geschehener Vereinigung sollte man alsdann flußabwärts zum gegenüberliegenden linken Ufer fahren und dort gemeinsam die Stadt des Häuptlings Elami Joss angreifen.

Joss-Stadt liegt südwestlich von der von den Aufständischen niedergebrannten Stadt König Bells und ist eigentlich bloß ein Teil derselben. Bei der Annäherung an König Bells Stadt und König Acquas Stadt bemerkten wir, daß alle englischen Hulks und alle am Lande gelegenen Gebäude der englischen Mission die englische, die deutschen Factoreien dagegen die deutsche Flagge aufgezogen hatten. Die von den Dampfern geschleppten Boote stellten, während über Jan und Dualla nach wie vor die schwarz-weiß-rote Fahne wehte, die deutsche Kriegsflagge auf. Da westlich von Hickory-Stadt ein kleiner Wasserarm, auf dem die Aufständischen hätten entfliehen können, in den Mungo-Creek mündet, so wurde ein Kutter der Olga unter dem Unterlieutenant zur See Hoffmann dorthin abgesandt. Ich will aber gleich hier erwähnen, daß Lieutenant Hoffmann nichts zu thun bekam, indem die Aufständischen, soweit sie nicht schon vorher die Stadt geräumt hatten, in nördlicher Richtung entflohen. Zwischen Hickory-Stadt und der flußaufwärts von König Acquas Stadt gelegenen Dido-Stadt herrschte reges Leben. Nicht nur schwammen dort Dutzende von Fischerbooten, sondern es verkehrten auch große, bunt angestrichene Kriegs-Canoes herüber und hinüber.

Kurz bevor wir selbst landeten, spielte sich vor unsern Augen eine aufregende Scene ab. Zwei große Canoes suchten dicht vor dem Jan von Hickory-Stadt nach Dido-Stadt herüberzukommen. Es wurden aber ein Kutter und die Dampfpinasse des Bismarck zur Verfolgung abgesandt. Die Schwarzen ruderten wie verzweifelt, sodaß ihre Canoes gleich Pfeilen dahinschossen. Ein paar blinde Schüsse vermochten nicht, sie zum Stillehalten zu bewegen. So schnitt also die Dampfpinasse dem einen Canoe den Weg ab. Die drei Insassen sprangen ins Wasser und schwammen, wie ich niemals vorher Menschen habe schwimmen sehen — etwa mit der



Ein Kamerun-Händler mit Frauen und Kindern
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Geschwindigkeit eines laufenden Pferdes. Erst nach geraumer Zeit wurden sie vom Kutter eingeholt und gefangen genommen. Die Dampfpinasse aber bohrte das andere Canoe in den Grund und fischte von seinen Insassen auf, wen man eben fassen konnte.

Um 9 Uhr 30 Minuten stieg ich mit den Officieren der Olga vom Dualla in die Boote, in denen bisher bloß die Mannschaften gesessen hatten. Um an Land zu gelangen, mußten wir noch ein klein wenig durchs Wasser waten. Rechts von uns lag Hickory-Stadt, aber da wir dieselbe umstellen sollten, so stieg ich mit Capitän-Lieutenant Riedel, den ersten Zug unter Seconde-Lieutenant v. Etzel begleitend, eine kleine buschbewachsene, südwestlich von Hickory-Stadt gelegene Anhöhe heran. Um 9 Uhr 40 Minuten fiel von unserer Seite der erste Schuß auf Neger, die ihre Gewehre schwingend zu entkommen suchten und trotz des Anrufens nicht still standen. Bald krachte es rings umher und auch von jener Seite her, wo die Bismarck-Leute kurz vor uns gelandet waren. Aufwärts weiter eilend sah ich den ersten Toten, den Rücken von Blut überströmt, im Grase liegen. Etwa 100 Schritte weiter hörte ich das Geschrei eines Kindes, das wohl von seiner fliehenden Mutter verlassen worden war. Hoffentlich hat die Mutter das arme Ding später wiedergefunden. Wären wir nicht beim Rückmarsch wegen der zur Eile drängenden Gefangennahme eines Deutschen, den wir befreien wollten, gezwungen worden, den kürzesten Weg einzuschlagen, so würden wir das Kind wohl mitgenommen und einer Mission übergeben haben. Einstweilen stürmte alles durch Gras und Buschwerk vorwärts. Ein zweiter Neger fällt, ein dritter. Wir sind im Dorfe, dessen durch ansehnliche Zwischenräume getrennte Bambu- und Binsenhäuser gänzlich menschenleer zu sein scheinen. Doch nein! Da stürzt grade vor uns ein Schwarzer hervor und legt das Gewehr an die Backe. Zwei Matrosen springen hinter einen Baum und zielen. Gleichzeitig krachen drei Schüsse und der Neger stürzt, noch im Fallen sich überschlagend, mitten in der Straße zu Boden. Der Gefallene trug die aus Kokosfasern gefertigte braune, aber in der Form dem bairischen Raupenhelm gleichende Kriegsmütze der hiesigen Dualla-Stämme. Seine reiche Kleidung verriet ihn als einen Vornehmen, wenn nicht als einen Häuptling. Er trug Miniégewehr und Schwert, seine Patronentasche enthielt Pulver und gehacktes Blei, mit dem die hiesigen Duallas viel lieber als

mit Kugeln feuern. Das Haus des Gefallenen, dessen Thür mit dem Kolben aufgeschlagen wurde, war für die Verhältnisse der Eingebornen reich ausgestattet und enthielt einen bunt angestrichenen, hübsch geschnitzten Canoe-Aufsatz (Canoe-Schnabel), den wir als Trophäe mit uns nahmen. Ernstlichere Arbeit gab es für uns nicht mehr und fast mit Neid hörten wir das starke Schießen auch aus den Geschützen und der Revolverkanone seitens der Bismarck-Leute. Man hatte uns bloß sehr schwachen und sozusagen gar keinen Widerstand geleistet. Auch ergab die Durchsuchung der Häuser, deren Thüren aufgeschlagen, die aber sonst unversehrt gelassen wurden, daß nur wenig Aussicht vorhanden war, Lock Prisso hier noch zu finden.

Hickory-Stadt war genommen. Aber wo blieben die Bismarck-Leute? An der andern Seite des Ortes hinderte uns ein Mangrove-Dickicht, in das sich, nach dem Stimmengewirr zu urteilen, viele Schwarze geflüchtet hatten, am weitern Vordringen, so ernstlich es auch versucht wurde. Die Vereinigung mit den Bismarck-Leuten erwies sich als unmöglich, weil die uns von ihnen trennende wassergefüllte und mit Mangrove-Dickicht bestandene Niederung von jenen Ortskundigen, welche die kleinen Situationspläne angefertigt hatten, nicht in Rechnung gezogen worden war. Wir marschirten in anderer Richtung, als von woher wir gekommen waren, abermals durch die Stadt und fanden ein mit Pulver und Waffen vollgepfropftes Haus, das vielleicht als eine Art von Arsenal hatte dienen sollen. Anfänglich begann man die Pulverfässer, etwa 20 an der Zahl, aufzuschlagen und ihren Inhalt auf den Boden zu schütten. Da das aber zu lange dauerte, wurde Feuer an das Haus selbst gelegt, und während wir weiter marschirten, tönte beständig das Knallen explodirender Pulverfässer in unsere Ohren. Als wir uns dem Strande näherten, flohen in größter Hast, aber selbstverständlich unbehelligt bleibend, einige Weiber, die man der hier üblichen Kleidung wegen aus der Entfernung bloß daran, daß sie keine Waffen trugen, als solche erkennen konnte. Wir gelangten zu dem großen, teilweise sogar aus Stein erbauten Hause Lock Prissos, das ebenfalls den Flammen überliefert wurde. Noch erhielt ein mit Gewehr ertappter Neger einen Schuß durch den Arm, aber um 10 Uhr 30 schwieg auf unserer Seite das Feuer und um 10 Uhr 40 auch auf seiten der Bismarck-Leute.

Mit den Officieren hatte ich mich grade, um nach den Bismarck-Leuten und ihren Booten auszuschauen, zum Rande jenes Plateaus begeben, zu dem man vom Flußufer hinaufsteigt, als wir eine von Kru-Negern geruderte Gig bemerkten, in der Herr Wölber von der Firma C. Woermann stand, uns zurufend, daß man bei König Bells Stadt einen Deutschen gefangen genommen und die deutsche Flagge heruntergerissen habe. Capitän-Lieutenant Riedel ordnete nunmehr die Wiedereinschiffung an, die, da die Boote der Ebbe wegen weit draußen lagen, nicht ganz ohne Schwierigkeit von statten ging. Als auf der Dualla die Nachricht von der Gefangennahme des Woermannschen Agenten in König Bells Stadt bestätigt wurde, als wir erfuhren, daß die Dampfpinasse bereits Erkundigungen habe einziehen wollen, aber, obwohl sie 22 wohlgezielte Schüsse aus dem Revolvergeschütz abgab, durch heftiges Gewehrfeuer zurückgetrieben worden sei, beschloß Capitän-Lieutenant Riedel, auf eigene Verantwortung mit seiner Handvoll Leute die Rettung des Gefangenen zu versuchen. Als ich um die Erlaubnis bat, an dieser neuen Expedition teilnehmen zu dürfen, glaubte Capitän-Lieutenant Riedel mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß das Unternehmen voraussichtlich ernsterer Natur sein werde, als dasjenige des Vormittags. Ich erwiderte, daß das meine Sache sei und daß ich mich auf eigene Verantwortung hin anschließen wolle. Als alle Boote zur Stelle waren, leistete die Dualla wieder Schleppdienste und legte sich dann des größern Schutzes wegen hinter die Hulk von Jantzen u. Thormählen.

Ehe ich zur Schilderung des Angriffs auf Joss-Stadt übergehe, möchte ich hier anschließen, was die Officiere des Bismarck mir über ihre Thätigkeit am Morgen des 20. December erzählt haben. Als Führer dienten dem Landungscorps des Bismarck die Herren Schmidt und Dr. Buchner, von denen der erstere am Tage vorher ein schweres Fieber überstanden hatte, während der letztere, krank von Alt-Calabar zurückkehrend, sich bloß mit heroischer Anstrengung für die Strapazen des Zuges aufzurichten vermochte. Um 9 Uhr 10 Minuten umfuhren die Boote des Bismarck die Hickory-Spitze und begannen, von schwachem Feuer aus den Hütten der Eingebornen empfangen, südlich von der englischen Mission die Landung. Einige Salven brachten das feindliche Feuer fürs erste zum Schweigen, während gleichzeitig von den Booten aus

mehrere Granaten in der Richtung, wo man das Haus des Königs vermutete, geschleudert wurden. Nach dem Hornsignal „Sammeln“ formirte man sich in drei Zügen, von denen der erste unter den Lieutenants Scheer und Kölle am Strande, der zweite (das Gros) unter Lieutenant Graf Moltke gegen die Stadt selbst und der dritte unter Lieutenant Meyer behufs Abfangung der Fliehenden in nordwestlicher Richtung vorgingen. Die Stadt, die man hier vor sich hatte, war die durch eine mangrovebestandene Niederung von Hickory-Stadt getrennte „alte Stadt des Königs Bell“ (old King Bells Town), welche ebenfalls zu des Häuptlings Lock Prisso Machtbereich gehört.

Bei der Durchsuchung der Häuser erhielten unsere Truppen mehrfach Feuer und gelangten dann eine Anhöhe aufwärts, wo die Häuser seltener wurden, in Buschwerk, wo auch noch mehrere bewaffnete und fliehende Neger erschossen wurden. An der andern Seite der erwähnten Anhöhe heruntersteigend gelangte man zu jener selben Sumpfniederung, welche auch die Olga-Leute unpassirbar gefunden hatten. Auf dem Rückmarsch wurde die menschenleere Stadt angezündet. Das Feuer verbreitete sich so schnell, daß es große Flächen ausgetrockneten Grases ergreifend einen förmlichen Prärienbrand verursachte und die Truppen zum Einschlagen einer andern Richtung zwang. Man marschirte durch die brennende Stadt, als Lieutenant Bachmann vor sich einen großen Haufen bewaffneter Neger bemerkte. Er gab schon den Befehl, zu feuern, bemerkte aber noch rechtzeitig, daß eine deutsche Flagge geschwenkt wurde. Es war König Bell mit seinen Scharen, alle in kriegerischem und phantastischem Aufputz. König Bell selbst hat zu viel Verstand und Geschmack, um sich mit fremdem Tand zu behängen, und trug dementsprechend den landesüblichen, mit schwarzem Affenfell überzogenen Kriegshelm, der sowohl an antike wie an modern bairische Vorbilder erinnert. Aber bei seinen Begleitern bemerkte man einen französischen Cuirassierhelm, mehrere dreispitzige Hüte aus dem vorigen Jahrhundert und einen Landwehrhelm mit der Aufschrift „Mit Gott für König und Vaterland“. Noch komischer soll ein Mann mit Jockey-Kappe, preußischem Seitengewehr und englischem Regenschirm ausgesehen haben. In nicht sehr großer Entfernung von der kleinen englischen Missionskirche fanden unsere Officiere einen hübschen freien Platz, auf dem abgekocht werden sollte. Aber die Krieger Bells hatten

die Zwischenzeit schon weidlich zum allergründlichsten Plündern und zum Anzünden auch der in der Nähe der englischen Missionskirche gelegenen Hütten benutzt. Um ihr Treiben ein wenig zu überwachen, wurde ein halber Zug Matrosen-Infanterie zum Durchstreifen der brennenden Stadt ausgesandt. Bells schwarze Krieger sollen beim Brennen, beim Plündern, beim Niederschießen des auf den Weiden umherirrenden Viehes mit einer Wildheit gehaust haben, wie man sie sonst bloß von Indianern zu erwarten gewohnt ist.

Soweit man sich darüber vergewissern konnte, waren fünf oder sechs Neger gefallen; von unsern Leuten hatten einige Schrammschüsse davongetragen, so beispielsweise Lieutenant zur See v. Holtzendorff einen Schrammschuß quer über die Brust. Um 1 Uhr 50 Minuten war zum Sammeln geblasen worden und alles war wieder beim ursprünglichen Landungsplatze vereinigt, als die erste Nachricht eintraf, daß die Olga-Leute stark engagirt seien und sich beinahe verschossen hätten. Sofort wurde Proviant ausgeteilt und mit der Einschiffung begonnen. Aber inzwischen fing das Dach der englischen Missionskirche von einer der durch Bells Leute angezündeten Hütten Feuer und auch das steinerne Missionshaus geriet in Gefahr, indem die Veranda zu glimmen begann. Capitän Karcher ließ daraufhin einen Zug Matrosen-Infanterie unter Lieutenant Scheer an Land zurückkehren, um wo möglich den Brand des englischen Missionshauses zu verhindern, andernfalls aber beim Ausräumen behülflich zu sein. Thatsächlich ist denn auch der Brand auf das Dach der englischen Missionskirche beschränkt geblieben. Um 2 Uhr 20 Minuten waren alle Leute eingeschifft und die Boote wurden teils vom Fan, teils von der Dampfpinasse geschleppt. Das Brandungsboot nahm als das letzte den Zug, welcher der englischen Mission Hülfe geleistet hatte, und außerdem vier Versprengte auf, die sich beim Rückmarsch im Buschwerk verirrt hatten. Da man beim Einschiffen aus Häusern und Buschwerk abermals Feuer erhalten hatte, so wurden noch ein halbes Dutzend Granaten geschleudert. Dann ging es so schnell wie möglich nach König Bells Stadt hinüber zur Unterstützung des Landungscorps von der Olga.

Ueber dieses Landungscorps der Olga ist bis zu dem Zeitpuncte berichtet worden, wo die unsere Boote schleppende Dualla sich hinter die Hulk von Jantzen u. Thormählen gelegt hatte. Die Officiere und die-

jenigen Mannschaften, die sich an Bord des kleinen Dampfers selbst befunden hatten, sprangen in die Boote und unter kräftigen Ruderschlägen ging es vorwärts. Aber kaum waren wir einige Minuten aus dem Schutze der Hulk heraus, als wir auch schon gegen 12 Uhr das erste Feuer erhielten und mehrere Kugeln durch das Sonnensegel des Bootes, in dem ich mich befand, hindurchschlugen. Unsere Leute griffen, soweit sie nicht rudern mußten, zu den Gewehren und begannen das Feuer zu erwidern, das vornehmlich von einer über der deutschen Factorei von König Bells Stadt gelegenen Anhöhe herzurühren schien. Noch waren wir recht weit vom Strande entfernt, als unser Boot aufstieß und uns zwang, bis an die Brust ins Wasser zu springen. Größte Eile war geboten, denn die Kugeln pfiffen uns rechts und links um die Ohren, aber die schlammige Natur des Grundes, auf dem wir vorwärtsgehen mußten, verursachte, daß es doch wohl einige Minuten dauerte, bis wir aus dem Wasser waren. Alles eilte zu der blau angestrichenen, unfern vom Strande gelegenen Woermannschen Factorei, wo hinter einer den Hof einschließenden Steinmauer Deckung genommen wurde. Nunmehr — es war 12 Uhr 20 Minuten — begann eine starke Kanonade. Der Feind hielt auf dem 60 bis 80 Fuß über uns gelegenen Abhang eine durch Bäume gesicherte, äußerst starke Stellung besetzt. Aber gegen das Feuer von oben würde die erwähnte Mauer uns vollauf Deckung gegeben haben. Anfänglich begriff ich nicht, daß trotzdem zwei Leute verwundet wurden. Erst im weitern Verlauf des Gefechts und namentlich am folgenden Tage, als das ganze Gebäude mit Ruhe durchmustert wurde, begriff ich, daß der Feind von den englischen Missionen aus unsere Stellung auch von der Seite her bestreichen konnte. Unsere Leute feuerten vielleicht allzu hastig und richteten daher weniger aus, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Vom Admiral war so ausdrücklich wie nur irgend möglich befohlen worden, alles englische Grundeigentum sowohl in Hickory-Stadt als in Joss-Stadt unberührt zu lassen und wenn möglich nicht einmal zu betreten. Die Kugeln umsausten uns von drei Seiten her und, wie einige Matrosen vielleicht irrtümlicherweise behaupteten (ich selbst habe es nicht feststellen können), auch von der vierten Seite, nämlich von den Hulks her.

Unter diesen Umständen gab Capitän-Lieutenant Riedel, als eben der zweite Mann verwundet worden war, um 12 Uhr 40 Minuten

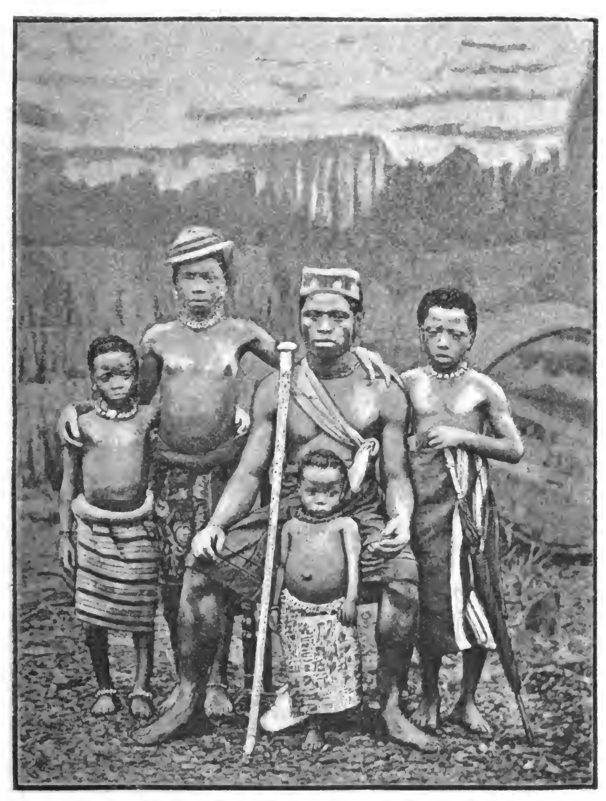
den Befehl, zu stürmen. Auf das Hornsignal „Avanciren" ordnen sich die Züge, die Officiere eilen mit gezogenem Säbel voraus und unter einem rasenden Feuer von oben geht es mit „Hurra, hurra!" hinauf. Ich habe selten ein leidenschaftlicheres, wilderes Bild gesehen. Wie die Teufel klettern unsere Matrosen aufwärts, jenem Feinde entgegen, den sie in seiner gedeckten Stellung mit ihren Gewehren nicht hatten erreichen können. Etwa auf der Mitte des Abhangs stürzt einige Schritte von mir ein Mann zu Boden und bleibt, mit dem Gesicht nach unten, mitten auf dem Wege liegen. Eine Kugel war ihm durch den obern Teil des Kopfes gegangen (er starb in der nächstfolgenden Nacht). Als ich mich umwandte, um zu sehen, was unsere Boote und deren Geschütze machten, sah ich von Lieutenant v. Ernsthausens Hand, in welcher er den Revolver trug, Blut rinnen (ganz leichte Schramme). Aber im selben Augenblick schlug ihm eine Kugel, den Hahn zerschmetternd, den Revolver aus der Hand. Ich bewunderte ihn, als er die Waffe so ruhig wieder aufhob, als ob es ein in einem Ballsaal liegendes Schnupftuch gewesen wäre.

Aber der Leser möge nicht glauben, daß der Sturm auf die Anhöhe so viel Zeit erfordert hätte, wie er zum Lesen der Beschreibung gebraucht. Genau weiß ich die Zeit nicht anzugeben, aber ich glaube, daß wir in zwei bis drei Minuten oben waren. Und jetzt zum erstenmal sah ich den Feind. Unsern Kugeln hatte er standgehalten, aber nicht dem Hurra, Hurra. Noch mochten die vordersten Matrosen etwa 20 Schritt von der Hochebene entfernt sein, da sah ich hinter einem jener drei die Anhöhe krönenden Riesenbäume ein halbes Dutzend schwarzer Gestalten hervorspringen. Sie liefen, wie man eben läuft, wenn es das Leben gilt. Wir waren oben. Wir sahen die Rinde der Bäume zerfetzt von unsern Kugeln. Aber von drei Seiten empfing uns wieder ein mörderisches Feuer. Es wurde befohlen, nach rechts und nach der Front auszuschwärmen. Das feindliche Feuer schwieg, so lange unsere Leute vorwärts stürmten. Aber als Halt commandirt wurde, begann es aufs neue. Wir nahmen Deckung hinter dem aus Lehm bestehenden Fundament eines der niedergebrannten Häuser von König Bells Stadt. Unsere Leute feuerten liegend nach vorwärts und nach rechts. Aber wir merkten, daß wir auch von links her Feuer bekamen. Ein Zug unter Lieutenant Höpner schwärmte dorthin aus. Das half. Aber unsere Linie wurde zu ausgedehnt, da unsere Leute,

die noch alle sehr jung im Dienste waren, sobald sie erst vorgehen durften, in ihrem Feuereifer kaum zu bändigen waren. Es wurde befohlen, die Linie enger zu schließen, um die Leute besser unter dem Commando zu haben.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, gegen einen unsichtbaren Feind zu kämpfen. Und das tropisch üppige Buschwerk diente unsern Gegnern gradezu als Tarnkappe. Bisweilen riefen unsere Leute, dort oder dort hätten sie einen schwarzen Arm oder Kopf gesehen. Aber noch hatten sie das Gewehr nicht an der Backe, so war schon kein Ziel mehr da. Ich, der ich nicht feuerte, hatte vollauf Zeit, das Gelände vor und neben uns zu mustern. Und doch habe ich während zweier Stunden, die wir in diesem Kugelregen ausharrten, bloß drei- bis viermal einen kurzen Blick auf diesen oder jenen unserer Gegner gehabt. Capitän-Lieutenant Riedel konnte nicht wagen, mit den 60 Mann, über die er verfügte, allzu weit vorzustoßen. Unsere Leute wurden erregt und feuerten trotz mehrfacher Ermahnung etwas schnell. Wir konnten nichts anderes thun, als den gewonnenen Boden behaupten. Bald wurde nach rechts, bald nach links ein Vorstoß gemacht. Aber es fehlte an Leuten, um eine sehr viel ausgedehntere Linie zu besetzen. Zudem kamen unsere rechts stehenden Leute an eine sehr tiefe Schlucht, deren andere Seite stark vom Feinde besetzt war und an deren Ueberschreitung sie unter den obwaltenden Umständen nicht denken konnten. Ich ging mit Capitän-Lieutenant Riedel zu den drei Bäumen, um zu sehen, was die Boote machten. Das Sanitätsboot, auf das beständig heftig gefeuert wurde, fuhr auf und ab und suchte mehrmals hinter der deutschen Hulk Schutz. Unser Boot mit dem 8cm-Geschütz folgte dem Beispiel, weil keine Munition mehr vorhanden war. Unzweifelhaft war der Kugelregen unten noch stärker als oben bei uns. Aber auch oben zischte es über uns, neben uns: ßs, ßs, ßs. Ueber uns in den Zweigen knackte es beständig von zerschmetterten Zweigen; es war augenscheinlich, daß der Feind viel zu hoch schoß. Ich legte mich auf den Boden, der weitern Entwicklung entgegensehend.

Da kam etwa um 2 Uhr die Meldung, daß der rechte Zug unter Lieutenant v. Etzel bloß noch 3 Patronen auf den Mann habe; einzelne Leute hatten sich ganz und gar verschossen. Nicht viel besser stand es in der Front bei Seecadet Langer und links bei Lieutenant zur See Höpner. Es wurde ein Boot nach den



König Dido (Jim Equalla) mit seinen Kindern
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Reservepatronen ausgesandt. Die Zeit, bis sie kamen, dünkte mich sehr lang. Endlich, endlich waren sie da. Aber es war bloß eine kleine Hülfe. Glücklicherweise feuerten unsere Leute jetzt erheblich ruhiger. Aber die Kugeln pfiffen immer ungenirter um uns herum. Wir fanden heraus, daß viele der bestgezielten Schüsse von einer Palmengruppe kamen, die gar nicht so sehr weit entfernt war. Einige Leute erhielten Erlaubnis, darauf loszugehen. Als sie vorwärts stürmten, sah ich, wie drei Neger hinter einer Palme hervorsprangen und das Weite suchten. Aber eine ganze Salve folgte ihnen und ich glaube kaum, daß einer von ihnen unverletzt davongekommen ist. Es wurde gemeldet, daß wir schon 9 Verwundete hatten, ungerechnet die Schrammen. Einem Matrosen war der Kolben des Gewehrs zerschmettert, ein anderer, der einen Streifschuß am Halse hatte, kämpfte ruhig weiter.

Es war 2½ Uhr. Sollten wir mit unserer handvoll Leute die rechts von uns liegende Joss-Stadt zu nehmen suchen? Officiere und Mannschaften brannten vor Verlangen danach. Aber die ruhige Ueberlegung überwog. Ausharren also! Ausharren, während man von einem unsichtbaren Feinde beschossen wird. Und wie sollte die Sache enden? Von den Bismarck-Leuten war nichts zu sehen. Bloß dichte Rauchwolken von brennenden Häusern stiegen dort, wo sie gelandet waren, empor. Sie ahnten augenscheinlich nicht, daß sie bei uns sehr viel nötiger gebraucht wurden. Kapitän-Lieutenant Riedel, der beständig vom Strande her Meldungen empfing und Meldungen abschickte, entsandte die Dampfpinasse, um den Commandanten des Bismarck von dem starken Widerstande, den wir gefunden, zu benachrichtigen. Und wenn wir ohne Unterstützung Joss-Stadt nicht stürmen konnten und wenn die Bismarck-Leute nicht kamen, was dann? Die Nacht hier oben zu bleiben erschien, wenn auch nicht gefährlich, so doch nicht sehr erfreulich. Eine Wiedereinschiffung, ohne Joss-Stadt genommen zu haben, war wegen des Eindrucks, den dies auf den Feind gemacht haben würde, ganz unmöglich, abgesehen davon, daß starke Verluste unausbleiblich gewesen sein würden. Auch schien die drunten am Strande liegende Woermannsche Factorei nicht sehr verteidigungsfähig zu sein; die Schwarzen hätten uns dort vollkommen ausräuchern können. Also bleiben! Wenn nötig, auch die Nacht hindurch. Allmählich wird man, wenn der Feind so schlecht schießt, wie der uns gegenüberstehende, gegen das ßs, ßs der Kugeln sehr gleichgültig. Aber

wir litten alle von Durst und ich auch von Hunger, denn ich hatte durch einen Zufall seit dem vorhergehenden Tage nichts genossen. „Wo doch Bismarck bleibt?“ hieß es immer und immer wieder.

Da plötzlich um 2 Uhr 50 verbreitete sich das Gerücht, er komme. Das heißt, nicht die Corvette Bismarck selbst, sondern die Bismarck-Leute auf dem Fan und den von diesem geschleppten Booten. Kaum jemals habe ich mit größerer Freude gesehen, wie ein Fahrzeug sich näher und näher heranbewegte. So sollten wir also endlich stark genug sein, um gegen diese unsichtbaren Feinde vorzugehen. Wir hatten allen Grund, eilig zu sein, denn schon seit einer Viertelstunde und ehe man noch etwas von dem Kommen der Bismarck-Leute wußte, hatte das feindliche Feuer beinahe gänzlich aufgehört. Sollten sie sich zurückziehen, sollten wir sie nicht mehr erwischen? Vorwärts, Bismarck, vorwärts! Der Fan wirft Anker; die Boote werden von den eigenen Leuten gerudert. Schnell, schnell, oder wir kriegen sie nicht mehr! Es sind bloß noch $2^1/_2$ Stunden bis zur Dunkelheit. 3 Uhr 15 Minuten. Das erste Bismarck-Boot berührt den Strand. Andere folgen nach. Es ist eine Freude, anzusehen, wie die Leute herausklettern und in Zügen aufmarschiren. Es stürmt den Berg hinan, als ob wir selbst Feinde wären. Lieutenant Bachmann mit einem gemischten Zuge stellt sich im Auftrage des Commandanten zur Verfügung des Capitän-Lieutenants Riedel. Im Innern der Officiere folgt ein kleiner Kampf zwischen dem soldatischen Triebe und der Pflicht, die Mannschaften zu schonen. „Die Olga-Leute dürften müde sein“, heißt es auf der einen Seite. „Die Olga-Leute haben zwei Stunden hier im Kugelregen ausgehalten“, lautet die Entgegnung, „und es würde hart sein, ihnen die Erstürmung von Josś-Stadt zu versagen.“ Die letztere Ansicht behält die Oberhand.

Die Olga-Leute formiren sich in Zügen, das Hornsignal lautet „Avanciren“ und im Marsch, Marsch geht es vorwärts, die Olga-Leute zur Linken, die nachrückenden Bismärcker zur Rechten. „Hurra, hurra, Bismarck!“ schallt es von rechts, „hurra, hurra, Olga!“ von links. Im Laufschritt sind die ersten Häuser von Josś-Stadt erreicht. Im Nu sind die jede Stadt umgebenden und die einzelnen Stadtteile trennenden Zäune niedergerissen. Wo das Niederreißen zu lange dauern würde, klettert man über die Zäune oder springt hinüber. Hohes Gras, Bananen u. s. w. füllen, die Uebersicht aufs äußerste erschwerend, die weiten Zwischenräume

zwischen den Häusern. Von rechts und von links her hört man Gewehrfeuer. Die meisten der kleinen Bambuhäuser, deren Thüren mit dem Kolben aufgestoßen werden, sind leer. Aber aus einigen brechen doch, ihre Gewehre schwingend, schwarze Gestalten hervor. Es folgt ein Rennen auf Leben und Tod. Die Schwarzen sind unsern Matrosen kaum zwanzig Schritte voraus. Es wird auch auf sie geschossen. Aber wenn das Blut in Wallung ist, zielt man niemals besonders gut. Urplötzlich sind die schwarzen Halunken verschwunden, kein Mensch weiß, wo und wie. Ebenso geht es ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal. Die Officiere haben große Mühe, ihre Leute zusammenzuhalten, der Drang nach vorwärts ist allzu groß.

Es wird zum Halten und Sammeln geblasen. Wir sind am Ende des Dorfes, dort, wo es einen Abhang hinunter zu einem kleinen, von Pandanusbäumen und Ratangpalmen umstandenen Bachlauf geht. Wir haben den gefangenen Deutschen nicht gefunden, ihn nicht befreit. Auch haben wir die aufständischen Häuptlinge Lock Prisso, Elami Joss und Manga Acqua nicht lebendig oder tot eingebracht, wie der Admiral es befohlen. Das Dorf wird jetzt nach rückwärts abgesucht, Dutzende von Thüren oder Thürvorhängen werden (was keine allzu große Arbeit ist) mit Kolben und Aexten eingeschlagen. Das Ergebnis ist, daß sich kein Schwarzer mehr in Joss-Stadt befindet. Ein brennender Durst quält unsere Leute. Man schießt Cocosnüsse herunter oder steigt auf die Palmen, um die Nüsse zu pflücken. Ein Mann fällt dabei herunter und bricht den Arm. Der Beklagenswerte wird auf eine Tragbahre gelegt und die Aerzte sind sofort an seiner Seite. Die Pioniere erhalten Befehl, Feuer an die Häuser der feindlichen Stadt zu legen. Bald flammt es gradeaus, rückwärts, rechts und links. Die aus Bambu und Palmblättern erbauten Häuser fangen sehr leicht Feuer, aber die zwischen den einzelnen Hütten stehenden Palmen und Bananen verhindern, daß das Feuer sich von einer Hütte der andern mitteilt. Jedes Haus muß einzeln angezündet werden. Um 4 Uhr waren unsere ersten Leute in Joss-Stadt gewesen und schon um 5 Uhr stand der größte Teil des Ortes in Flammen. Man fand einen schwarzen Toten und machte einen einzigen Gefangenen; sonst aber war von den ehemaligen Insassen von Joss-Stadt nichts mehr vorhanden. Wir traten den Rückmarsch an.

Für die Nacht wurde ein Teil der Landungstruppen zur Hulk von Jantzen u. Thormählen, ein Teil zur Woermannschen Factorei in König Acquas Stadt geschickt. Wie wir in Bezug auf unsere Toilette aussahen, mag man daraus ermessen, daß jedermann weiße Kleider trug und mehrmals mehr oder weniger tief durchs Wasser hatte waten müssen. In der Woermannschen Factorei empfing uns, von Schmerz tief gebeugt, Herr Wölber mit der Nachricht, daß die Joss-Leute nach Aussage des Königs Acqua den gefangenen Deutschen (Herrn Pantänius, den Woermannschen Agenten in König Bells Stadt) auf die scheußlichste Weise ermordet hätten. Kurz nachdem der Fan und die Dualla bei Joss-Stadt vorübergedampft, sei in der Woermannschen Factorei bei König Acquas Stadt ein Zettel von Pantänius mit der Nachricht eingetroffen, daß die Joss-Leute sich, verstärkt durch Flüchtlinge aus Hickory-Stadt, am Rande der Hochebene zusammenrotteten. Man habe sofort zu König Acqua gesandt und denselben gebeten, in aller Eile nach König Bells Stadt zu fahren, um Pantänius abzuholen. König Acqua, der mit den Joss-Leuten nicht verfeindet war und sich überhaupt neutral verhalten hatte, eignete sich am besten dazu, Pantänius zu retten, der übrigens bis wenige Minuten vor seiner Gefangennahme auch allein ungehindert hätte entkommen können. Kaum war König Acqua abgefahren, als ein zweiter durch einen Kru-Jungen überbrachter Zettel von Pantänius eintraf, meldend, die Joss-Leute seien von der Hochebene zum Strande herabgekommen und füllten bereits den ganzen Hof der Factorei. Herr Pantänius, Böses ahnend, habe alle Thüren verschlossen gehalten und sich durch das Fenster mit Elami Joss verständigen wollen. Dieser aber habe so freundlich gethan, daß Pantänius sich bethören ließ und, den Revolver weglegend, die Thür öffnete. Elami Joss sei mit ausgestreckter Hand auf ihn zugegangen, habe ihn dann plötzlich mit beiden Armen umschlungen und hinweggetragen. König Acqua langte grade an, als man Pantänius die Treppe hinunterschleppte. Auf seine Aufforderung, ihm den Weißen auszuliefern, bedrohte man sein Leben, falls er Miene machen würde, Pantänius zu befreien. König Acqua kehrte also unverrichteter Sache zurück und nun fuhr Herr Wölber in einer Gig nach Hickory Town hinüber, um bei unsern dort stehenden Truppen von dem Vorgefallenen Meldung zu machen. Es ist jedenfalls die Absicht der Aufständischen gewesen, Herrn Pan-

tänius als Geisel zu benutzen. Erst als Calaba Joss, einer der angesehensten Häuptlinge von Joss-Stadt, von einer Kugel aus dem Revolvergeschütz der Dampfpinasse (dasselbe hat am 20. December insgesamt 96 Schuß abgegeben) in die Stirn getroffen, gefallen sei, habe man Pantänius ungefähr dort, wo der Doctor-Creek in den Kamerun-Fluß mündet, zum Strande geschleppt und ihn nach der höhnischen Aufforderung, den Toten wieder lebendig zu machen, durch einen Schuß in den Hinterkopf getötet. Der beklagenswerte Pantänius, ein Lübecker von Geburt, war erst 28 Jahre alt und lebte seit 4 bis 5 Jahren in Africa. Auffallenderweise hatte Elami Joss, als er Herrn Pantänius gefangen nahm, die Factorei nicht geplündert, sondern sich damit begnügt, die dort angestellten Kru-Leute durchprügeln zu lassen und die deutsche Flagge, die er vom Maste herunternahm, in viele kleine Stücke zu zerreißen. Des Pantänius' Leiche wurde erst nach vierzehn Tagen in einstündiger Entfernung von Kamerun halbverscharrt aufgefunden.

Das Feuer der brennenden Stadt des Elami Joss erleuchtete, von König Acquas Stadt her gesehen, noch bis 12 Uhr nachts, einen prächtigen Anblick gewährend, den Horizont. Elami Joss und seine Spießgesellen sollen während der Nacht teils in den Busch, teils auf dem Doctor-Creek zum Quaqua und zur Landschaft Bossa, die man im Boote in vier Stunden erreichen kann, entkommen sein.

Unsere Landungstruppen erlitten am 20. December folgende Verluste: Als das Landungscorps der Olga vor der deutschen Factorei bei König Bells Stadt landete, wurde in der Pinasse des Bismarck der Maschinistenmaat Pfeiffer schwer verwundet durch eine Kugel, die ins Auge drang und am Ohr wieder herauskam. In der Barkasse der Olga wurden verwundet: Hirsch (leicht, Streifschuß in den Arm); Krüger (schwer, Schuß in die Seite beziehentlich den Rücken); Kunert (schwer, Schuß ins Schulterblatt). Beim Sturm auf die Anhöhe stürzte Bugge, von einer Kugel in den Kopf getroffen, zu Boden, starb in der folgenden Nacht und wurde am 21. December bei Cap Suellaba, wo man seitdem einen Hügel aufgeschüttet hat, mit militärischen Ehren beerdigt. Gludau (schwer verwundet) erhielt einen Schuß in den Oberarm und Lieutenant v. Ernsthausen (der die Bootswache hatte), während er am Strande auf- und niederschritt, einen Schuß in die

Hand. Auf dem erstürmten Plateau wurden dann während der zwei Stunden, die wir dort ausharrten, Meyer durch einen Streifschuß am Ohr und Hals, Leverens durch einen Schuß in die Backe und ins Zahnfleisch und Mroczek durch einen Schuß ins Bein verwundet. Der Feind hatte, wie wir später erfuhren, etwa 20 Tote verloren, darunter drei Häuptlinge: Scott Joss, Matt Joss und Calaba Joss. Elami Joss, der 22jährige Führer der Aufständischen, soll, in der Hüfte verwundet, in der dem Kampfe folgenden Nacht in der englischen Mission Aufnahme gefunden haben. Den Leichnam des Scott Joss fand man mitten auf der Straße liegend. Durch einen Granatsplitter war auch der gänzlich unbeteiligte Engländer Herr Holder unbedeutend am Fuße verletzt worden.

Da man Anlaß hatte, zu glauben, daß im Verlauf der Nacht eine Anzahl Joss-Leute nach der inzwischen niedergebrannten Joss-Stadt zurückgekehrt seien, so sollte der Ort am Morgen des 21. von der Landseite her umstellt werden, während gleichzeitig die Boote mit den Geschützen am Strande Wache halten sollten. Der Aufbruch sollte eigentlich um halb 6 Uhr erfolgen, und dementsprechend wurden mit erstem Tagesgrauen diejenigen Mannschaften, welche die Nacht an Bord der Hulk von Jantzen u. Thormählen zugebracht hatten, bei König Acquas Stadt gelandet. Der Abmarsch verzögerte sich aber wegen eines großen Palavers mit den Acqua-Leuten beziehentlich mit deren Häuptlingen.

Zu der beabsichtigten Umzingelung von Joss-Stadt stellten uns die Acqua-Leute vier Führer, welche mit grellgelben, um Kopf und Hüften gewundenen Tüchern kenntlich gemacht wurden, damit nicht aus Irrtum auf sie geschossen würde. Auf diese Kleidung, in der sie beinahe wie Canarienvögel aussahen, schienen die Leute besonders stolz zu sein und gebärdeten sich mit ihren alten verrosteten Snider-Gewehren, als ob sie nie gesehene Heldenthaten verrichten würden. Um 8 Uhr hielt Capitän Karcher an die Officiere eine Ansprache, in der er darauf hinwies, daß es in buschbewachsenem Gelände doppelt nötig sei, die Mannschaften jedes Zuges gut und übersichtlich zusammenzuhalten. Auch forderte er abermals auf, nur mit äußerster Ruhe und Vorsicht zu feuern.

Ich habe bereits im ersten Capitel erwähnt, daß sich allenthalben am Kamerun-Fluß und seinen Seitenarmen ein schmaler, ganz sacht ansteigender Landstreifen längs des Wassers dahinzieht.

Hinter diesem Landstreifen geht es 10—20m hohe Abstürze aufwärts zu einem wiederum ziemlich ebenen Plateau, auf dem, während die Factoreien der Weißen drunten am Strande liegen, die Dörfer der Eingebornen erbaut sind. In frühern Zeiten wohnten alle Weißen auf abgetakelten und im Fluß verankerten Schiffen, die man Hulks nennt, und noch heute haben die meisten englischen Firmen dieses System beibehalten. Die Firma C. Woermann besitzt dagegen hier im Kamerun-Fluß gar keine Hulk mehr und hat bei König Bells Stadt, bei König Acquas Stadt und bei Dido-Stadt drunten am Strande recht bedeutende Factoreien errichtet. Der Hauptagent wohnt bei König Acquas Stadt, welche überhaupt von den drei oben genannten Plätzen der bedeutendste ist. Das Haus Jantzen u. Thormählen besitzt dort sowohl eine Hulk wie eine Factorei. Wenn ich sagte, daß die Factoreien drunten am Strande lägen, so bezieht sich dies nicht auf die Gebäude der englischen Baptisten-Mission. Zu beiden Seiten von König Bells Stadt rechts und links liegt in geringer Entfernung von den jetzt niedergebrannten Hütten je eine Mission, hart am Rande jenes Absturzes, wo das oben erwähnte Plateau sich schroff zum Strande hinabsenkt.

Aus dem Gesagten wird der Leser entnehmen können, daß man, um von der deutschen Factorei bei König Acquas Stadt zu den Dörfern der Eingebornen zu gelangen, den Absturz des Plateaus hinansteigen muß. Unser Marsch führte zunächst durch König Acquas Stadt, voran die vier Canarienvögel und hinter ihnen Capitän Karcher mit seinem Adjutanten Lieutenant Bachmann und einem Signalhornisten. Um den Eindruck des militärischen Aufzuges zu verstärken, hatte man beim Abmarsch die Bajonette aufpflanzen lassen und ließ in König Acquas Stadt die Züge in langer Front aufmarschiren. Auf schmalen Negerpfaden gelangten wir zwischen Buschwerk hindurch gegen 9 Uhr zuerst nach der von den Joss-Leuten niedergebrannten Stadt König Bells und dann nach Joss Town, wo wir zu unserm Erstaunen bemerkten, daß man die Stadt nach der Landseite hin allenthalben mit zwei Fuß tiefen und vier Fuß breiten Schützengräben umzogen, also einen ernstlichen Widerstand systematisch vorbereitet hatte. Unsere dringende Hoffnung, in Joss Town noch Aufständische vorzufinden, wurde schon dadurch stark abgeschwächt, daß wir gleich von vornherein auf plündernde oder mit ihrem

Raub abziehende Acqua-Leute stießen. Die meisten Häuser von Joss-Stadt waren bis auf das aus Lehm erbaute und 1—2 Fuß hohe Fundament abgebrannt und auch die rings herumstehenden halbversengten Bananen und Platanen ließen traurig ihre Blätter hangen. Inmitten der Trümmer lag allerlei Hausrat umher, teils europäischen, teils einheimischen Fabricats. Neben Kriegshelmen, Negertrommeln, Negerstühlen, Kalebassen und irdenen Gefäßen bemerkte ich schönes europäisches Porcellan, zerrissene und halbversengte Kleidungsstücke, sehr mittelmäßige europäische Bilder im Café Chantant-Stil und ab und zu sogar europäische Möbel, wie z. B. Betten, Stühle und Commoden.

Einen Zug der Olga-Leute am Eingang der Stadt zurücklassend, marschirten wir weiter und umschlossen, nach und nach mit dem letzten noch übrigen Zug am Strand anlangend, den ganzen Ort. Aber obwohl beim gemeinsamen Vordringen zum Centrum einige Schüsse fielen, so machten wir dennoch keine Gefangenen. Die Waffen, die wir vorfanden, waren zum geringern Teil Steinschloß-, zum größern Teil Minié- und Hinterlader-Gewehre englischen Fabricats. Unter den Hinterladern überwogen die Snider-Gewehre, die bei den hiesigen Eingebornen besonders beliebt zu sein scheinen. An vielen Stellen fanden wir Blutlachen. Die Olga war inzwischen stromaufwärts gefahren und ungefähr bis gegenüber König Bells Stadt gelangt, hatte aber ihres großen Tiefgangs und der eintretenden Ebbe wegen König Acquas Stadt noch nicht erreichen können. Oberhalb der deutschen Factorei von König Bells Stadt stieß Lieutenant v. Holtzendorff zu uns mit der Meldung, daß der Admiral sich in der Woermannschen Factorei zu König Acquas Stadt befinde und befohlen habe, die beiden englischen Missionen, aus denen am Tage vorher gefeuert worden war, durchsuchen zu lassen. Ich selbst habe bloß an der Durchsuchung der kleinern von den beiden Missionen teilgenommen. Es war von Engländern selbst gemeldet worden, daß dort einige der Rädelsführer versteckt seien. Als nach längerm Anklopfen nicht geöffnet wurde, stießen die Pioniere die Thür aus dem Schloß und drangen bis in die Kellerräume vor. Aber außer einigen Blutspuren, einem Gewehr, Pulverhorn und Kugelbeutel wurde nichts bemerkenswertes vorgefunden. Sechs Kugeln waren auf der vordern und eine auf der Rückseite in das Gebäude eingedrungen. Noch wehte die englische Flagge, unter der ja

auch am vorigen Tage die Joss-Leute, ihre Gewehre gegen uns gerichtet hatten. Die Soldaten erquickten sich an der Milch der Cocosnüsse und an Mangofrüchten, deren es in der niedergebrannten Stadt in Menge gab. Alsdann stiegen wir zur deutschen, bis zum vorhergehenden Tage von dem schmählich ermordeten Pantänius verwalteten Factorei herunter und richteten uns dort, während der Strand von den Booten der Kriegsschiffe wimmelte, so gut es eben ging, häuslich ein.

Als gegen Mittag Admiral Knorr von König Acquas Stadt herüberkam, erfuhren wir, daß er beabsichtigte, mit eintretender Flut die Olga noch höher herauffahren und Hickory-Stadt mit Granaten bewerfen zu lassen, und zwar des moralischen Eindrucks wegen. Anfänglich zweifelte ich an der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel, als ich aber am folgenden Tage Gelegenheit hatte, den Eindruck zu beobachten, den das Bombardement auf die Gemüter der Eingebornen hervorbrachte, habe ich sie vollauf gebilligt.

Um die Mannschaften, die zwar gern genug zu allen weitern Unternehmungen bereit gewesen wären, nicht übermäßig anzustrengen, wurde das Vorgehen gegen Hickory-Stadt bis auf den folgenden Tag verschoben. Es war ohnehin erstaunlich genug, daß die meistens noch recht jungen Mannschaften die Strapazen langer Märsche unter einer glühenden Tropensonne in feuchtwarmer Luft und auf beschwerlichem Gelände so ganz ausgezeichnet ohne einen einzigen Sonnenstich und ohne einen einzigen ernstlichen Krankheitsfall überstanden hatten. Die Leute sahen, abgesehen von ihren beschmutzten Stiefeln und Beinkleidern, genau eben so frisch aus, als sie von Bord des Bismarck und der Olga gekommen waren. Auch den Verwundeten, die auf der Dualla zum Bismarck hinübergeschafft worden waren, ging es den Verhältnissen entsprechend ganz ausgezeichnet. Zwei von ihnen hatten sich bereits freiwillig wieder zum Dienst gemeldet. Im Verlauf des Nachmittags wurden, während gleichzeitig die Olga bis über König Acquas Stadt stromaufwärts fuhr, die Landungscorps an Bord ihrer Schiffe zurückgebracht.

Der Admiral aber versandte mit der Bitte, seinen Landsleuten Mitteilung davon zu machen, an den Engländer Buchan eine Proclamation, die am folgenden Tage in König Acquas Stadt und Dido-Stadt öffentlich angeschlagen wurde:

Bekanntmachung.

Es haben in letzter Zeit im kaiserlich deutschen Schutzgebiet von Kamerun mehrfach anscheinend durch Fremde angestiftete Ruhestörungen stattgefunden, welche schließlich die Entfaltung militärischer Gewalt zu meinem Bedauern erfordert haben. Da es der bestimmte Wille der kaiserlichen Regierung ist, die erforderliche Ruhe und Ordnung in diesem Lande unter allen Umständen herbeizuführen und aufrecht zu erhalten, so erkläre und mache ich hierdurch öffentlich und amtlich allen Einwohnern bekannt, daß von diesem Tage ab jeder Ruhestörer, gleichgültig von welcher Nationalität, die sofortige Ausweisung aus dem kaiserlichen Schutzgebiet von Kamerun zu gewärtigen hat. Im Falle der erwiesenen mittelbaren oder unmittelbaren Teilnahme an den Operationen der feindlichen Negerstämme werden dieselben als Feind behandelt werden. Bis auf weiteres verbiete ich jeglichen Verkauf von Waffen und Munition.

King Bell Town, den 21. December 1884.

(gez.) Knorr,

Contre-Admiral und Chef des westafricanischen Geschwaders.

Am Abend des 21. unternahmen, geführt von Daniel Bell, einem Bruder des Königs Bell, drei Officiere, nämlich Lieutenant z. S. v. Holtzendorff, Lieutenant Bachmann und Lieutenant Mießner, nach Dido-Stadt eine Expedition, welche die Auslieferung der dort verborgen geglaubten Häuptlinge von Hickory-Stadt zum Zweck hatte. In der Gig des Bismarck befanden sich außer den genannten Officieren und der Bootswache nur noch weitere drei Mann. In einiger Entfernung folgte ein Kutter mit 20 Mann. Es wurde möglichst lautlos gerudert, weil man Jim Equalla, den Häuptling von Dido-Stadt, über dessen Gesinnung man nicht völlig im klaren war, zu überraschen und auf diese Weise die Auslieferung der Flüchtlinge zu erreichen gedachte. Die drei Officiere schritten, bloß von zwei Mann begleitet, zum Hause Jim Equallas aufwärts, beruhigten den Erschrockenen und erfuhren, daß thatsächlich Flüchtlinge nach Dido-Stadt gelangt wären, daß aber die hervorragendern unter ihnen bereits weiter landeinwärts geflüchtet seien. Gegen 1 Uhr nachts kehrten die Officiere wieder nach König Acquas Stadt zur Woermannschen Factorei zurück, die ganz und gar einem Feldlager glich. Die abendliche Tafel auf der nach dem Fluß hinaus schauenden Veranda gewährte den Eindruck, als ob man sich in Kiel oder Wilhelmshaven befunden hätte, und was alles an Betten für die Officiere in der großen mittlern Halle des ersten Stockwerkes (unten befinden sich Laden und Warenlager) improvisirt wurde, war gradezu wunderbar.

Der Morgen des 22. December brachte uns die Beschießung von Hickory Town und Old King Bells Town. Schon das Erscheinen eines so großen Kriegsschiffes, wie man deren niemals zuvor eines den Kamerun-Fluß aufwärts hatte fahren sehen, machte einen gewaltigen, ja, gradezu unbeschreiblichen Eindruck und lockte Hunderte und aber Hunderte von schwarzen Zuschauern zum Rande der Hochebene. Namentlich von den Acqua-Leuten fehlte, als das Bombardement beginnen sollte, keine Seele. Aber fünf Secunden, nachdem aus dem schwersten Geschütz der Olga der erste Schuß gefallen, war alles wie weggeblasen. Ob die Leute dachten, daß die Welt unterginge, ob sie glaubten, daß nach und nach alle Dörfer am Kamerun-Fluß hinweggefegt werden sollten? Ich weiß es nicht. Thatsächlich war das Schauspiel recht großartig. Der gewaltige Blitz, die noch gewaltigern Rauchwolken, das Rollen des Donners, das Sausen des Geschosses, ein neuer Blitz, ein trichterförmig aufwirbelndes Conglomerat von Rauch, Erde, Bäumen und zerschmetterten Häusern, alles dies mußte auf die Phantasie der Eingebornen, die von dergleichen wohl gehört, aber es wahrscheinlich niemals gesehen hatten, einen überwältigenden Eindruck hervorrufen. Etwa alle fünf Minuten fiel anfänglich ein Schuß, bis man später, um die vergrößerte Wirkung zu zeigen, auch mehrere Granaten gleichzeitig warf. Eine gewaltige Rauchwolke verhüllte zeitweilig das feuernde Schiff, von dem die Eingebornen sagten, daß jedes seiner Geschosse auf einmal sechs Hütten in die Luft sprenge. Als die Rauchwolken sich verzogen hatten, sahen wir die Truppen in ähnlicher Weise wie am Tage vorher landen. Zu ihnen stießen etwa 40 sehr lange, bunt geschnitzte und mit hübschen Aufsätzen verzierte Kriegscanoes der deutschfreundlichen Dörfer, Könige und Häuptlinge. König Bell und sein Sohn und Thronfolger Manga Bell, deren bewaffnete Anhänger kurz vorher auf etwa 150 zusammengeschmolzen waren, deren Stern aber seit dem Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe wieder gewaltig zu steigen begann, spielten bei dieser Zusammenkunft von allen Eingebornen die bedeutendste Rolle.

Manga Bell ist der schönste Neger, den ich jemals gesehen. Ueber der hochragenden Figur eines römischen Gladiators thront der schöngeformte Kopf von wirklich königlichem Ausdruck. Bloß das kurzgeschnittene, büschelförmig wachsende Wollhaar verrät, von der Hautfarbe abgesehen, den Neger. Die kühngeschwungene

Adlernase, die stolzen blitzenden Augen würden weit eher auf semitisches, etwa arabisches, als auf Negerblut schließen lassen. Brächte man Manga Bell in einen europäischen Salon, so glaube ich, daß er unter der Damenwelt Furore machen würde. Ueber seine geistige Befähigung vermag ich nichts weiteres anzugeben, als daß er ziemlich gut Englisch spricht. Bekleidet war er mit Hüftentuch, ärmelloser Jacke und einem weißen Käppchen; er trug ein Schwert und über der Brust an einer Schnur hängend einen gewaltigen Revolver. Auch König Bell ist von allen Königen und Häuptlingen dieses Landes in körperlicher und geistiger Hinsicht der hervorragendste. Es braucht einem gar nicht erst gesagt zu werden, daß dies König Bell sei. Sein Auftreten, sein Benehmen ist dasjenige eines Königs; seine Kleidung (seidenes Hüftentuch, wollene Jacke, ein Käppchen und gewaltige, wenigstens einen halben Fuß breite Elfenbeinringe an den Armen), welche die zu der Hautfarbe passende seines Volkes ist, verleiht ihm eine Würde, die sofort verschwände, wenn er die „civilisirte" Kleidung der farbigen Gentlemen von Victoria oder Sierra Leone anlegen wollte. Aber dafür besitzt auch König Bell viel zu viel Tact und Geschmack. Auch König Acqua ist ein gut aussehender Mann, aber sein Benehmen ist gänzlich verschieden von dem des Königs Bell. Er geriet in nicht geringe Besorgnis, als der Admiral ihn bei einer Beratung darüber, wie am besten den entflohenen Rädelsführern beizukommen sei, höchst ungnädig behandelte. Schon eine halbe Stunde später erschien er mit augenfälliger Absichtlichkeit in seinem mit schwarzem Affenfell überzogenen, raupengeschmückten Kriegshelm, um zur Verfolgung Lock Prissos, Green Joss' und Old King Bells auszuziehen. Das Ergebnis dieses Kriegszuges war die Einbringung von 10 Gefangenen, betreffs deren ich vermute, daß es lauter unbedeutende Leute, wenn nicht gar Sklaven gewesen sind.

Während noch wenige Tage vorher Leben und Eigentum der am Kamerun-Fluß wohnenden Deutschen im höchsten Grade gefährdet gewesen war, wußte und fühlte jetzt jeder Mensch, einerlei ob weiß oder schwarz, daß jeder andere maßgebende und ausschlaggebende Einfluß als der deutsche gebrochen und für immer niedergeschmettert war. In dieser Hinsicht redeten hundert Kleinigkeiten eine Sprache, wie man sie sich deutlicher gar nicht wünschen konnte. Der Kaufmann, der damals deutsche Flaggen

mit den Namenszügen der hervorragendern Häuptlingen besessen hätte, würde ein glänzendes Geschäft gemacht haben. Schwächliches Handeln würde unter solchen Leuten, wie die hiesigen Neger, und unter solchen Verhältnissen, wie sie hier vorlagen, nicht bloß eine Thorheit, sondern ein Verbrechen gewesen sein. Schwarze und Weiße mögen chacun à son goût leben, handeln, thun und lassen, was und wie es ihnen gefällt. Aber nachdem einmal die deutsche Flagge am Kamerun-Fluß gehißt war, mußte die Thatsache, daß wir und wir allein hier die Herren seien, wie ein rocher de bronze dastehen.

Unter höchst eigentümlichen Verhältnissen sahen wir dem Weihnachtsfest entgegen. Der Sturm hatte ausgetobt und nachdem die allgemeine Ermüdung, die den Landungsmanövern folgte, gewichen war, herrschte reges Leben am Flusse und auf dem Flusse, wo die Kriegscanoes von König Bell, König Acqua und Jim Equalla fast den ganzen Tag über auf und ab fuhren. Zu den beiden Kriegsschiffen wurden, um in Ermangelung von Tannenbäumen einen gebührenden Weihnachtsschmuck herzustellen, große Mengen von Palmzweigen geschleppt. Mit den Häuptlingen war die Vereinbarung getroffen worden, daß soviel Ochsen, wie man nur immer wolle, im Busch (wo dieselben weiden) geschossen werden dürften, unter der Bedingung, daß man sie später wöge und für das Pfund 50 Pfg. vergüte. Auffallenderweise war auch das kaufmännische Geschäft, welches mehrere Tage lang gestockt hatte, recht lebhaft. Verluste hatten die Kaufleute bloß insofern erlitten, als den Eingebornen der zerstörten Ortschaften Hickory-Dorf und Joß-Dorf namentlich von englischen Firmen ein bedeutender Credit bewilligt worden war. Die Factorei bei König Bells Dorf, in deren Umgebung sich jetzt keine Ansiedlungen mehr befanden, mußte einstweilen geschlossen werden. Das allgemeine Gespräch drehte sich um den ganz unerwarteten Widerstand der Joß-Leute, die sonst gleich allen westafricanischen Negern nicht im Rufe besonderer Tapferkeit stehen. Man erklärt sich den Widerspruch dadurch, daß auch sonst bei einzelnen Kamerun-Leuten eine Art von Raserei bemerkt worden ist, in der sie zu allem Erdenklichen fähig sind. Wollte sich doch einmal König Acqua, als er beleidigt zu sein glaubte, alles Ernstes das Leben nehmen!

Manga Acqua, ein Bruder des Königs Acqua, welcher es aber mit den Aufständischen gehalten hatte, war ein Gefangener

an Bord der Olga, und es war höchst komisch anzusehen, wie unsere Matrosen, welche nach dem Kampfe die gutherzigsten Menschen von der Welt sind, am Weihnachtsabend den Gefangenen zu ihrem Grog und ihren theatralischen Aufführungen heranzogen. Es war das erste Weihnachtsfest, welches in einem außereuropäischen und dennoch deutschen Flusse gefeiert wurde.

Ueber das Gefecht vom 20. December dürften auch außerhalb des Zusammenhangs einige weitere Einzelheiten von Interesse sein. Das über der Barkasse der Olga (welche eins der Bootsgeschütze an Bord hatte) ausgespannte Sonnensegel war von nicht weniger denn 13 Kugeln durchbohrt worden. Die Dampfpinasse hatte etwa zehn Treffer erhalten, von denen einer einen Mann ins Auge traf, ein anderer einem Matrosen den Hut durchborte, ein dritter den Wasserkasten durchlöcherte, ein vierter einen Riemen durchbohrte und ein fünfter eine Beule in das Dampfrohr schlug. Zur Verwendung gegen die Stellung des Feindes auf der 80 bis 100 Fuß hohen Uferböschung hatte sich das Revolvergeschütz besser bewährt als die Acht-Centimeter-Bronzekanonen. Die Barkasse der Olga konnte, so lange sie dicht unter dem Ufer lag, bloß die beiden Flanken der feindlichen Stellung bestreichen, weil man dem Geschütz nicht die hinreichende Elevation zu geben vermochte, um gegen den Kamm der hinter der deutschen Factorei vor König Bells Stadt ansteigenden Anhöhe etwas ausrichten zu können. Und als die Olga-Leute unter Capitän-Lieutenant Riedel gestürmt hatten und auf dem Plateau standen, war jedes Feuern mit den Geschützen von selbst ausgeschlossen. Die Wirkung der Granaten des Revolvergeschützes soll eine ganz vortreffliche gewesen sein. Die allgemeine Ansicht unserer Officiere ging dahin, daß die feindliche Stellung, wenn von europäischen Truppen verteidigt, uneinnehmbar gewesen sein würde. Man denke sich eine steile Anhöhe, auf deren Absturz keinerlei Deckung zu finden ist, und den Kamm dieser Anhöhe denke man sich mit Bäumen und Buschwerk derart bestanden, daß dadurch jeder wünschenswerte Schutz gewährt wird. Ich maß die Entfernung vom Ende der Mauer, wo die Olga-Leute zum Sturm ansetzten, bis zum Kamm der Hochfläche, wo die drei hohen Bäume stehen, auf 156 Schritte. Auch die Hochfläche selbst ist für den Guerrilla-Krieg außerordentlich geeignet. Alle 20 oder 30 Schritte ein neuer, leicht zu verteidigender Abschnitt. Einem tüchtigen Feinde müßte man hier Zoll für Zoll abringen.

Die gewöhnliche Regel, daß bloß dann gefeuert werden soll, wenn man den Feind sieht, gilt hier nicht. Gesehen haben unsere Leute den Feind beinahe gar nicht; aber wenn an einem und demselben Puncte mehrmals die Rauchwölkchen eines Gewehrschusses sichtbar wurden, so wurden sofort fünf bis sechs Schüsse dorthin gerichtet, und nach allem, was man hört, hat der Feind auch bei dieser Art des Feuerns ziemlich große Verluste erlitten. Nach einer oberflächlichen Berechnung müssen die Neger wenigstens 5000 Schüsse abgegeben haben. Die meisten waren recht herzlich schlecht gezielt; ich habe den Eindruck gehabt, daß der Feind neben einigen Hundert Leuten, die ohne Sinn und Verstand feuerten, bloß über einige Dutzend guter Schützen verfügte. Die Schüsse der letztern konnte man ganz genau erkennen. Während es, so lange wir auf der Hochfläche standen, über uns beständig dahinschwirrte, fiel, sobald man sich irgendwie besonders bloßstellte, sofort ein vereinzelter Schuß und man hörte dann eine Kugel ganz dicht bei sich vorübersausen. Die Zahl dieser guten Schützen, die wohl die Häuptlinge und Vornehmen waren, muß sich im Verlauf des Gefechts immer mehr verringert haben; wahrscheinlich sind die meisten von ihnen gefallen. Einige davon hatten die Kühnheit so weit getrieben, in das dichte Laubdach der großen Bäume hinaufzusteigen, von denen sie teils durch die Granaten der Barkasse und der Dampfpinasse, teils durch die Kugeln der Olga-Leute heruntergeholt wurden. Als Capitän-Lieutenant Riedel als einer der ersten unter den Stürmenden auf der Hochfläche stand, glaubte er, daß noch immer Feinde in den Baumwipfeln über uns steckten, und befahl, dieselben genau zu durchsuchen. Aber die Annahme erwies sich als unrichtig. Während der zwei Stunden, die wir oben zubrachten, waren wir fest davon überzeugt, daß das Feuer unserer Leute bei der geringen Uebersichtlichkeit des Geländes bloß von sehr geringer Wirkung, wenn überhaupt von irgendwelcher sein könne. Wir wurden in dieser Ansicht dadurch bestärkt, daß wir beim gelegentlichen Ausschwärmen der einzelnen Züge niemals Tote und Verwundete fanden. Erst später haben wir zum allgemeinen Erstaunen erfahren, daß der Feind etwa 20 Tote und noch mehr Verwundete gehabt hat, daß zwei der größten Canoes mit den ausnahmslos hinweggeschleppten Verwundeten beladen worden sind, während man die Toten auch teils mit hinweggenommen, teils seitwärts in die Büsche geworfen und mit Laubwerk zugedeckt hat. Es ist seitens der uns befreundeten

Schwarzen behauptet worden, daß man bedeutend klüger daran gethan haben würde, zuerst Joss Town und erst später Hickory Town anzugreifen. Die Thatsache kann nicht geleugnet werden. Hätte man zuerst Joss Town angegriffen, so würden die Verluste, die wir erlitten, wohl gänzlich vermieden worden sein. Man erwartete aber irrtümlicherweise, in Hickory-Stadt eher als in Joss-Stadt auf ernstlichen Widerstand zu stoßen.

Als gleich nach Weihnachten immer mehr verdächtiges Gesindel auf der Ruinenstätte von Bells Dorf und Joss-Dorf gesehen wurde, unternahm man abermals einen militärischen Spazirgang über die Hochfläche zwischen König Acquas Dorf und dem Doctor-Creek. Durch Acqua Town hindurch geleitete uns ein achtjähriger Knabe, der jüngste Sohn des Königs Acqua, den dieser „Prinz Acqua" zu benamsen liebt und den er in Deutschland erziehen lassen möchte. Als wir uns jenem wald- und buschumstandenen kleinen, aber tief in die Hochebene eingeschnittenen Wasserlauf, welcher König Acquas Stadt von König Bells niedergebrannter Stadt trennt, näherten, machten uns der starke Verwesungsgeruch und auffliegende Raubvögel auf eine im Gebüsch liegende Leiche aufmerksam, die, durch Entwicklung von Gasen stark aufgeschwollen, einen unangenehmen Eindruck darbot. Der Mann hatte einen Schuß in die Seite bekommen und wir nahmen an, daß er sich entweder verwundet von Joss-Stadt bis hierher geschleppt habe oder aber als Leiche von seinen fliehenden Kameraden ins Gebüsch geworfen worden sei. Jenseit des kleinen Wasserlaufes gelangten wir zuerst zu König Bells niedergebrannter Stadt, dann nach Togoto und dann nach Joss-Stadt, lauter Ortschaften, die bloß durch übermannshohe Zäune voneinander getrennt sind. Diese Dörfer der Eingebornen erstrecken sich wohl 1½ bis 2 Kilometer weit ins Innere hinein; die Straßen sind breit, gradlinig und sehr regelmäßig angelegt, aber die trotz des wenig fruchtbaren Bodens äußerst üppig wuchernde Vegetation macht jede Uebersicht unmöglich. Da gibt es nicht bloß Cocospalmen und Bananenstauden sowie Coco- (die Taro der Südsee) und Batatenfelder, sondern auch Mangobäume, deren Früchte zu Hunderten am Boden verfaulen, Eriodendren- oder Bombaxbäume und gelegentlich Brotfruchtbäume. Urplötzlich, wo man es am wenigsten erwartet, steht man vor einem Abgrund. Die Regenwässer haben nämlich in die Hochebene einige fast senk-

recht abfallende tiefe Kessel eingeschnitten, an deren Boden der Pflanzenwuchs noch üppiger ist als anderwärts.

Dort, wo die Hochebene sich zum Flusse heruntersenkt, lagen an zwei Stellen alte Vorderlader-Geschütze; auch in des Elami Joss zerstörtem Hause fanden wir eine kleine niedliche Kanone. Tausende von Habichten oder Weihen, die ursprünglich durch die von dem warmen Luftstrom aufwärts getriebenen Insecten angelockt worden sein mochten, aber jetzt auch wohl verwesende Leichen aufgespürt hatten, schwebten um die Trümmer.

Es wehte hier oben eine frischere, gesundere Luft als unten am Strande. Mehrfach waren Aussichtspuncte freigelegt und mit einer Art von niedrigen Sitzbänken ausgestattet; die Scenerie, wie sie sich von diesen Puncten her eröffnete, wäre hübsch aber nicht großartig zu nennen gewesen. An mehrern Stellen hatten die Gewässer, indem sie förmliche Rinnen in den steilen Absturz eingeschnitten, bequeme Wege zum Strand eröffnet. Diese Rinnen vermitteln den Verkehr der Eingebornen mit dem Fluß und an ihrer Ausmündung lagen auch noch überall teils unversehrte, teils zerstückelte oder sonst unbrauchbar gemachte Canoes. Wir standen grade wieder einmal auf einem dieser Aussichtspuncte, als wir tief unter uns an der buschbestandenen Landzunge zwischen dem Kamerun-Fluß und dem Doctor-Creek zwei stark bemannte, jedes wohl 50 bis 60 Personen enthaltende Kriegs-Canoes bemerkten. Aus einem dieser Canoes wurden (und zwar, wie man mit dem Opernglas sehen konnte, mit Flinten bewaffnete) Leute gelandet, die, so schnell sie es nur vermochten, ins Gebüsch rannten. Corvetten-Capitän Bendemann beschloß, trotz der großen Entfernung von 500 bis 600 Meter, einige Schüsse abgeben zu lassen, weniger um wirklich Schaden anzurichten, als um den Leuten, die sich schon jetzt wieder so nahe an die Factoreien herangewagt, einen heilsamen Schrecken einzuflößen. Wir konnten mit dem Opernglas ganz genau das Einschlagen der Kugeln beobachten. Das eine Canoe bewegte sich mit äußerster Geschwindigkeit hinter eine es schützende Landzunge. Die Insassen des andern Canoes liefen sämtlich, das am Strande liegende Fahrzeug im Stiche lassend, in den Busch. Eine besondere Wichtigkeit legten wir der ganzen Sache nicht bei.

Als wir aber bei der deutschen Factorei in König Acquas Stadt anlangten, hörten wir, daß die Sache viel ernster gewesen

sei, als wir ursprünglich geglaubt hatten. Der kleine Dampfer Dualla hatte gegen 5 Uhr zu dem etwa 14 Seemeilen von dem Ankerplatz der Olga entfernt liegenden Bismarck fahren sollen und war an der Mündung des Doctor-Creek durch drei sich quer in den Weg legende Kriegscanoes mit zusammen 150 Mann aufgehalten worden. An Bord des kleinen Dampfers befanden sich bloß zwei Weiße (Herr Jürs und Herr Norberg), die über ein einziges Winchester-Gewehr verfügten, und da das niedrige Deck des Dampfers sehr leicht erstiegen werden kann, so war an einen Kampf mit dem so stark überlegenen Feinde nicht zu denken. Hätte man eins der drei Canoes in Grund gebohrt, so würden die zwei übrigen mittlerweile den Dampfer genommen haben. Mit aller Kraft weiterzufahren, würde ebenso gefährlich gewesen sein, da die spitzer als das spitzeste Rennboot gebauten, von je 50 oder 60 kräftigen Armen fortbewegten Kriegscanoes jeden Flußdampfer an Schnelligkeit übertreffen. Der Capitän that also das einzige, was unter den Umständen Rettung verhieß: er befahl umzuwenden. Das hatte, weil sich zu beiden Seiten Sandbänke befanden, seine Schwierigkeit. Während der 10 Minuten, die es dauerte, bis die Dualla sich gewendet hatte, waren die feindlichen Canoes ganz nahe herangekommen. Sie setzten auch die Verfolgung noch eine Weile fort, bogen aber dann plötzlich ab und fuhren langsam in den Doctor-Creek zurück. Des weitern erfuhren wir, daß man schon am Nachmittag von dem unterhalb König Bells Stadt ankernden Woermannschen Vollschiffe Dorothea aus beobachtet habe, wie am Lande Leute mit Kriegshelmen die Fäuste ballten, ihre Gewehre schwenkten und Drohungen ausstießen.

Durch die Ereignisse der letzten December-Tage war der ganze, einige Hundert kriegsfähige Männer umfassende Stamm der Joss-Leute heimatlos geworden. Und dieses Wort „heimatlos" bedeutet unter den obwaltenden Verhältnissen noch ganz etwas anderes als in Europa. Die Eingebornen von Kamerun erhalten von dem Lande, auf dem sie leben, bloß einen geringen Teil jener Lebensmittel, welcher sie selbst benötigen, und zwar einesteils deshalb, weil der ohnehin nicht fruchtbare Boden durch Jahrzehnte lang ohne Düngung betriebenen Ackerbau ausgesaugt ist, anderenteils, weil sie zu energischer Bearbeitung viel zu faul sind. Alle Dualla leben vom Zwischenhandel zwischen den europäischen Factoreien und den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen. Einzig und

allein durch den Handel werden ihnen die Mittel zum Ankauf von Mundvorrat geboten. Es war also klar, daß der Hunger die Joss-Leute zu den gewagtesten Unternehmungen treiben mußte, vielleicht zur Unterwerfung, vielleicht und viel wahrscheinlicher zu Räubereien größern Stils. Und das erschien um so schlimmer, da die Joss-Leute, seit sie einen Weißen ermordet und einige Stunden lang aus dem Hinterhalt auf unsere Truppen gefeuert haben, unter den Schwarzen als famose Kerle galten, vor denen viele andere Schwarze sich fürchteten und mit denen selbst solche, die äußerlich ganz und gar auf unserer Seite waren, wie z. B. manche Acqua-Leute, es nicht völlig verderben mochten. Diesen Leuten in ihren Schlupfwinkeln beizukommen, sie in jene seichten Wasserarme, deren es zwischen Bimbia und Malimba eine Unzahl gibt, zu verfolgen, war bei dem Tiefgang der Flußdampfer und der Dampfpinassen unserer Kriegsschiffe ganz unthunlich. Es blieb also nichts anderes übrig, als auf den weitern Einfluß des Hungers und die Auslieferung der Rädelsführer zu warten, damit alsdann dem bethörten Anhang und Gefolge jener Rädelsführer eine allgemeine Begnadigung bewilligt werden könne. Den Acqua-Leuten wurde es aufs strengste eingeschärft, keine Lebensmittel an die Joss-Leute zu verkaufen, und König Acqua, in dessen Charakter und Versicherungen man jedoch wenig Vertrauen setzte, behauptete, daß dieses Verbot unter seinem Volke zum Gesetz erhoben worden sei.

Am 29. December hatte ich Gelegenheit, mit dem allerseits beliebten englischen Consul Hewett die stattgehabten Ereignisse zu besprechen. Unsere Unterhaltung ging davon aus, daß wahrscheinlich keine unparteiischen und leidenschaftslosen Berichte in die englische Presse gelangen würden. Es thut mir das sehr leid, sagte Consul Hewett, ich habe lange in Bonn und Coblenz gelebt und für keine andere Nation außer meiner eigenen fühle ich so starke und lebhafte Sympathieen wie für die deutsche.

Und gäbe es kein Mittel, den größern englischen Blättern eine den Thatsachen entsprechende Schilderung der hiesigen Verhältnisse zukommen zu lassen?

Ich wüßte nicht, wie. Ich selbst schreibe nicht für Zeitungen. Und daß die hiesigen englischen Kaufleute stark erregte Briefe an ihre Heimatshäuser in Liverpool, Bristol u. s. w. gerichtet haben, das können Sie denselben, da ihre Person so sehr stark mit in

Frage kommt, kaum verargen. Aber die englische Regierung und das englische Auswärtige Amt legen keinen Wert auf dergleichen Auslassungen.

Immerhin schade, daß die öffentliche Meinung in England vielleicht irregeleitet werden wird.

Das ist nicht meine Schuld. Als ich in Bonny von der Bekanntmachung des Admirals Kenntnis erhielt, habe ich herüberkommen zu müssen geglaubt, weil in jener Bekanntmachung den hiesigen Engländern der Vorwurf gemacht zu werden scheint, als ob sie sich von einer Begünstigung der Unruhen nicht ferngehalten hätten.

Es ist mir, erwiderte ich, unverständlich, wie Europäer irgendwelcher Nationalität einer Bewegung, die mit Mord und Brandstiftung begann, freundlich gegenüberstehen könnten, einer Bewegung, von der sie wissen mußten, daß dieselbe, wenn nötig, mit Gewalt niedergeschlagen werden würde.

Warum haben denn überhaupt Ihre deutschen Landsleute Gewalt angewandt? Hätte man nicht die Streitigkeiten zwischen Negern den Negern selbst überlassen können?

Wenn tage- und wochenlang Leben und Eigentum der deutschen Kaufleute in höchster Gefahr schwebt, so sind das doch nicht bloß Streitigkeiten unter Negern. Außerdem war, soweit ich als Privatmann darüber unterrichtet bin, die deutsche Regierung gemäß den abgeschlossenen Verträgen verpflichtet, Ruhe und Ordnung am Kamerun-Fluß wiederherzustellen.

Das Volk beschwerte sich, daß König Bell von der Summe, die er erhalten, nicht die Hälfte, wie ausbedungen, abgegeben und überhaupt sein Volk irregeleitet habe.

Ein Märchen, wie deren so viele von den Negern erzählt werden.

Warum haben sich denn aber die unter Bell stehenden Häuptlinge von Joss Town und Hickory Town gegen Bell aufgelehnt?

Vielleicht bloß deshalb, weil der Anblick der Macht zum Neide reizt.

Und Sie wollen behaupten, daß man diesen Zwist zwischen Bell und seinen Unterhäuptlingen nicht ihnen selbst hätte überlassen können?

Ganz gewiß nicht, wenn alle paar Tage auf die deutschen Kaufleute geschossen, wenn jedes deutsche Canoe von den

Joss- und Hickory-Leuten aufgehalten wird, wenn die deutschen Kaufleute den Aufschub der Plünderung ihrer Factoreien mit hohen Geldsummen erkaufen müssen.

Gut, aber warum haben Ihre deutschen Landsleute, ehe sie Joss Town und Hickory Town nahmen, den Einwohnern nicht eine Warnung zukommen lassen?

Warnungen, Herr Consul, und zwar in immer dringenderer Form, sind denselben wenigstens zu fünf bis sechs verschiedenen Malen zugegangen.

Sie glauben also wirklich, daß die Verhältnisse ein kriegerisches Vorgehen rechtfertigten? Sie sind persönlich davon überzeugt?

Wir führen hier keinen Krieg. Aber selbst wenn dem so wäre, möchte ich daran erinnern, daß von den Engländern der Zulukrieg um viel geringerer Ursachen willen begonnen worden ist.

Lassen wir den Zulukrieg beiseite; ich werde ihn ganz gewiß nicht verteidigen. Erklären Sie mir lieber, ob die Regierung Ihres Vaterlandes die Gegenden am Kamerun-Fluß als deutsches Gebiet oder als Schutzgebiet ansieht.

Ich bin Privatmann, Herr Consul, bin durch meine Stellung gezwungen und berechtigt, mich auch mit politischen Dingen zu beschäftigen, aber mit unserer Regierung stehe ich in keinem Zusammenhang und weiß über deren Anschauungen und Pläne nicht besser Bescheid als Sie selbst.

Gut. Meine Argumentation ist folgende. Betrachtet Ihre Regierung die Gegenden am Kamerun-Fluß als Schutzgebiet, so hat sie kein Recht, so wie der Admiral es gethan, dort einzugreifen — —

Das bestreite ich mit aller Entschiedenheit. Der Admiral hatte nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, Ruhe und Ordnung am Kamerun-Fluß wieder herzustellen.

Unsere Ansichten sind also verschieden. Aber lassen Sie mich fortfahren. Betrachtet Ihre Regierung das Kamerun-Gebiet als deutschen Grund und Boden, so dürfte sie keine Sklaven dort dulden.

Jedes Ding will seine Zeit haben. Und davon abgesehen. Grade das von Ihnen gebrauchte Argument richtet seine Spitze gegen England. Die Engländer sitzen seit mehrern hundert Jahren an der Gold- und Sklavenküste. Wollen Sie bestreiten, daß noch heute dort Sklaven zu Tausenden und Abertausenden gehalten werden, daß der Sklavenhandel dort in höchster Blüte steht?

Die Thatsache kann nicht bestritten werden, aber es ist ein Unterschied, ob eine Sache gesetzlich erlaubt ist oder nicht. In manchen britischen Schutzgebieten ist das Sklavenhalten gesetzlich gestattet, aber an der Goldküste geschieht es nicht dem Gesetze gemäß, sondern heimlich. Es ist schwer, einen uralten Gebrauch abzuschaffen.

Und ist denn die Heimlichkeit der Oeffentlichkeit vorzuziehen? Ehe Sie aus der Thatsache, daß hier Sklaven gehalten werden, ein Argument gegen uns ableiten, dürfte es sich verlohnen, doch noch einige Jahre, vielleicht sogar ein Jahrzehnt lang, ruhig abzuwarten.

Well, well, ich lege Ihnen meine privaten Ansichten dar. In meiner amtlichen Stellung habe ich mich mit einem nach Hause gerichteten Protest begnügt. Zu Hause wird darüber wohl entschieden werden.

Was sollte denn überhaupt noch zu entscheiden sein?

Der Consul schwieg. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich beabsichtige Unterredungen mit den hiesigen Häuptlingen zu haben, um ihnen zu sagen, daß sie sich vollkommen ruhig verhalten und sich gedulden mögen, bis Nachrichten von Hause eintreffen.

Aber, Herr Consul, ich möchte mir gestatten, zu bemerken, daß Sie, sei es auf deutschem Boden, sei es auf dem Boden eines deutschen Schutzgebiets stehen.

Mißverstehen Sie mich nicht. Ich erkenne die Thatsachen an. Vollkommen. Vollkommen — — —

Herr Hewett wollte fortfahren, als die Ankunft des Dr. Buchner unsere Unterredung abschnitt.

Capitel XII.

Kamerun unter deutscher Verwaltung.

(Die innern politischen Verhältnisse des Kamerun-Landes. — Die Abo-Leute wollen den Admiral Knorr gefangen nehmen. — Rogozinski. — Der Friedensschluß mit den aufständischen Joss-Leuten. — Dr. Nachtigals Tod und die Entsendung des Herrn v. Soden als Gouverneur. — Die Engländer in Anjako und die Franzosen im Povo-Lande. — Die Grenzregelung des Grafen Herbert v. Bismarck. — Deutsche Plantagen im Kamerun-Gebirge. — Die Kamerun-Leute sind schwer zu regieren. — Lästig und unzuverlässig, aber nicht böse. — Demoralisirung durch das Handelsmonopol. — Civilverwaltung, aber keine Militärverwaltung! — Eine deutsche Colonialtruppe. — Schwarze im Dienst der Marine. — Ein zukünftiger Gerichtshof. — Man errichte baldmöglichst deutsche Missionsstationen.)

Durch die Ereignisse in der letzten Hälfte des December waren wenigstens 3000 Menschen, unter denen sich gegen 800 waffenfähige Männer befinden mochten, von Haus und Hof vertrieben worden. Die Joss-Leute waren, wie bereits im vorigen Capitel erwähnt wurde, zum Quaqua-Fluß und die Hickory-Leute, soweit sie sich nicht bei Freunden und Verwandten versteckt hielten, zum mittlern Laufe des Mungo, wo sie die Ortschaft Mbundju besetzt hielten, entflohen. Den Deutschen gegenüber nahmen diese beiden Abteilungen eine sehr verschiedene Stellung ein. Die Joss-Leute, die ihrem mit den Deutschen abgeschlossenen Vertrag untreu geworden waren und den Woermannschen Agenten Pantänius ermordet hatten, konnten bloß als Aufständische und als Verbrecher angesehen werden, während kein

Grund vorlag, weshalb nicht den Hickory-Leuten Verzeihung gewährt werden sollte, falls sie darum bäten. Denn obwohl in Hickory-Stadt als in einem unter König Bells Oberhoheit stehenden Gebiete die deutsche Flagge gehißt worden war, so hatten dennoch die Hickory-Leute jedes besondere Uebereinkommen abgelehnt, sodaß sie sich also wenigstens keines Vertragsbruchs und außerdem keines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht hatten. Nachdem Lock Prisso, der erste Häuptling von Hickory-Stadt, durch Vermittlung von Dido-Leuten die Bitte um Begnadigung nach Kamerun hatte gelangen lassen, erschien er auch schon bald um Verzeihung bittend vor dem Admiral, während einzelne Hickory-Leute mit dem Aufbau ihrer Hütten begannen. Wäre gleichzeitig auch eine völlige und ernstgemeinte Versöhnung zwischen König Bell und dem ebenso begabten wie verhältnismäßig energischen, aber heimtückischen Lock Prisso zustande gekommen, so würden die politischen Verhältnisse Kameruns einer befriedigenden Gestaltung um ein Bedeutendes näher gerückt worden sein. Aber obwohl Lock Prisso in gemeinsamem Palaver mit König Bell versprach, sich der Oberhoheit des letztern wieder unterwerfen zu wollen, so blieb doch zwischen beiden ein durch die Verschiedenheit ihrer Interessen erklärliches Mißtrauen zurück.

Die ganz eigenartigen politischen Verhältnisse des Kamerun-Gebiets und die bloß auf leichten kaufmännischen Verdienst gerichtete Sinnesart der Bevölkerung brachten es mit sich, daß die Deutschen in ihrem Bestreben, Ordnung zu schaffen, den Frieden zwischen den Eingebornen herzustellen und die Hinterlande zu erschließen, bei keiner der zahlreichen Abteilungen des Dualla-Volks eine wirkliche und vertrauenswürdige Stütze fanden. König Bell, unter allen Königen und Häuptlingen des Kamerun-Gebiets der achtungswerteste, hatte seit dem gegen ihn gerichteten Aufstand seine Anhänger vom untern Flußgebiet zurückgezogen und stellte auch trotz aller Ermahnungen, einem tief eingewurzelten Instinct folgend, seine Handelsinteressen weit höher als die politischen. König Bell ist ehrbar und vertrauenswürdig, soweit ein Dualla-Neger dies überhaupt zu sein vermag, aber von welchem größern Nutzen könnte ein Mann sein, der trotz sehr guter Anlagen, regen Verständnisses und einer beinahe europäischen Anschauungsweise dennoch teils aus Schwäche, teils aus verblendeter Kurzsichtigkeit bloß dem Nächstliegenden nachstrebt! Bells Sohn



Neuvermähltes Ehepaar aus Kamerun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

und voraussichtlicher Nachfolger, der schon früher erwähnte Manga Bell, ist eine viel energischere Natur, entbehrt aber einstweilen noch jenes Ansehens, das man seinem Vater trotz aller Anfeindungen doch stets entgegenbringt.

Bell besaß zunächst nicht genug Mut und vielleicht auch nicht genug Anhang, um seine niedergebrannte Stadt wieder aufzubauen. Seine Handelsdomäne sind Abo, Wuri, Debombari, Bomano, ein Teil des Quaqua-Gebiets und besonders der durch Bells Unternehmungsgeist und seine in dieser Richtung ganz außerordentlich gute Beanlagung dem Handel erschlossene Mungo-Fluß. Seit Bell-Stadt niedergebrannt worden war und die Bell-Leute sich gezwungen aus allen mit dem Sammelnamen Kamerun bezeichneten Ortschaften zurückgezogen hatten, hielt sich König Bell gewöhnlich in Sorroku oder in Boadibo auf, zwei nordwestlich von Hickory-Stadt an einem den Mungo- und den Kamerun-Fluß verbindenden Wasserlauf gelegenen Ortschaften. Von dort aus unterhielt Bell nach wie vor Handelsverbindungen mit dem mittlern und obern Laufe des Mungo-Flusses und kam bloß, wenn er eine größere Menge eingekaufter Waren zu den Factoreien bringen wollte, nach Kamerun herunter. Zu etwaniger Kriegführung zeigte er nur wenig Neigung, obwohl er sich der eigenen Sicherheit halber von einer größern Anzahl wohlbemannter Canoes begleiten zu lassen pflegte.

Leider sind König Acquas Persönlichkeit und Charakter nicht derart, daß er bei der Neugestaltung der Verhältnisse des Kamerun-Gebiets eine hervorragendere Rolle spielen könnte. Acqua steht in Bezug auf Würde, Vertrauenswürdigkeit und allgemeine achtungswerte Eigenschaften tief unter Bell. Trotz seiner angeblichen Beschränktheit hat er es in geschickter Weise verstanden, zwischen den Parteien zu laviren, und obwohl der Verdacht, daß er die Joss-Leute unterstützt habe, ziemlich begründet zu sein scheint, dennoch auch den Deutschen keinen Anlaß zu offener Feindseligkeit gegeben. Sein Anhang ist grade wegen dieser zweideutigen Haltung ziemlich zahlreich; aber er besitzt nur wenig Macht über die Leute, die ihm folgen, ohne ihm wirklich ergeben zu sein. Einer der hervorragendsten Züge in Acquas Charakter ist (obwohl er äußerlich mit demselben ganz gut steht) Mißtrauen und Eifersucht gegenüber King Bell. König Acquas Handelsdomäne sind Abo, Wuri, ein Teil des Quaqua-Gebiets, Debombari, Bomano, dann aber vor allem Debamba und Donga.

Die Acqua-Leute sollen ebenso wie die Bell-Leute von einem gemeinsamen Stammvater, nämlich dem aus dem Südosten eingewanderten Bela, abstammen. Aber während die Bell-Leute und die sich von ihnen abzweigenden Prisso-, Dido- und Joss-Leute die Reinheit ihres Stammes bewahrt hätten, habe sich der Stammvater der Acqua-Leute mit einem Weibe der frühern Bewohner des Landes verehelicht.

Jim Equalla von Dido-Stadt hatte, als es zu Feindseligkeiten zwischen Bell und dessen Lehnsleuten kam, König Acquas Neutralität, aber in viel redlicherer Weise nachgeahmt. In seinen Händen ruht hauptsächlich der Handel von Wuri. Den Deutschen stand er vertragstreu und freundschaftlich gegenüber, ohne jedoch irgendwelches Interesse an der Einkehr von Ordnung und Frieden zu bethätigen. Die Bestrebungen der Deutschen würden wesentlich erleichtert und gefördert worden sein, wenn im untern Kamerun-Gebiet statt unzuverlässiger Acqua-Leute zuverlässigere Bell-Leute gewohnt hätten. Früher hielten sich dort Bell- und Acqua-Leute die Wage. Seit dem Rückzug der Anhänger Bells war das Gleichgewicht gestört und zur Sicherheit der Factoreien konnte die Anwesenheit eines wenn auch kleinen Kriegsschiffes fürs nächste nicht entbehrt werden. Sich selber überlassen, würden die Factoreien den Joss-Leuten, falls dieselben zurückzukehren versucht hätten, keinen Widerstand haben leisten können, und ich bezweifle, ob in solchem Falle die Acqua-Männer ganz und voll für sie eingetreten sein würden.

Die Verhältnisse im untern Kamerun-Gebiete werden bis zu einem gewissen Grade von denjenigen der obern Flußgegenden beeinflußt, und es erschien wünschenswert, daß baldmöglichst mit den Königen und Häuptlingen am Mungo-, am Abo- und Wuri-Fluß Verträge abgeschlossen werden würden, wie solche für die Landschaft Bakundu bereits vorbereitet worden waren. Da der Admiral seit Anfang Januar, und zwar durch einfache Mitteilung an die Häuptlinge und Kaufmannsfirmen, den Belagerungszustand verhängt hatte, so war es bloß natürlich, daß er auch dem Hinterlande seine Aufmerksamkeit zuwandte, während der am 31. December mit der Möwe eingetroffene kaiserliche Commissar und Generalconsul Dr. Nachtigal sich mit dem Verfasser dieses Buches zum Gebirge begab. Am 29. Januar kehrte der Admiral von einer ins Abo-Land unternommenen Reise zurück und erzählte, daß,

während er sich in Kokki beim dortigen König befunden habe, bei den übrigen Häuptlingen des Abo-Landes und namentlich bei Leoa, dem ersten König, die Besorgnis, daß ihre Handels-Interessen geschmälert werden sollten, immer mächtiger hervorgetreten sei. Manga-Bell, der den Admiral begleitete, habe die Unklugheit begangen, fünf Puncheos Oel zu kaufen, und die Eingebornen wären nicht übel geneigt gewesen, durch Verlegung des Rückweges vermittelst den Fluß absperrender Zäune eine Durchsuchung der deutschen Boote zu erzwingen. Erst infolge einer sehr kategorischen Aufforderung des Admirals seien die Zäune hinweggeräumt worden.

Die am Abo und Wuri, den beiden Zufluß-Armen des Kamerun-Flusses, lebenden Neger gehören ebenso wie die Anwohner des Mungo zu einer zweiten Gruppe von Händlern, die es als ein ererbtes und wohlerworbenes Recht betrachten, daß die Händler der ersten Gruppe (nämlich Bells und Acquas Leute) Oel, Palmkerne und Elfenbein von ihnen kaufen müssen und nicht direct mit den noch weiter landeinwärts wohnenden Händlern einer dritten, vierten und fünften Gruppe verkehren dürfen. Es ist selbstverständlich, daß die Eingebornen der zweiten Gruppe nur allzu gern ohne jede Vermittlung mit den Factoreien verkehren würden, daß aber dies die Handelsinteressen der ersten Gruppe schädigen würde. Dieselbe Menge Palmöl, welche von König Bell und König Acqua für sieben Kru an die Factoreien verkauft wird, kostet bei den Händlern der dritten Gruppe bloß ein Kru.

Welche Stellung soll nun die deutsche Colonialpolitik gegenüber dem Handelsmonopol einnehmen, welches sich die verschiedenen, den Zugang ins Innere mit allen verfügbaren Mitteln erschwerenden Händlergruppen angeeignet haben? Soll sie Bells, Acquas, Lock Prissos und Jim Equallas Bestreben, mit den Händlern der dritten Gruppe in Verbindung zu treten, unterstützen, wie König Bell dies schon jetzt am Mungo-Fluß erreicht hat, oder soll sie, die Handelsinteressen der ersten Gruppe beiseite schiebend, einen den europäischen Kaufleuten und den Binnenlandsbewohnern gleich erwünschten directen Verkehr der Factoreien mit dem Innern anbahnen? Im erstern Falle verfeindet sie sich mit den weiter landeinwärts Wohnenden, im zweiten Fall mit den an der Küste Ansässigen. Die Engländer haben in ähnlichen Fällen, wo es sich um Schutzgebiete handelte, alles beim alten gelassen, während

sie in den ihrer directen Herrschaft unterworfenen Gebieten das Handelsmonopol nach und nach — und darüber ist meistens sehr viel Zeit verflossen — mit List und Gewalt durchbrochen haben. Die im vorstehenden dargelegte Wahl wird auch für uns sehr viel einfacher dadurch, daß wir, um mit Einem Schlage den Handel und den Verkehr mit dem Innern freizumachen, einen Krieg führen müßten, was doch ganz gewiß nicht in unserer Absicht liegt. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als, die uns zur Verfügung stehenden Machtmittel benutzend, für ein allmähliches Freiwerden des Handels einzutreten.

Um einstweilen die Abo-Leute für ihre Kühnheit zu züchtigen, wurde vom Admiral für Abo und — da dies der Natur der Verkehrsstraßen wegen nicht anders zu machen war — auch für Wuri eine Handelssperre angeordnet. Die betreffende Bekanntmachung lautete wie folgt:

Vom 1. Februar d. J. an ist jeglicher Handel mit Abo, sowohl den Yabiang (oder Abo-Fluß) wie den Wuri hinauf, untersagt. Wachtboote werden von diesem Tage an auf jedes passirende Boot oder Canoe stromaufwärts oder -abwärts feuern und das Gut derselben in Beschlag nehmen. Außerdem hat der Eigner eines solchen Bootes oder Canoes fünfhundert Kru Strafe zu zahlen. Bis zum 1. mittags 12 Uhr ist anheimgestellt, alles in Abo befindliche Gut zurückzubringen.

Kamerun, den 30. Januar 1885.

(gez.) Knorr,
Contre-Admiral und Chef des westafricanischen Geschwaders.

Die Wuri-Leute waren denjenigen von Abo feindlich gesinnt und standen eher auf seiten der Deutschen. Aber leider erstreckte sich der Einfluß des Abo-Stammes bis zum linken Ufer des Mungo-Flusses, wo er in dem Orte Mbundju einen vorgeschobenen Posten besaß. In Mbundju hatten sich viele Joss-Leute und nicht zu Lock Prisso haltende Hickory-Leute angesiedelt, sodaß dort ein den Mungo-Fluß beherrschender deutschfeindlicher Platz entstanden war. Ursprünglich beabsichtigte der Admiral mit einigen wohlbemannten Booten den Mungo-Fluß hinaufzufahren und Mbundju zu nehmen. Er gelangte aber zu der Ansicht, daß an einem Puncte, wo deutsche Interessen bloß indirect in Frage kommen, Leben und Gesundheit seiner Leute nicht aufs Spiel gesetzt werden dürfe. Einstweilen wurde vom Admiral mit den Wuri-Königen Qua Makembe und Etoka, vom Generalconsul

Dr. Nachtigal dagegen mit den Ortschaften Mungo, Mudeka und Mukunda Schutzverträge abgeschlossen.

Des deutschenhassenden Polen Rogozinski Absicht, den Engländern das ganze Gebirge in die Hände zu spielen, war, wie ich das im ersten Bande meines Buches über Kamerun erzählt habe, recht gründlich vereitelt worden. Die englische Colonie Victoria mitsamt dem unter englischen Schutz gestellten, von Rogozinski angekauften Areal von Bota war rings herum von deutschem Gebiet umgeben, welches sich nordwestlich von Victoria, nämlich bei Bokonange, bis ans Meer erstreckt. Der Unmut über diesen Verlauf der Ereignisse scheint Rogozinski zu einer zum mindesten sehr thörichten Handlungsweise verleitet zu haben. Er ließ den bei Bokonange aufgestellten schwarz-weiß-roten Grenzpfahl ausreißen und dem Generalconsul mit einem vom 3. Februar datirten Schreiben zusenden, worauf seitens des Admirals der Befehl erging, den Polen, falls er sich auf deutschem oder neutralem Gebiet blicken ließe, zu verhaften. Als der Bismarck nach Victoria abdampfte, bekam der an Land gesandte Officier Herrn Rogozinski dort zu sehen und erfuhr, daß derselbe, während der englische Consul White Gouverneur geworden war, zum Civilcommissar für Victoria ernannt sei. Bei einer spätern Reise des Bismarck ereignete sich folgender Zwischenfall. Man sah ein Boot vorüberfahren, in dem sich, wie es hieß, Rogozinski befände. Als am folgenden Tage dasselbe Boot denselben Weg einschlug, hielt man es an und brachte den darin sitzenden Weißen an Bord des Bismarck. Dort aber stellte es sich heraus, daß man es gar nicht mit Rogozinski, sondern mit dessen Begleiter, Herrn Janikowski, zu thun hatte. Nachdem Janikowski einige Zeit in der Officiersmesse verweilt hatte, fuhr er unbehelligt weiter. Am 1. April hat Rogozinski, der sich bald darauf nach Europa begeben wollte, die Stellung eines Civilcommissars von Victoria niedergelegt.

Dieser Pole war zu Anfang 1883 mit einer ziemlich zahlreichen Expedition und mit Geldmitteln, die in Warschau und Paris durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden waren, behufs Aufsuchung des noch von keinem Weißen gesehenen Liba-Sees herausgekommen. Er wohnte lange Zeit zu Gast in der Woermannschen Factorei zu Kamerun und vercharterte an die deutsche Firma jenes kleine Segelschiff, auf dem er und seine Begleiter

gereist waren. Als aber dieses Schiff bei Victoria scheiterte, entstand Zwist, der dadurch, daß sich einige von Rogozinskis mißvergnügten Begleitern hülfesuchend an die Factoreien wandten, immer mehr an Schärfe und Bitterkeit zunahm. Auf seinem Zuge ins Innere ist Rogozinski wegen des Widerstandes der Eingebornen nicht weiter als bis zu den Seen am Oberlaufe des Mungo-Flusses vorgedrungen. Ihm daraus, daß er nicht weiter gelangte, einen Vorwurf machen zu wollen, erscheint mir, so lange dieser Gürtel von mißtrauischen und eifersüchtigen Völkern überhaupt noch von keinem Sterblichen durchbrochen worden ist, ungerecht zu sein. Leute, die über unendlich viel größere Mittel verfügten als Rogozinski, sind bei weitem nicht einmal so weit gelangt wie er und sein verstorbener Begleiter Tomczek. In der letzten Zeit gab Rogozinski seinen Plänen eine andere Richtung. Er erbaute ein kleines Häuschen auf der in der Ambas-Bucht gelegenen Insel Mondole, erwarb das Gebiet von Bota und sprach viel von der Anlage von Plantagen. An dieser Stelle möge mir eine kleine persönliche Bemerkung erlaubt sein. Wenn es den Anschein haben könnte, als ob ich für die Deutschen dasselbe gethan hätte, was Rogozinski für die Engländer that, so möchte ich doch daran erinnern, daß ich ein Deutscher bin und im Dienste meines Vaterlandes handelte, während mein früherer Reisegefährte durchaus nicht von einer besondern Vorliebe für England und die Engländer, sondern einzig und allein von seiner Abneigung gegen Deutschland geleitet wurde. Und dann hat auch Rogozinski, der Grundbesitzer werden wollte, im eigenen persönlichen Interesse gehandelt, während ich, damit die Lauterkeit meiner Absichten nicht einmal angezweifelt, geschweige denn angefochten werden könne, den sehr naheliegenden Gedanken, Privatbesitz zu erwerben, gar nicht habe aufkommen lassen. Ueberall, wo ich Schutzverträge abschloß und vorbereitete, boten mir die Eingebornen den brachliegenden Grund und Boden zum Kauf an. Ich führte für viele Tausend Mark Waren mit mir und mit leichter Mühe und zu verschwindend geringem Preise hätte ich ein Fürstentum an Privatbesitz erstehen können. Im Grunde genommen hätte man mir das nicht verargen können, und hätte mir nicht der Zufall eine halbpolitische Rolle zugewiesen, so würde ich in dieser Hinsicht nicht das geringste Bedenken gehegt haben. Aber da ich mich einmal als im Dienste der Nation stehend betrachtete, so

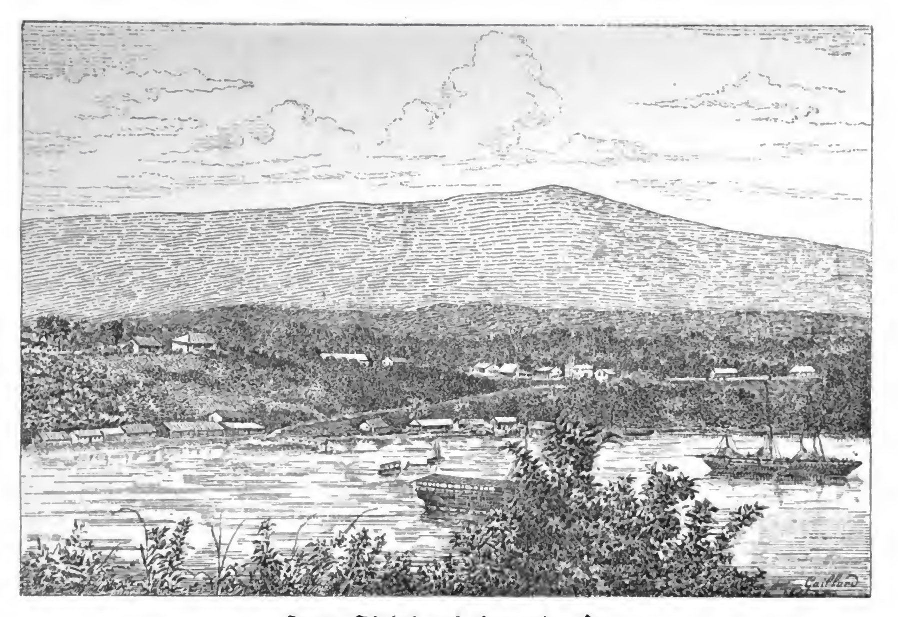
wünschte ich nicht, daß die Interessen unseres Vaterlandes mit persönlichen und selbstsüchtigen vermischt würden.

Endlich, am 18. März 1885, kam es zu einem großen Friedens-Palaver mit den Joss-Leuten, zu dem auch unter Zusicherung freien Geleites deren Häuptling Elami Joss an Bord Sr. M. Kanonenboot Möwe erschienen war. Am 20. März wurde einer der Mörder des Pantänius, namens Ndumbe Joss, ausgeliefert und nachdem er die That eingestanden hatte, noch am gleichen Abend von einem Commando der Möwe erschossen. Der Hingerichtete hatte ausgesagt, daß auch ein Bruder des Königs Bell, der mit diesem verfeindet sei und nicht mehr zur Familie gerechnet werde, Anteil an dem Morde gehabt habe. Obwohl einzelne Joss-Leute ihre Hütten aufzubauen begannen, so zogen sich die Unterhandlungen wegen Ueberlassung eines Platzes für das deutsche Regierungsgebäude doch noch eine ganze Weile in die Länge. Es möge an dieser Stelle daran erinnert werden, daß bereits 1872 zwischen den Bell-, Prisso- und Dido-Leuten einerseits, den Acqua- und Joss-Leuten anderseits ein Krieg ausgebrochen war, weil sich die Joss-Leute von den Bell-Leuten hatten absondern wollen und zu den Acqua-Leuten geflüchtet waren. Desgleichen wurde 1880 von den Bell-, Acqua- und Prisso-Negern gegen die nach Unabhängigkeit strebenden Dido-Leute ein Krieg geführt, der mit der Gefangennahme und Hinrichtung ihres Häuptlings Charley Dido endete.

Derjenige Mann, der sich um Deutschlands Colonialbesitzungen in West-Africa die größten Verdienste erworben hatte, unser wackerer Africa-Reisender Dr. Gustav Nachtigal, sollte den verdienten Lohn seiner mühevollen Thätigkeit nicht mehr erleben. Fieberkrank von Kamerun abreisend, wurde er auf hoher See, an Bord der Möwe, von einem perniciösen Fieber ereilt und starb am 20. April im Alter von 51 Jahren. Des großen Forschers Leiche ruht an der liberianischen Küste bei Cap Palmas. Nachdem Admiral Knorr mit Sr. M. S. Bismarck am 3. Mai Kamerun verlassen hatte, blieb daselbst einstweilen nur noch das Kanonenboot Habicht zurück. Am 4. Juli ist der neuernannte Gouverneur Herr v. Soden, dessen Amtspersonal aus dem Stellvertreter Herrn v. Puttkammer, dem Secretär Dr. Krabbes und dem Amtsdiener Fülbier besteht, in Kamerun eingetroffen. Herrn v. Sodens Thätigkeit wird durch zwei auf der Werft des Vulcan in Stettin

erbaute Dampfer — einen größern Küstendampfer, der Nachtigal getauft wurde, und einen kleinern Flußdampfer von bloß 17½ Tons und 1,6m Tiefgang — die ihm zur Verfügung stehen, bedeutend erleichtert werden. Als Kanzlei des Gouverneurs dient einstweilen das kleine Gebäude der englischen Mission bei König Bells Stadt.

An der Grenze des deutschen Togo-Gebiets war es im Januar 1885 zu blutigen Kämpfen zwischen Engländern und Eingebornen gekommen. Die unabhängigen Bewohner der in der Lagune von Quitta gelegenen Insel Anjako nahmen Partei für einen von den Engländern verfolgten und eines großen Ansehens genießenden schwarzen Händler namens Giraldo da Lima. Als es den Engländern geglückt war, den Giraldo gefangen zu nehmen und als sie ihn nun nach Accra befördern wollten, wurde von den Anjako-Leuten ein Befreiungsversuch gemacht, der damit endete, daß Capitän Campbell, der mit 30 Haussas aus dem Fort vor Quitta ausgerückt war, sich, von 6 Kugeln verwundet, wieder dorthin zurückziehen mußte. Mehrere Tausend Mann stark besetzten die Anjako-Leute die Stadt Quitta, so daß der Befehlshaber des Forts sich um Hülfe nach Accra wenden mußte. Am 31. Januar ist dann, während zufällig die Möwe vor Lome lag, der Ort Quitta von 200 Mann englischen Truppen (darunter 50 Weiße) genommen und gleich darauf auch das Dorf auf der Insel Anjako eingeäschert worden. König Gasú von Bagida, der sich aufrührischer Umtriebe gegen die Deutschen schuldig gemacht hatte, wurde von der Möwe als Gefangener an Bord genommen. Bei einem spätern Besuch Sr. M. S. Olga wurde von Herrn Corvetten-Capitän Bendemann, im Zusammenwirken mit den englischen Colonialbehörden, eine Feststellung der Westgrenze des Togo-Landes vorgenommen. Am 16. April wurde von den beiden französischen Kanonenbooten Mésange und Le Gabes in Klein- und in Groß-Popo die französische Flagge gehißt; ohne die rechtzeitige Dazwischenkunft Sr. M. Corvette Bismarck würde das gleiche auch in Porto Seguro geschehen sein. Daß die Namen „Little Popo“ und „Great Popo“ von dem portugiesischen Worte „povo“ (Ortschaft oder auch Bevölkerung einer Ortschaft) abzuleiten seien, halte ich — obwohl ich selbst, aber aus andern Gründen, die Schreibweise Povo angenommen habe — für im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich. Denn erstens lachen die



Santa Isabel auf Fernando Po
(nach eigner Photographie des Verfassers).

in Weida und Ague, also in dichtester Nähe wohnenden Portugiesen über eine derartige Ableitung, von der sie niemals etwas gehört hätten, und zweitens wird schon in Reise-Beschreibungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts von den Popo-Ländern gesprochen, deren Bevölkerung und politische Verhältnisse damals so ziemlich die gleichen wie noch heute gewesen zu sein scheinen. Da aber grade von dieser Küstengegend auch die Papa- oder Papau-Schwarzen erwähnt werden, so würde man eher auf einen einheimischen Ursprung des Wortes schließen dürfen. Im vorigen Jahrhundert, als der König von Dahome 1724 Groß-Ardra, dann Sabi und Jacquin und 1727 Weida eroberte, sind die Popo-Länder schon ebenso wie noch heute ein Zufluchtsort der vor den Räubereien der Dahome-Leute flüchtenden Eingebornen gewesen. Wann aber die keinem Zweifel unterliegende starke Vermischung der Popo-Leute mit ausgewanderten Accra-Leuten stattgefunden hat, kann nicht festgestellt werden. Die ebenso wie die Popo-Leute einen Stamm des weitverzweigten Ewe-Volkes bildenden Togo-Leute sind anscheinend erst in diesem Jahrhundert bis zur Küste vorgedrungen, wo sie sich mit den vorgefundenen Bewohnern vermischt haben. Der vom deutschen Reich ernannte Commissar für das Togoland, Herr Falkenthal, hat bis auf weiteres seinen Wohnsitz in Bagida (Factorei von Friedr. M. Vietor Söhne) genommen.

Im April und Mai 1885 ist durch Unterhandlungen, die im Auswärtigen Amt zu London durch Graf Herbert v. Bismarck und Legationsrat Dr. Krauel geführt worden, zwischen Deutschland und England eine Vereinbarung erzielt worden, durch welche Deutschland auf das Mahin-Gebiet, auf die einen Eingang zum Zululand eröffnende St. Lucia-Bai und auf irgendwelche Gebietserwerbungen zwischen der englischen Colonie Natal und der Delagoa-Bai, England dagegen auf das ganze Kamerun-Gebirge und die Küstenstrecke bis zum Rio del Rey verzichtet. Die an der Ambas-Bucht gelegene winzig kleine englische Colonie Victoria soll erst dann deutsch werden, wenn ein auf Ueberlassung der Gebäude und Grundstücke bezügliches Abkommen mit der dortigen englischen Baptisten-Mission erzielt sein wird. Es ist dies einzig und allein eine Geldfrage, deren Entscheidung nicht sonderlich beeilt zu werden braucht.

Weit wichtiger ist es, daß unter der Führerschaft von C. Woer-

mann und von Jantzen u. Thormählen eine Gesellschaft (Firma: Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft Woermann, Thormählen & Co.) entstanden ist, welche den fruchtbaren und vielversprechenden, mit dicker Humusschicht bekleideten Lavaboden des Kamerun-Gebirges zur Anlage von Plantagen benutzen will. Die ersten Versuche sollen in dem waldbekleideten aber unbewohnten, zwischen Victoria und Bimbia gelegenen Bimbia-Busch gemacht werden.

Unter allen Negerstämmen, die ich an der westafricanischen Küste kennen gelernt habe, gibt es, glaube ich, keinen, der schwerer als das Volk von Kamerun zu regieren wäre. Nicht als ob es den Kamerun-Leuten an Begabung und Verständnis fehlte. Im Gegenteil. Sie besitzen sogar ein recht feines Gefühl für Recht und Unrecht. Auch sind sie ein schöner, gesunder, körperlich kräftiger Menschenschlag. Aber die langjährige Gewöhnung an den aus dem Handel sich ergebenden leichten und beinahe mühelosen Verdienst hat sie demoralisirt, von jeder ernstern, mehr Thatkraft erfordernden Arbeit abgelenkt und einen Hang zum Schwatzen und Palaveriren erzeugt, welchem die Geduld eines Engels nicht gewachsen sein würde. Die Dualla-Neger sind nicht bösartig, aber sie sind das, was der Engländer mit dem Ausdruck „troublesome“ bezeichnet und was wir mit dem deutschen Worte „lästig“ nur teilweise wiedergeben. Als sich einmal Admiral Knorr einem Häuptling namens Meatom gegenüber über die gänzliche Unzuverlässigkeit aller Negeraussagen und Negerversprechungen beschwerte, erwiderte der Schwarze: „Was weißer Mann sagt, ist wahr für Weiße und Schwarze; was schwarzer Mann sagt, ist wahr, wenn man schwarzen Mann kennt, und Lüge, wenn man ihn nicht versteht. Der Herr Admiral ist noch sehr jung in diesem Lande. Um schwarzen Mann zu verstehen, müßte er erst sehr viel länger hier sein.“ Es liegt ein tiefer Sinn in diesen Worten. Meine Ueberzeugung geht dahin, daß jene im Lande ansässigen Kaufleute, welche sich auf die Eigenart der Eingebornen verstehen, bedeutend mehr von denselben erreichen werden, wie trotz aller hinter ihm stehenden Machtmittel ein in europäischem Stil vorgehender Officier. Damit soll allerdings nicht behauptet werden, daß der Kaufmann die Unterstützung durch die Machtmittel seines Heimatlandes entbehren könnte. Alles, was die Kaufleute in diesem Lande erzielt haben, ist vermittelst zähen Ausharrens, kluger Berechnung und langer, beinahe endloser Palavers erreicht worden.

Das ist die gewöhnliche Art des Verkehrs, an welche die Eingebornen gewöhnt sind. Nun versetze man sich in die Stimmung des Eingebornen, wenn der langsame Gang der Schnecke urplötzlich zum Laufe des Rosses beschleunigt werden, wenn an Stelle des orientalischen Phlegmas der Feuereifer Europas treten soll. Anfänglich spottet der Schwarze, später wird ihm die Sache unbequem. Man hätte erwarten sollen, daß die Entfaltung verhältnismäßig großer militärischer Machtmittel, wie die Eingebornen sie im December 1884 zum ersten Mal zu sehen bekamen, einen überwältigenden Eindruck auf sie ausgeübt haben würde. In gewissem Grade ist das auch der Fall gewesen. Aber aus einem Esel kann man kein Pferd machen. Auch die Natur des Dualla-Negers läßt sich nicht in einem Tage ändern. Dazu kommt, daß die militärischen Machtmittel, die hier gezeigt und entwickelt wurden, der Natur des Landes doch nur sehr wenig entsprachen. Ein paar Hundert Schritt abseits von dem Unterlauf des Flusses befindet sich der feindliche Neger außer Schußweite und vollkommen in Sicherheit. Mit ein oder zwei flachgehenden Schiffen und mit 50, 100 oder 200 schwarzen, von weißen Officieren befehligten Landungstruppen, die nicht ganz so ängstlich wie unsere weißen Matrosen geschont zu werden brauchen, würde man ungefähr das Zehnfache erreichen können.

Die Erfahrungen mehr als zwölfjähriger Reisen in so ziemlich allen Colonialländern der Erde haben mich so entschieden zur Befürwortung einer energischen Colonialbethätigung Deutschlands hingedrängt, daß ich es als ein großes Unglück ansehen würde, wenn sich die öffentliche Meinung unseres Landes dadurch, daß die Entwicklung unserer Colonialbestrebungen vielleicht nicht in jedem Puncte so schnell und glatt vor sich geht, wie man dies anfangs erwarten zu dürfen glaubte, zu einem allgemeinen abfälligen Urteil hinreißen ließe. Fehler sind von allen Colonial-Nationen begangen worden, und ich vermöchte mehrere höchst bezeichnende Beispiele anzuführen, wie sich englische Colonieen trotz einer mehr als thörichten Verwaltung zu hoher Blüte entwickelt haben. Unsere Colonialpolitik ist zu jung, als daß schon erhebliche Fehler begangen worden sein könnten. Ich möchte bloß daran erinnern, daß, wenn jedermann seine Pflicht thut und trotzdem einmal ein Fehler vorkommt, dies nicht sofort — wie man das ja in Deutschland nur allzu gern thut — als ein Grund

gegen die ganze Colonialpolitik als solche aufgefaßt werden sollte. Es ist von großer Wichtigkeit, wie und in welcher Form die praktische Durchführung der in so höchst erfolgreicher Weise eingeleiteten deutschen Colonialpolitik fortgesetzt wird. Vor allen Dingen möchte ich daran erinnern, daß man das trefflich bewährte und auch für die Eigenart der deutschen Natur passende holländische Colonialsystem sowie in einigen mehr nebensächlichen Puncten das englische, aber in keiner Weise das den Vermögensverhältnissen und der politischen Lage Deutschlands nicht entsprechende französische System zum Vorbild nehmen sollte. Unsere Colonieen müssen bürgerlich und nicht militärisch verwaltet werden! So ein kluger, Land und Leute kennender holländischer Resident, zu dessen Verfügung eine wenn auch ganz kleine militärische Streitmacht steht, leistet mehr als jene französischen Generäle, die mit ganzen Geschwadern und kleinen Armeen zum Senegal oder nach Gabun entsandt worden sind.

Es wird sehr viel auf die Persönlichkeit unserer weiterhin anzustellenden Colonialbeamten ankommen. Welchem Stande soll man sie entnehmen? Es würde meines Erachtens eben so große Bedenken haben, allzu militärisch und zu wenig diplomatisch denkende Officiere wie schematisirende, vielleicht mit voreingenommenen Ansichten herauskommende und mit überseeischen Verhältnissen nicht vertraute Juristen zu bevorzugen. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß nicht auch der Officier- oder Juristenstand die geeigneten Persönlichkeiten darbieten könnte. Es kommt eben alles auf die Persönlichkeit an. Die beste Kenntnis des Landes, seiner Bevölkerung und Verhältnisse und auch die beste Schulung in der hierzulande nötigen und ganz eigenartigen Diplomatie besitzen Forschungsreisende und Kaufleute. Unsere Regierung hat einen ganz ausgezeichneten Tact bewiesen, indem sie unsere großen Africaforscher zum Consular- und Colonialdienst heranzog. Aber ich möchte mir zu bemerken gestatten, daß auch eine ausgiebigere Verwendung kaufmännisch geschulter Leute von hohem Nutzen sein könnte. Es gibt unter den Kaufleuten geborene Diplomaten, die durch ihr eigenes Geschäfts-Interesse zu einer so genauen Kenntnis des Charakters der Eingebornen gelangt sind, wie Männer in anderer Stellung sie sich nur schwer aneignen können.

Für das Kamerun-Gebiet erscheint die Möglichkeit, mit Einem Schlage die Verhältnisse zu regeln und das Innere zu eröffnen,

durch die Natur des Landes und den Charakter der Eingebornen ganz ausgeschlossen zu sein. Unser Gouverneur wird mit Unterhandlungen, die sich auf die Verfügung über einige, wenn auch geringe Machtmittel stützen und die gelegentliche Anwendung von Gewalt nicht ausschließen, am schnellsten zum Ziele gelangen. Da es zweifelhaft ist, ob unsere Regierung sich entschließen wird, eine Colonialtruppe, etwa ein aus Schwarzen sich recrutirendes See-Bataillon, zu bilden, und da selbst, wenn der Entschluß gefaßt werden sollte, bis zur Formirung dieser Truppe geraume Zeit verstreichen würde, so erscheint es am zweckmäßigsten, im Kamerun-Fluß ein kleines und möglichst flaches Kriegsfahrzeug dauernd zu stationiren. Dieses Fahrzeug könnte zeitweise die Küstenplätze des Togo-Gebiets anlaufen.

Erfordernis für alle nach solchen Gegenden herauszusendende kleine Fahrzeuge ist eine hohe, mit Schießscharten ausgestattete Railing. Entschließt man sich in Deutschland eine kleine Colonialtruppe — einige Hundert Mann würden für die Gesamtheit aller deutschen Colonialgebiete ausreichen — zu formiren, so möchte ich behufs Verwendung im Kamerun-Gebiet die Recrutirung unter den Eingebornen des Togo-Landes empfehlen. Negersoldaten sollte man nur im Notfalle in der eigenen Heimat verwenden. Eben so wie die Neger bloß abseits von ihrem Lande zu ausdauernder Arbeit herangezogen werden können, eben so würden sie abseits von ihrer Geburtsstätte am besten militärisch gedrillt werden können. Im großen und ganzen ist die zu ihrem kräftigen Körperbau in seltsamem Gegensatz stehende Feigheit einer der Grundzüge in Charakter des westafricanischen Negers. Die Eingebornen von Kamerun könnten hinwiederum im Togo-Gebiete verwandt werden. Die Anwerbung von Haussas würde, da sie auf englischem Gebiet erfolgen müßte, unthunlich sein, abgesehen davon, daß deren Verwendung auch aus politischen Gründen nicht zweckmäßig sein dürfte. Ein gewisser Präcedenzfall für die Anwerbung von Negern ist insofern vorhanden, als bereits mehrere Kamerun-Leute als Dreijährig-Freiwillige in die Marine eingestellt worden sind. Schon früher sind in Matrosen-Uniform gekleidete Kru-Männer, zum Dienst bei der Maschine sowie als Bootsleute verwandt worden. Sie tragen Mützen mit der Aufschrift „Kaiserlich deutsche Marine" und ihr Hauptmann besitzt das Abzeichen eines Bootsmannsmaats.

Was die Rechtspflege in den neuen deutschen Colonieen an-

belangt, so würde es meines Erachtens am zweckmäßigsten sein, wenn man wenigstens für die nächste Zukunft die Entscheidung in Streitfällen, die sich bloß auf Schwarze beziehen, den eingebornen Königen und Häuptlingen überließe, für alle übrigen Rechtsfälle dagegen in anderer Form und unter anderm Namen jene „Court of equity“, an die sich Weiße und Schwarze gewöhnt hatten, beibehielte. Auch im Togo-Gebiete müßte ein solcher Gerichtshof, dessen Mitglieder unter dem Vorsitz des Consuls die Kaufleute und die eingebornen Häuptlinge sein würden, eingerichtet werden. Diese von den Engländern erdachte und geschaffene Form entspricht allen Anforderungen, die man füglich zu stellen berechtigt ist, sie entspricht vor allem den Eigentümlichkeiten dieses Landes, während von einer Militär-Gerichtsbarkeit, die Schwarzen und Weißen unverständlich und antipathisch sein würde, nicht viel Gutes zu erwarten wäre.

Die Eingebornen von Kamerun sind verzogene und unartige Kinder. Und da sie sich dessen selbst sehr wohl bewußt sind, so wurzelt tief im Grunde ihres Herzens die Besorgnis, daß jene Monopole und Vorrechte, die sie sich im Laufe der Zeit angeeignet haben, geschmälert werden könnten. Diese Besorgnis ruft ein gewisses Mißtrauen gegen die Weißen hervor. Auf der andern Seite findet man ein hohes Maß von Vertrauen in die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des Europäers. Kein Schwarzer wird, wenn man ihm ein „book“, d. h. einen beschriebenen Zettel, gibt, auch nur den leisesten Verdacht hegen, daß die doch für ihn unlesbare Aufschrift des Zettels eine andere sein könnte, als sie ihm angegeben worden ist. Sagt man ihm, auf solchen Zettel hin werde ihm an dem und dem Orte die und die Summe ausgezahlt werden, so ist das für den Schwarzen so gut wie bares Geld. Dieses Vertrauen in die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des Europäers tritt auch in dem häufig zu beobachtenden Wunsche zutage, den Weißen bei Streitigkeiten zwischen Negern zum Richter zu machen. Will man in späterer Zeit auch die Entscheidung in solchen Rechtsfällen, die sich bloß auf Neger beziehen, einem europäischen Richter oder einem europäischen Gerichtshofe zuweisen, so werden, glaube ich, die Eingebornen nicht das geringste dagegen einzuwenden haben.

Man hat einmal eine Anzahl durch Klugheit und Einsicht hervorragender Schwarzer zu einer offenen und freien Meinungs-

äußerung darüber veranlaßt, wie, wenn es einzig und allein nach ihrem Wunsche ginge, die Deutschen sich in Bezug auf das Kamerun-Gebiet benehmen sollten. Die, wie das selbstverständlich ist, zu einem großen Teil unerfüllbaren Wünsche der Schwarzen lauten wie folgt: „Wir würden es gar nicht gern sehen, wenn die Weißen landeinwärts reisten und mit unsern Buschleuten Handel trieben. Die Weißen sollten sich auch nicht auf unsern Märkten zeigen. Sie sollten hübsch unten am Flusse bleiben und uns recht, recht viel Credit geben, damit wir mit unsern Buschleuten noch lebhafter Handel treiben könnten als bisher! Wir wollen keine Schutzherrschaft, sondern wir wollen von Deutschland annectirt werden. Wir wünschen, daß unsere bisherigen Heiratsgebräuche nicht geändert werden, sondern daß in dieser Hinsicht alles beim alten bleibe. Das Land, das wir jetzt zu beackern pflegen, muß nicht von uns weggenommen werden, denn wir können keine Lebensmittel einkaufen und verkaufen, wie das in andern Gegenden geschieht. Die Errichtung einer Zollstation in dem von uns bewohnten Lande scheint uns ziemlich unnötig und unzweckmäßig zu sein. Wir möchten auch fernerhin Ochsen, Schweine, Ziegen und Hühner halten, wie wir das bisher gethan haben, aber ohne eine Abgabe davon zu bezahlen. Niemand soll eines andern Mannes Weib mit Gewalt nehmen oder er soll, wenn er es doch thut, eine hohe Geldbuße dafür bezahlen. So lange wir nichts Böses thun, möchten wir nicht, daß mit uns gefochten würde oder daß wir Prügel bekämen. Auch möchten wir nicht ohne vorherige Benachrichtigung zur Rückzahlung des uns gewährten Credits angehalten und gezwungen werden. Wir wünschen überhaupt, daß allein des gewährten Vorschusses (trust) halber kein Mensch in Eisen gelegt werde."

Von allergrößter Wichtigkeit ist es, daß so bald wie nur irgend möglich eine deutsche Missionsstation im Kamerun-Gebiet eingerichtet werde. Hier ist ein Feld, wo die Opferwilligkeit aller deutschen Patrioten sich bethätigen könnte und bethätigen sollte. Es würde eine unauslöschbare Schmach sein, wenn, nachdem unsere Missionare Jahrzehnte lang fremden Boden beackert haben, die friedliche Eroberung unseres eigenen Gebiets fremden Nationen überlassen bliebe. Mögen unsere Missionare, denen man so häufig den Vorwurf gemacht hat, daß sie sich an die Rockschöße der Engländer gehängt hätten, jetzt zeigen, daß sie auch für das eigene Vaterland etwas leisten können! Mögen sie das Banner einer nationalen Missions-

thätigkeit entfalten, und die Unterstützung des deutschen Volks wird ihnen nicht mangeln.

Vier Factoren müssen zusammenwirken, um eine schöne und blühende Tropencolonie entstehen zu lassen. Es sind das erstens eine geordnete Verwaltung, zweitens ein kluger und patriotischer Kaufmannsstand, drittens eine Gruppe kleiner Capitalisten, welche, die Schwierigkeiten der Arbeiterfrage überwindend, Plantagen anlegen, und viertens opferwillige Missionare, welche das Herz auf dem rechten Fleck haben. Die letztern gehören ganz entschieden zum westafricanischen Programm, auf ihre Schultern entfällt ein nicht unbeträchtlicher Teil der uns obliegenden Culturarbeit.

Anhang.

Die hauptsächlichsten Sprachen und Dialekte

unserer

westafricanischen Colonieen und der angrenzenden Länder.

	Ewe (Sklavenküste).	Togo.	Popo.	Mahin (westlich vom Niger).
Eins	Deka oder De.	Deka.	Deka.	Ene.
Zwei	Ewe.	Ewe.	Ewe.	Edschi.
Drei	Eto.	Eto oder Etong.	Etong.	Etá.
Vier	Ené.	Ené.	Ené.	Ené.
Fünf	Ato.	Ato oder Atong.	Atong.	Anú.
Sechs	Adé.	Ade.	Adé.	Oefá.
Sieben	Adre oder Dadre.	Adre.	Adre.	Edjé.
Acht	Enji oder Nji.	Enji oder Iné.	Nji.	Edjó.
Neun	Njide, Enjide oder Asieke.	Asideke oder Scheke.	Njide.	Essong.
Zehn	Ewo.	Nide, Ewo oder Owhó.	Ewo.	Eguá.
Elf	Wuideka.	Wideka.	Oivadeka.	—
Zwölf	Wuidewe oder Wui ewe.	Wiewe.	Oeve.	—
Zwanzig	Blave.	Wui oder Wie.	Eovi.	—
Dreißig	Blató.	Egba oder Ebá.	Egba.	—
Vierzig	Blane.	Ka oder Eká (eine Schnur Muscheln).	Ka.	—
Fünfzig	Blaató.	Katsievo.	Kadschio.	—
Hundert	Alafa.	Kavetagpo.	Kavedagbo.	—
Tausend	Akpe.	—	—	—
Landläufiger Gruß	Hometole.	—	—	—
Antwort darauf	Elletor.	—	—	—
Adieu	Dagbeló.	—	—	—
Religion, Cultus	—	—	—	—
Gott (heidnisch)	—	—	—	—
Gott (christlich)	Mawu.	—	—	—
Teufel	Abosá.	—	—	—
Fetisch	—	—	—	—
Vergiftung oder Fetisch der Vergiftung	—	—	—	—
Sonne	Ie.	—	—	Odjó.
Mond	Dsinu od. Gleti.	—	—	—
See	Awu.	—	—	—
Berg	Tó.	—	—	—
Baum oder Stock	Ati.	—	—	—
Feuer	Dzo.	—	—	—
Löwe	Dzata.	—	—	—
Leopard o. Tiger	Alakle.	—	—	—
Elefant	Atiklinyi.	—	—	—
Flußpferd	—	—	—	—
Krokodil	Lo, Elo oder Adopra.	—	—	—
Affe	Efie oder Kpo.	—	—	—

Bakwiri (Kamerun-Gebirge).	Bimbia.	Dualla.	Abo (Kamerun, landeinwärts).	Wuri (Kamerun, landeinwärts).
Jokko.	Jokko.	Ewo.	Ta.	Wo.
Beba.	Beba.	Biba.	Ba.	Iba.
Beva.	Belalo.	Bilalu.	Bia.	Ilalu.
Binni.	Binni.	Bine.	Binan.	Ini.
Beta.	Betanu.	Bitanu.	Bitan.	Itan.
Motobu.	Motoba.	Motoba.	Bisama.	Ntoba.
Nisamba.	Samba.	Samba.	Njambue.	Samba.
Ovambi.	Lombi.	Lombi.	Muam.	Loambi.
Lijova.	Dibuka.	Dibua.	Kebu.	Bua.
Dijome.	Isaka.	Dum.	Ebōm.	Diom.
Dijome no Jokko	Isaka no Jokko.	Dum na wo.	—	—
Dijome no Beba.	Isaka no Beba.	Dum na biba.	—	—
Banji.	Die.	Muaba.	—	—
—	—	Mualalu.	—	—
—	—	Muane.	—	—
Minni meta.	Saketanu.	Muatanu.	—	—
Ebba.	Ebbuea.	Bebuea.	—	—
Dijome no Ebbe.	Ekuli.	Ikuli oder	—	—
		Lokuli.	—	—
—	—	Jétusé.	—	—
—	—	Nyambi.	—	—
Namende.	Amakende.	Namala.	—	—
—	—	Ekali.	—	—
Loba.	Loba.	Loba.	—	—
—	—	Loba.	—	—
—	—	Bedimo.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Ive.	Fiyana.	Mombi.
—	—	Modi.	Mwai.	Modi o. Ngonde.
—	—	Munja.	—	Muanja.
Mongo.	—	—	—	—
—	—	Bueli.	Eke.	Bueli.
—	—	Wea.	Fea.	Wea.
—	—	Ngila.	—	—
—	—	Nja.	—	—
—	—	Njó.	—	—
—	—	Ngubu.	—	—
—	—	Wumbe, Mombe	—	—
		oder Ngando.		
—	—	Mosau.	—	—

	Bakoko (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Banoko (südliches Kamerun-Gebiet).	Bapuko (südliches Kamerun-Gebiet).	Kumbe (südliches Kamerun-Gebiet).
Eins	Jaka.	Joó.	Joko.	Woko.
Zwei	Beba.	Beba.	Beba.	Iba.
Drei	Behá.	Belalo.	Belalo.	Ilalo.
Vier	Bená.	Benäi.	Benai.	Inai.
Fünf	Betán.	Betän.	Betan.	Itano.
Sechs	Bessama.	Ntoba.	Ntoba.	Motoba.
Sieben	Nsámbua.	Hembuädi.	Embuēdi.	Motoba na woko
Acht	Muān.	Lombi.	Lombi.	Ibua.
Neun	Ebú.	Dibúa.	Dibúa.	Ibua na woko.
Zehn	Djum.	Djom.	Djom.	Jum.
Elf	Djumbogiaka.	Djom na Joó.	Djom na Joko.	Jum ja woko.
Zwölf	Djumbonbá.	Djom na Beba.	Djom na Beba.	Jum ja iba.
Zwanzig	Mumbá.	Mabo maba.	Mabo maba.	Mabo maba.
Dreißig	—	—	Mabo molalo.	—
Vierzig	—	—	Mabo manai.	—
Fünfzig	—	—	Mabo matan.	Mabo matano.
Hundert	Ebógu.	Ebueja.	Ebuea.	—
Tausend	Edún oder Okó.	—	Todschēn (engl. Ursprung).	—
Landläufiger Gruß	Mitamawuá.	Mbulo ya enneneva.	—	—
Antwort darauf	Mijebe.	Ha mbolo.	—	—
Adieu	—	—	—	—
Religion, Cultus	Ewala.	—	—	—
Gott (heidnisch)	Enjambe.	—	—	Malanda.
Gott (christlich)	—	Enjambe.	Enjambe.	Anjambe.
Teufel	Nkuge.	Ndimo oder Nweungwa.	Nkuku.	Mokuko.
Fetisch	—	—	—	Messungo.
Vergiftung oder Fetisch der Vergiftung	Ssong.	Vilañ.	Vilaku.	—
Sonne	Wanga.	Doba.	Djòba.	—
Mond	Sung.	—	Ngonde.	—
See	—	—	Tube.	—
Berg	—	—	Nkōdi.	—
Baum oder Stock	—	—	Hieli.	Elé.
Feuer	—	—	Wea.	—
Löwe	—	—	Embuēm.	—
Leopard o. Tiger	—	—	Ndjó.	—
Elefant	—	Ngoú.	Njoku.	—
Flußpferd	—	—	Ngubu.	—
Krokodil	Ngan.	—	Ngāndo.	—
Affe	Ko.	Ehäe.	Sema oder Kuía.	—

Mbinga (südliches Kamerun-Gebiet).	Fan (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Bakelle (am mittlern Ogowe).	Mpongwe (französische Colonie Gabun).
Umbaka.	Fo.	Ewoto.	Mari.
Ibale.	Ibei.	Iba.	Mbanli.
Ilalo.	Ila.	Ilalu.	Ntyaro.
Inai.	Inei.	Inai.	Nlai.
Itano.	Tan.	Itanu.	Ntyanli.
Utoba.	Sami.	Itanu na ejoto.	Orowa.
Embuedi.	Sangua.	Itanu na iba.	Orogenlo.
Loguambi.	Muami.	Itanu na ilalu.	Enenlai.
Ibuwa.	Ibul.	Itanu na inai.	Enlagomi.
Jomu.	Awun.	Diom.	Igomi.
Jomu na paka.	—	—	Igomi ne' imari.
Jomu n' ibale.	—	—	Igomi nli vanli.
Mabo mabale.	—	—	Agomi.
Mabo molalo.	—	—	Agomi.
—	—	—	Agomi.
Mabo matano.	—	—	Agomi.
Kama.	—	—	Nkama.
Tadschini.	—	—	Ntausen.
—	—	—	Bolani.
—	—	—	—
Dijakabuamu.	—	—	—
Ikamide ya Anjambe.	—	—	—
—	—	—	—
Anjambe.	—	—	—
Ukuk' ube.	Akom.	—	Olaga.
Ibito.	—	—	Eganlo.
Ekembe und Weaka.	Evus.	—	Injemba, Are und Ibota.
Ioba.	Jo.	Dioba.	Nkombe.
Ngande.	Ngān.	Ngonje.	Ogueli.
Manga.	—	Nscho.	—
Ukodi.	—	—	—
Eli.	Eli.	Jeli.	Erere.
Veja.	Ndowa.	Weia.	—
Amale.	—	—	—
Njä.	Nze.	—	Njega.
Njäku.	—	—	Njägu.
Ngubu.	Ngub.	—	Nguwu.
Ngando.	Ngan.	—	Jando oder Ogombe.
Kēma oder Jegekije.	Kue.	—	Nkema.

	Ewe. (Sklavenküste).	Togo.	Povo.	Mahin (westlich vom Niger).
Gorilla od. sonst. großer Affe	—	—	—	—
Antilope	Si.	—	—	—
Pferd	Eso.	—	—	—
Kuh	—	—	—	—
Hund	Avú.	—	—	—
Katze	Dadí.	—	—	—
Ziege	Egbo.	—	—	—
Schaf	Ale.	—	—	—
Ziegen u. Schafe	—	—	—	—
Geflügel	—	—	—	—
Hahn	—	—	—	—
Henne	Koklo.	Kuklo.	—	—
Ente	—	—	—	—
Fisch	La, Akpa, Wumela, Amumela.	—	—	—
Essen	Du.	—	—	—
Wasser	Tsi.	Si.	—	Omi.
Palmwein	Dechá.	Dehá.	—	Oguró.
Rum	Achá.	Ahá.	—	—
Salz	Edze.	—	—	—
Zeug	Avo.	Duku.	—	—
Perlen	Dsonu.	—	—	—
Himmel	—	—	—	—
Schwert	Klate oder Bédé.	—	—	—
Gewehr	Atu.	—	—	—
Schießpulver	Du	—	—	—
Tabak	Atama.	Tabasí.	—	—
Eisen	—	—	—	—
Eisenerz	—	—	—	—
Blei	—	—	—	—
Kupfer	—	—	—	—
Messing	—	—	—	—
Ja	E oder Jo.	—	—	—
Nein	O oder Dabi.	—	—	—
Mann	Nutsu oder Ame.	—	—	Okoná.
Frau	—	—	—	—
Kleines Kind	Devi oder Vi.	—	—	—
Tanz	Gé oder Gedudu.	—	—	—
Papier	Agbale.	—	—	—
Weißer Mann	Jofu.	Jewíe.	—	Oibuni.
Deutscher	—	—	—	—
Engländer	—	—	—	—
Franzose	—	—	—	—
Spanier	—	—	—	—
Speer	Aglobédé.	—	—	—

Bakwiri (Kamerun-Gebirge).	Bimbia.	Dualla.	Abo (Kamerun, landeinwärts).	Wuri (Kamerun, landeinwärts).
—	—	Kema, Mundi oder Igombo.	—	—
—	—	Mbindi, Mbiedi oder Isellu.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
Mbua.	—	Mbo.	—	—
—	—	Singi.	—	—
—	—	Mbodi.	—	—
—	—	Molongi.	—	—
—	—	Modi.	—	—
—	—	Uba.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—				
	—	Sue.	—	—
—	—	—	—	—
Malua.	Madiba.	Madiba.	Maleu.	Madiba.
Mimba.	Mimbo.	Mimbo.	—	—
Velandi.	Melandi.	Melam.	—	—
—	—	Wanga.	—	—
—	—	Dibatu.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Ngādi.	—	—
—	—	Njusu.	—	—
—	—	Tabáco.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	E.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Motu.	Motu.	Motu.
—	—	Mutu oder Bitu.	Mutu.	Mutu.
Mokutu.	—	Munna oder Muenge.	—	—
—	—	Masa.	—	—
Kalati.	Kalati.	Kalati.	—	—
Mukalla.	MokallaMbongo	Mokarra.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Jongo.	—	—

	Bakoko (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Banoko (südliches Kamerun-Gebiet).	Bapuko (südliches Kamerun-Gebiet).	Kumbe (südliches Kamerun-Gebiet).
Gorilla od. sonst. großer Affe	—	—	Ndjía.	—
Antilope	—	Embonda.	Embona.	—
Pferd	—	Ekabala.	Ekabale (portug.).	—
Kuh	Njaka.	Niaka.	Njaka.	—
Hund	Mbú.	—	Mbua.	—
Katze	Sink.	Singi.	Sink.	—
Ziege	—	—	Tombo.	—
Schaf	—	—	Ndombe.	—
Ziegen u. Schafe	—	—	Taba.	—
Geflügel	—	—	Kuba.	—
Hahn	—	—	Bokoka baKuba	—
Henne	—	—	Moadima Kuba.	—
Ente	—	—	Elolo.	—
Fisch	—	Huwe.	Wué.	—
Essen	Lidi.	—	—	—
Wasser	Mindim.	Madiba.	Miba.	Mahiba.
Palmwein	—	Maú.	Maku.	—
Rum	—	—	—	Maku.
Salz	—	Wianga.	Wianga.	—
Zeug	—	Nnāmba.	Menāmba.	—
Perlen	—	—	Bebānja.	—
Himmel	Po.	Loba.	Loba.	Ivuga.
Schwert	—	—	Nkuala od. Mamboli.	—
Gewehr	Nga.	—	Ngadi.	Njale.
Schießpulver	—	—	Njua.	Pita.
Tabak	—	—	Tabāco.	Pipa.
Eisen	—	—	—	—
Eisenerz	—	—	—	—
Blei	—	—	—	—
Kupfer	—	—	—	—
Messing	—	—	—	—
Ja	—	—	—	—
Nein	—	—	—	—
Mann	Pam.	Momú.	Momu.	Momu.
Frau	Ngá.	Nditu.	Muadjó.	Madu.
Kleines Kind	—	Nkäe.	Ndembe.	—
Tanz	—	—	Ngāndu.	—
Papier	Kalati.	Kalati.	Kalati.	—
Weißer Mann	Nkana.	Ntangani.	Ntangani.	Motangani.
Deutscher	—	—	Kopini.	—
Engländer	—	—	Njēsch.	—
Franzose	—	—	Fuala.	—
Spanier	—	—	Panjōle.	—
Speer	—	Diongo.	Bikongo.	—

Mbinga (südliches Kamerun-Gebiet).	Fan (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Bakelle (am mittlern Ogowe).	Mpongwe (französische Colonie Gabun).
—	Ngi oder Waka.	—	Ekombe od. Njinla.
Mbalanga.	Nkak od. Okwen.	—	—
Kabala.	—	—	Nkavala.
Nyali.	—	—	Nyare.
Mbua.	Nvu.	—	Mboa.
Puisi (englisch).	Fusi.	—	Pusi (englisch).
Mbodi.	Kaba.	—	Mboni.
Udāmbe.	Ndamaki.	—	Idambe.
—	—	—	Njajanli.
Kuba.	Ku.	—	—
Momi a Kuba.	—	—	—
Kuba ya muadi.	—	—	—
Ijāge.	—	—	Izyage.
Ejaka.	—	—	Iganga.
Jaka und Beja.	Jaka.	—	Nya.
Miba.	Madzim.	Madiba.	Iningo.
Maku.	Mejak.	—	Itutu.
Maku.	—	—	—
Wijanga.	Nku.	—	—
Unamba.	—	—	Onlamba.
Ilali ijamu.	—	—	—
Oba.	—	—	—
Ukwala mw' ibata.	—	—	—
Njali.	Nzali.	—	Njali.
Pita.	Efita.	—	—
Tabāco.	Takȧ.	—	Tako.
Njipat oder Ilale.	—	—	—
—	Se.	—	—
Humbu.	Nsum.	—	—
Konga.	Nkona.	—	—
Njenje.	—	—	—
E.	—	—	—
Nyawe.	—	Kaka.	—
Momo oder Moto.	Fam oder Mot.	Mutyi.	Kadie.
Muajo.	Ngali oder Moninga.	Miali.	Omanto.
Muana.	—	—	Oywanla.
Ijemba und Yembaka.	Kumda.	—	Ojinlo Jejeria, Igeva.
Ejanganangolo.	—	—	—
Utangani.	Ntana.	—	Ntangāni.
Kopini.	—	—	—
Ngelehi.	—	—	—
Ba Fala.	—	—	—
—	—	—	—
Ikanga.	Akan.	—	Iganga.

Sach- und Namen-Register.

C.

D.

E.

F.

J.

K.

L.

M.

N.

S.

T.

U.

V.

W.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Rund um die Erde. 2 Bände. Preis 10 Mark. (1881. Köln a. Rh. Verlag von M. DuMont-Schauberg.)

1. Band. Cap. 1. Skizzen aus New-York und Umgebung.
„ 2. Quer durch den nordamericanischen Continent.
„ 3. Das Königreich Hawaii.
„ 4. Samoa und Neu-Seeland.
„ 5. Von den Südsee-Inseln im allgemeinen.
„ 6. Sydney.
„ 7. Die blauen Berge.
„ 8. Buschfahrt.
„ 9. Melbourne.
„ 10. Die Entwickelung und Zukunft Australiens.
„ 11. Das tropische Nord-Australien.
„ 12. An Bord des Albatros durch die Torres-Straße.

2. Band. „ 1. Weihnachten auf Timor.
„ 2. Zu den niederländischen Colonieen.
„ 3. Das Paradies der Erde.
„ 4. Europäer-Leben in Ostindien.
„ 5. Ueber deutsche Handels-Colonieen.
„ 6. West-Java und die tausend Inseln.
„ 7. Singapore, ein Triumph englischer Handelspolitik.
„ 8. Sulu und Nordost-Borneo.
„ 9. Malakka, Penang und die Chinesenfrage.
„ 10. Wanderungen durch Nord-Sumatra.
„ 11. Atschin und die holländisch-indische Armee.
„ 12. Ceylon.
„ 13. Aden, das Rote Meer und Aegypten.
„ 14. Auf classischem Boden.
„ 15. Rund um die Erde.

Der Panama-Canal. Preis 2 Mark. (1883. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bände. Preis 12 Mark. (1883. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

1. Band. Cap. 1. Portugal, das Stammland von Brasilien.
 " 2. Eine Weltstadt in den Tropen.
 " 3. Brasilisches Leben.
 " 4. Ein demokratisches Kaiserreich.

Illustrationen:
 S. Leopoldo.
 Der Stadtplatz der Colonie Blumenau.
 Hamburgerberg.

2. Band. Cap. 1. Die Colonie Dona Francisca.
 " 2. Die Colonie Blumenau.
 " 3. Die deutsch-brasilische Handelsstadt Porto Alegre.
 " 4. Im Urwalde von Rio Grande do Sul.

Karten: Süd-Brasilien, gezeichnet von Dr. Henry Lange.

Illustrationen:
 Joinville, von Norden gesehen.
 Joinville, von Süden gesehen.
 Das evangelische Pfarrhaus in Blumenau.
 Directionshaus in Blumenau.
 Der deutsche Flecken Hamburgerberg.
 Berittene Landleute in der Baumschneiz.
 Die beiden Berggipfel „Dous Irmaos".
 Santa Maria do Mundo Novo.
 Neu-Petropolis.

Pampas und Anden. Preis 10 Mark. (1884. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Cap. 1. Das Grasland Uruguay.
 " 2. Auf dem Laplata nach Paraguay.
 " 3. Das Land der Frauen.
 " 4. Buenos Ayres.
 " 5. Die beiden Gaucho-Republiken am Laplata.
 " 6. Quer durch die Pampa.
 " 7. Ein Ritt über die Anden.
 " 8. Chile und die Chilenen.
 " 9. Weihnachten in Lima.
 " 10. Peru vor und nach dem chilenischen Kriege.
 " 11. Ecuador und Columbien.
 " 12. Westindien.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. I.

Das Togoland und die Sklavenküste. Preis 5 Mark. (1885. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Cap. 1. Die Franzosen in Senegambien.
 " 2. Die Neger-Republik Liberia.

Cap. 3. Wie Togo deutsches Schutzgebiet wurde.
„ 4. Das Togoland: Das Handelsdorf Lome.
Das Haussalager bei Abosa.
Die Fetischstadt Be.
„ 5. Lagunenfahrten und Streifzüge in das Togoland.
„ 6. Der Togo-See und die Auffindung des Haho-Flusses.
„ 7. Die Handelsorte Bagida und Porto Seguro.
„ 8. Weitere Streifzüge ins Togoland und deren Ergebnisse.
„ 9. Die drei Königreiche Klein-Popo, Ague und Groß-Popo.
„ 10. Handel und Klima der Sklavenküste.
„ 11. Das Leben auf einer westafricanischen Factorei.
Karten: Das Togoland, nach eigener Aufnahme des Verfassers.
Die westafricanische Küste.
Illustrationen: Eingeborne von Dahome in Kriegstanzkleidung.
Die französische Mission in Ague.
Das Haus des als Geisel nach Deutschland gebrachten Gomez in Klein-Popo.
Maisstampfende Weiber mit Kindern.
Der Fetischpriester von Klein-Popo.
Eingeborne Frauen und Mädchen, Mais stampfend.
Marktplatz mit dem Fetischhaus in Ague.
Chico d'Almeida, eines der Häupter der Almeida-Familie.
Ein von den Franzosen beschäftigter Händler in Porto Seguro.
Eingeborner Händler mit seinen beiden Hauptweibern.
Die Factorei von C. Fabre u. Co. in Groß-Popo.
Herr Cantaloup mit seiner eingebornen Frau.
Ein Clerk.
Die Factorei von Fabre u. Co. in Porto Seguro.
Küfer von Wölber u. Brohm, nebst Familie.
Junger Mann aus der d'Almeida-Familie.
Kru-Jungen mit ihren dreizackigen Rudern.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. II. Preis 5 Mark. (1885. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das Kamerun-Gebirge nebst den Nachbarländern Dahome, englische Goldküsten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. s. w.
Cap. 1. Die englische Goldküsten-Colonie.
„ 2. Unter den Amazonen von Dahome.
„ 3. Lagos, Porto Novo und Mahin-Gebiet.
„ 4. Die Niger-Mündungen.
„ 5. Die Spanier auf Fernando Po.
„ 6. Victoria und Bimbia.
„ 7. Am Lagerfeuer im africanischen Urwald.
„ 8. Zum Gipfel des Götterbergs.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. III. Preis 5 Mark. (1885. Verlag v. W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das Flußgebiet von Kamerun, seine Bewohner und seine Hinterländer.

Anhang: Die hervorragendsten Sprachen und Dialekte unserer westafricanischen Colonieen.
Karten: Das Flußgebiet von Kamerun (eigene Aufnahme).
Der mittlere Lauf des Wuri-Flusses (eigene Aufnahme).
Der Schauplatz der Kämpfe vom December 1884.
Illustrationen:
König Bell mit seiner Hauptfrau.
Kriegscanoe der Dualla.
König Acqua mit zwei Frauen.
Prisso Bell mit zwei Frauen.
Hulk auf dem Kamerun-Fluß.
Verdeck derselben.
Woermannsche Factorei bei König Acquas Stadt.
Woermannsche Factorei am Kamerun-Fluß.
Lebensmittel tragende Mädchen (Togoland).
Junge Mädchen aus dem Togolande.
Des frühern Königs Acqua Tochter.
Zwei Söhne u. eine Tochter des verstorbenen Königs Acqua.
König Dido mit seinen Kindern.
Ein Kamerun-Händler mit Frauen und Kindern.
Santa Isabel auf Fernando Po.
Neuvermähltes Ehepaar aus Kamerun.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. IV. Preis 5 Mark. (1885. Verlag v. W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das südliche Kamerun-Gebiet, die spanischen Besitzungen, das französische Colonialreich und der Congo.

Cap. 1. Das südliche Kamerun-Gebiet.
" 2. Malimba und Klein-Batanga.
" 3. Die Entdeckung des Moanja-Stroms.
" 4. Das Batanga-Land.
" 5. Campo-Fluß und Batta-Land.
" 6. Der Benito-Fluß.
" 7. Deutscher Handel in spanischen Colonieen.
" 8. Das französische Colonialreich in Westafrica.
" 9. Eine deutsche Kaffeeplantage.
" 10. Von Banana bis Vivi.
" 11. Der belgische Congo-Staat.
" 12. Die Heimreise.
" 13. Togo und Kamerun im Jahre 1698.
Anhang 1. Westafricanischer Klima-Kalender.
" 2. Entfernungen der Küstenplätze in Seemeilen.
" 3. Firmen-Liste für Westafrica.
" 4. Die Literatur über Togo und Kamerun.
" 5. Geologische Ergebnisse der Reise des Verfassers.

Verzeichnis der Illustrationen.

Capitel I.

Das südliche Kamerun-Gebiet.

(Mangelnde Verbindung zwischen nördlichem und südlichem Kamerun-Gebiet. — Eine Küste, an der beständig südliche Winde wehen. — Die Brandung. — Der Campo-Fluß bildet die Klima-Grenze. — Küstenbildung und Gebirge. — Verlangen nach deutschen Missionaren. — Deutsch oder Neger-Englisch. — Die Sprache der Eingebornen. — Ratschläge für Auswanderungslustige.)

Zwischen dem nördlichen und dem südlichen Teile des deutschen Kamerun-Gebiets besteht eine scharfe, bloß durch die Zufälligkeiten des Handels entstandene und durch die örtlichen Verhältnisse nicht im geringsten gerechtfertigte Trennung oder Abschnürung. Zweige eines und desselben Volksstammes bewohnen die nördlichen und die südlichen Gebiete, in beiden ist der deutsche Handel mächtig, um nicht zu sagen, allmächtig. Und doch mag der Reisende, der von Kamerun nach Malimba gelangen will, Wochen über Wochen vergebens auf eine Fahrgelegenheit warten. Der Ursprung dieses Mißverhältnisses, dem auf die eine oder andere Art abgeholfen werden muß, ist darin zu suchen, daß die nördlichen Factoreien den in Kamerun lebenden Hauptagenten der verschiedenen Kaufmannshäuser unterstehen, während schon von Malimba an das Verwaltungsgebiet der abwechselnd in Gabun und auf Eloby verweilenden Hauptagenten beginnt. Kamerun wird von den Woermannschen und — aber neuerdings immer seltener — von den Dampfern der beiden vereinigten englischen Gesellschaften angelaufen. Da alle diese Schiffe nur so nebenbei die Post befördern und der Personenverkehr an dieser Küste

kaum nennenswert ist, so hängt es von der größern oder geringern Menge der an den verschiedenen Küstenplätzen aus- und einzuschiffenden Waren ab, ob die Dampfer regelmäßig eintreffen oder nicht. Von der schon sehr langen durchschnittlichen Fahrzeit — etwa 35 Tage — abgesehen gehören Verspätungen von mehrern Wochen durchaus nicht zu den Seltenheiten, sodaß man ohne Uebertreibung behaupten kann, Kamerun sei in Bezug auf Postverhältnisse einer der am meisten vernachlässigten Puncte unserer Erdoberfläche.

Aber wie steht es erst mit Malimba, Klein-Batanga, Batanga, Campo-Fluß, Batta, Benito-Fluß u. s. w.! Jene englischen Postdampfer, welche Kamerun anlaufen, fahren von dort meistens nach Bonny (am Niger) zurück. Die Woermannschen Dampfer begeben sich aber, ihre Fahrt fortsetzend, sofort nach Eloby und von dort nach Gabun, ohne Malimba, Batanga u. s. w. zu berühren. Ich will auch noch erwähnen, daß die kleinen, im Kamerun-Fluß stationirten Dampfer, wie z. B. die Dualla, zwar sehr oft nach Bimbia und Victoria, aber bloß in sehr seltenen Ausnahmefällen nach Malimba und Batanga fahren, wo sie ja auch, da diese Ortschaften zu einem andern kaufmännischen Verwaltungsbezirk gehören, nichts zu thun und nichts zu suchen haben. Nun könnte man allerdings in ruhigen Zeitläuften von Kamerun aus vermittelst eines Ruderbootes oder einer Dampfpinasse durch die „Quaqua-Creek" genannte Wasserstraße nach Malimba gelangen. Diese Reise ist aber thatsächlich nur sehr selten gemacht worden.

Der erwähnte Quaqua-Creek ist weder Fluß, noch Bach, noch Lagune. Er ist eine zwei Flußläufe verbindende und außer der durch Flut und Ebbe verursachten keine merkliche Strömung zeigende Wasserrinne, wie es deren hier so viele gibt. Alle solche Wasserrinnen, mögen sie Bäche, kleine Flüsse und Lagunenarme sein oder dem Quaqua gleichen, werden von den Engländern „Creek" genannt. Aber welches deutsche Wort sollen wir dafür einsetzen? „Fluß" paßt nicht, „Bach" paßt nicht, „Lagune" paßt nicht, sogar „Wasserlauf" paßt nicht, und Umschreibungen oder künstliche Ausdrucksweisen, wie z. B. „Wasserrinne" oder das wenig übliche Rinnsal, werden dem Stilisten auch nicht zusagen. Vielleicht würde das Wort „Priel" noch am zutreffendsten sein.

Kehren wir von dieser Abschweifung zu den Post- und Verkehrsverhältnissen des südlichen Kamerun-Gebiets zurück. Alle die obenerwähnten Küstenplätze sind von Gabun beziehentlich dem in engster Verbindung mit Gabun stehenden Handelsplatze Eloby her dem Handel erschlossen worden und noch heute hängen sie in aller und jeder Beziehung einzig und allein von Gabun und Eloby ab. Von dort beziehen sie die europäischen Waren und dorthin verschiffen sie die eingehandelten Landeserzeugnisse. Den Verkehr vermitteln für die deutschen Firmen, welche den Handel dieser Küste fast einzig und allein in Händen haben, eine Anzahl kleiner und ziemlich flach gehender Küstenfahrzeuge, nämlich der Dampfer Fan, Capitän Witt (Jantzen u. Thormählen), der Dampfer Eloby, Capitän Mehlhose, der Dampfer Mpongwe, Capitän Busch, der Segelschuner Francis Wölber, Capitän Drechsler (C. Woermann) und der Kutter Olumi, Capitän Durholt (Gödelt u. Gütschow). Gabun und Eloby haben eine bessere und bedeutend regelmäßigere Postverbindung als Kamerun. Einmal im Monat und bisweilen auch noch häufiger werden diese Plätze von je einem Woermannschen und einem englischen Dampfer angelaufen. Der große Vorzug, den sie vor Kamerun voraus haben, besteht darin, daß die vom Staat unterstützten und sehr schnell fahrenden portugiesischen Postdampfer mit unübertroffener Pünctlichkeit sowohl auf der Ausfahrt wie auf der Heimreise die portugiesische Insel S. Thomé anlaufen. Da die Entfernung nach Gabun nicht sonderlich groß ist, so pflegt man von dort aus sowohl zur ankommenden wie zur abgehenden Post einen kleinen Dampfer nach S. Thomé zu schicken, und erreicht es auf diese Weise, daß Briefe schon in 25 Tagen nach Europa gelangen.

Die Küstenplätze zwischen Malimba und Cap St. John haben aber, da sie von Gabun und Eloby aus bloß ganz unregelmäßig besucht werden, von dieser Postverbindung nur wenig Vorteil. Aus Europa kommende Briefe und Zeitungen sind, bis sie nach Malimba, Batanga u. s. w. gelangen, meistens mehrere Monate alt.

Sobald man ernstlich daran denken wird, dem jetzt bei Dakar endenden Telegraphenkabel eine Fortsetzung nach Süden zu geben, liegt es im Interesse Deutschlands, dabei ein Wort mitzusprechen und dahin zu streben, daß, wenn nicht Kamerun, so doch wenigstens Fernando Po Station werde.

Die im großen und ganzen von Norden nach Süden verlaufende Küste des südlichen Kamerun-Gebiets ist von der sehr viel mannigfaltiger gestalteten des nördlichen Kamerun-Gebiets recht verschieden. Fast das ganze Jahr hindurch wehen hier südliche oder auch bisweilen südwestliche Winde, sodaß Segelschiffe ungefähr der dreifachen Zeit benötigen, um von Batanga nach Eloby zu gelangen, als wenn sie den umgekehrten Weg zurücklegen. Jene kleinen Segelkutter, welche nebst den nicht sehr viel größern Küstendampfern den Handelsverkehr dieser Gestade vermitteln, gelangen ebenso leicht wie schnell nach Norden, müssen aber, wenn sie eine südliche Richtung einschlagen wollen, nicht bloß kreuzen, sondern auch sehr viel weiter in das offene Meer hinausfahren. Die Brandung ist in dieser Gegend bisweilen recht stark, aber doch niemals so schlimm und gefährlich, wie an der Gold- und Sklavenküste; die Brandungsboote werden hier wohl durch Aufstoßen auf die Felsen der Küste beschädigt, aber nur sehr selten umgeworfen. Ich beispielsweise habe das Glück gehabt, während aller meiner Reisen im südlichen Kamerun-Gebiet spiegelglatte See zu sehen, wie sie an der Gold- und Sklavenküste selbst in der Trockenzeit gar nicht vorkommt.

Die Klimagrenze fällt hier ebensowenig wie in den meisten andern Erdgegenden ganz genau mit dem Aequator zusammen. Sie verläuft etwa zwei Breitegrade nördlicher, und soweit ich mich darüber zu vergewissern vermochte, kann der Campo-Fluß als der klimatische Aequator des südlichen Kamerun-Gebiets angesehen werden. Aber in den nächstgelegenen Gebieten verwischen sich die Jahreszeiten derart, daß sich ihre Aufeinanderfolge in diesem Jahre an die Witterung von Kamerun (nördliche Hemisphäre) und vielleicht schon im nächsten Jahre an diejenige von Gabun und Eloby anschließt. Das Batanga-Land, wo in unsern nördlichen Sommermonaten weit mehr Regen fällt als in den Wintermonaten, hat jedoch im großen und ganzen noch die Witterung der nördlichen Tropengegenden Westafricas. Die Regengüsse, die erst an der Loango-Küste und in noch höherm Grade am Congo seltener und unergiebiger werden, sind hier noch so reichlich, daß man, um sich die Existenz so sehr vieler und wasserreicher Flüsse zu erklären, gar nicht einmal an einen besonders langen Lauf derselben zu denken braucht. Die Zahl dieser Flüsse ist so außerordentlich groß, daß das Quellgebiet jedes einzelnen un-

möglich sehr umfangreich sein kann. Aber wenn schon an der Küste ziemlich viel Regen fällt, wie viel mehr dann erst auf den Gehängen jener Bergketten, welche den westlichen Absturz des innerafricanischen Hochplateaus darstellen.

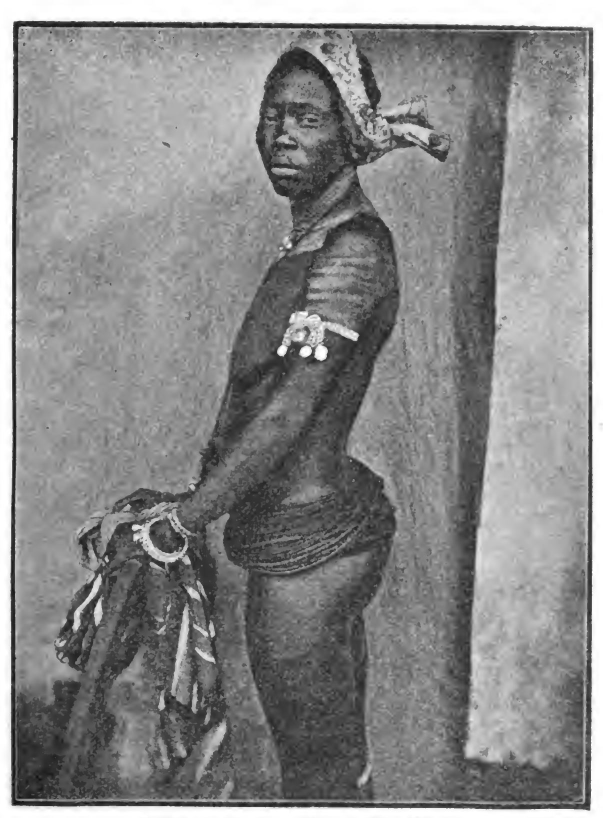
An dieser ganzen Küste erstreckt sich ein von den Wellen bespültes Gewirr vielfach zerklüfteter Sandsteinfelsen und Granitblöcke bis weit in die See hinaus. Alsdann folgt ein schmaler Sandstreifen und dicht dahinter jenes Wald- und Buschdickicht, welches, von einigen nicht sehr umfangreichen prärieartigen Grasflächen abgesehen, auch nicht das kleinste Fleckchen Erde unbedeckt läßt. Aber in vielen Gegenden, wie z. B. dicht bei Batta, ist es unansehnlicher Wald mit hellen Baumstämmen und graugrünem Laub. Beinahe überall sieht man von der Küste aus kegelförmige, oben abgestumpfte Berge, die, sei es vereinzelt, sei es in hintereinander gelagerten und immer höher ansteigenden Ketten zum Besuche des Binnenlandes einzuladen scheinen. In den Landschaften Plantation und Criby sowie weiter südwärts am Nord-Ufer des Campo-Flusses treten mittelhohe Berge, hinter denen aus bläulicher Ferne höhere Gipfel hervorlugen, bis ganz dicht an die Küste heran.

Die Culturentwicklung des südlichen Kamerun-Gebiets, die noch viel weniger vorangeschritten ist als diejenige des Flußgebiets von Kamerun, wird nicht einzig und allein den Kaufleuten überlassen bleiben können. Schon an anderer Stelle habe ich die Notwendigkeit hervorgehoben, in den deutschen Colonialgebieten Missionsstationen zu gründen. Ein besonders günstiges Feld würde das südliche Kamerun-Gebiet darbieten. Die Eingebornen und namentlich ihre Könige und Häuptlinge sehnen sich dort nach Missionsstationen ebensosehr wie nach Factoreien. Ich will allerdings gleich hinzufügen, daß der Beweggrund für dieses Verlangen weit eher in dem allgemeinen Drange nach höherer Cultur als in religiösem Bedürfnis wurzeln dürfte. Aber das kommt ja schließlich auf dasselbe hinaus. Wenn die Leute einmal Christen sind, so sind sie es, wie viele Beispiele gezeigt haben, mit großem Eifer.

Zwei Ratschläge, falls man sich entschließen sollte, deutsche Missionare herauszusenden! Erstens müssen dieselben Englisch und zweitens müssen sie ein Handwerk verstehen. Ohne Kenntnis des Englischen kann kein Missionar an dieser Küste etwas anfangen; falls er diese Kenntnis erst in Westafrica erwerben soll, geht zum

wenigsten ein halbes Jahr unbenutzt verloren. Auch müssen, so wie einmal die Verhältnisse liegen, Leute, die des Englischen nicht kundig sind, ihren ohnehin schon mehr als zur Genüge mit Arbeit überhäuften Landsleuten zur Last fallen. Jene Kenntnis des Englischen, die ich von jedem Missionar verlange, welcher zu dieser Küste gesandt wird, schließt durchaus nicht die Notwendigkeit in sich, auch später in Englisch zu unterrichten. Im Gegenteil! In jenem Streite, der unter den Deutschen dieser Küste darüber entbrannt ist, ob man fernerhin im Verkehr mit Dienern und sonstigen Eingebornen ausschließlich das hier übliche Neger-Englisch beibehalten oder aber allmählich die deutsche Sprache einführen soll, in diesem Streite bin ich nach reiflicher Ueberlegung mit aller mir zu Gebote stehenden Energie und trotz des Beispiels der in Indien lebenden Niederländer für die Einführung der deutschen Sprache eingetreten. Es hat ja allerdings viel für sich, daß die Diener nicht verstehen, was ihre Herren untereinander sprechen. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß die Diener grade stets das erhorchen, was sie nicht wissen sollen, und daß sie diese Kenntnis aufs schlaueste zu verheimlichen trachten. Was die Holländer in Indien thun, kann in mancher aber nicht in jeder Hinsicht als Muster gelten. Was für die Holländer paßt, eignet sich nicht für ein großes, zahlreiches und mächtiges Culturvolk wie das deutsche. Für unser Colonialleben können wir uns zeitweilig einer fremden Sprache bedienen. Aber dieses Mißverhältnis zu einem dauernden zu machen, würde beinahe eine Verzichtleistung auf Deutschlands Weltberuf in fremden Erdteilen sein. Unsern Missionaren liegt die schöne und erhabene Pflicht ob, die heranwachsende schwarze Colonialjugend in der Sprache Luthers, Lessings, Goethes zu unterrichten.

Zweckmäßig wäre es, wenn die herauszusendenden Missionare sich schon auf der Reise ein wenig mit den an dieser Küste gesprochenen Neger-Idiomen vertraut zu machen suchten. Von über einem Dutzend dieser Neger-Idiome habe ich mir mit vieler Mühe kleine Vocabulare zusammengestellt und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß sämtliche Küstenbewohner vom Nordwestabhang des Kamerun-Gebirges abwärts bis zum Cap St. John bloß Dialekte einer und derselben Sprache reden, einer Sprache, deren bekanntester Dialekt das Dualla ist. Diese Dialekte, wie z. B. Bambuku, Bakwiri, Dualla, Malimba, Batange, Bakoko, Banoko,



Fetischweib von Groß-Be (Togo)
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Bapuko, Kumbe, Mbinga u. s. w., zeigen untereinander keine größere Verschiedenheit als allerhöchstens diejenige zwischen Nord-Deutsch und Schweizer-Deutsch. Da zwei von diesen Dialekten durch englische und americanische Missionare grammaticalisch behandelt worden sind, so läge die Möglichkeit vor, daß sich deutsche Missionare schon zu Hause mit der Sprache des Gebiets, in dem sie zu wirken beabsichtigen, bekannt zu machen suchten. Die Titel der allerdings nur schwer aufzutreibenden Bücher, die ich im Auge habe, sind: 1) Dictionary of the English and Benga Language. New-York. Mission House. 23 Centre Street 1879. 2) Benga Grammar by the Reverend James L. Mackey. Presbyterian Mission Corisco (ohne Jahreszahl). 3) The Elements of the Dualla Language (unvollendet), gedruckt in der Baptisten-Mission zu Kamerun. 4) Vocabulary of the Dualla Language (ebenfalls gedruckt in der Baptisten-Mission zu Kamerun).

Bei Kamerun scheinen Dialekte der Dualla-Sprache bis ziemlich weit in das Binnenland hinein gesprochen zu werden. Anders im südlichen Kamerun-Gebiet. Dort wird bloß ein schmaler Küstenstreifen von den mit den Dualla verwandten Völkerschaften bewohnt. Dann kommt mehr im Süden eine Gruppe von Stämmen, deren hauptsächlichste Vertreter die Molinji und mehr im Norden eine Gruppe von Stämmen, deren hauptsächlichste Vertreter die Ibea oder Ubea sind. Ob die Sprache der Molinji und der Ibea verwandt ist, habe ich nicht feststellen können. Hinter den Molinji und Ibea sitzt (einstweilen mit dem Oberlauf des Lokundje-Flusses als Nordgrenze) das unaufhaltsam in nordwestlicher Richtung vorwärtsdrängende, verhältnismäßig arbeitsame und eine gewisse urwüchsige Kraft zeigende Kannibalenvolk der Fan oder Mpangwe (nicht zu verwechseln mit den ganz verschiedenen Mpongwe von Gabun), die in einigen Jahrzehnten voraussichtlich auch die ganze Küste bevölkert haben werden. Schon jetzt kommen (freilich erst als Lastträger) ganze Scharen von Mpangwes zu den deutschen Factoreien in Batta und Batanga herunter, wo sie mit gleichem Erstaunen das Meer und die weißen Männer begaffen.

Wenn ich vorschlug, daß die herauszusendenden Missionare ein Handwerk verstehen sollten, so habe ich dabei einerseits an das schöne Beispiel der protestantischen Missionare an der englischen Goldküste und der katholischen in Gabun, anderseits an die Wünsche sowohl der europäischen Kaufleute wie der Eingebor-

nen gedacht. Als ich Madola, dem franzosenfeindlichen Banoko-König von Batanga, den Vorschlag machte, mich auf einer demnächst zu unternehmenden Expedition zu den Mpangwes zu begleiten, zeigte er sich anfänglich sehr zurückhaltend. Als er aber erfuhr, daß ich mit meiner geringen Autorität für eine in seinem Lande zu errichtende Missionsstation eintreten wolle, wurde er ganz Eifer und guter Wille. Aber er ließ nicht ab, zu wiederholen, daß die deutschen Missionare ebenso wie die französischen Missionare in Gabun ein Handwerk verstehen und lehren müßten.

Bisher gibt es im Kamerun-Gebiet bloß die englischen Baptisten-Missionen bei König Acquas Stadt und in Bakundu (die Hauptstation befindet sich in Victoria) sowie die zwei americanisch-presbyterianischen Missionsstationen am Benito-Fluß. Mit Schwarzen besetzte Zweigstationen der beiden letztern befinden sich am Ikuku-Fluß (südlich von Batta), am Cap Awuni und in Groß-Batangà. Auch die Spanier haben neuerdings Missionare (Jesuiten) zu ihrer kleinen westafricanischen Besitzung herausgesandt. Im März 1885 sind von dem Kanonenboot Ligera drei Padres bei Cap St. John sowie drei weitere Padres und drei Laienbrüder auf der Insel Corisco (auf welcher bereits americanische Presbyterianer ein paar schwarze Missionare unterhalten) gelandet worden. Als ich in Gabun den bejahrten Bischof Le Berre, apostolischen Vicar beider Guineas, besuchte, äußerte dieser Herr, der sich, seit mehr als dreißig Jahren in Westafrica lebend, einer wohlverdienten Verehrung erfreut, seine Absicht, im deutschen Kamerun-Gebiet eine Missionsstation einzurichten, und wünschte von meiner Seite eine Meinungsäußerung darüber, ob Regierung und Volk in Deutschland der Sache günstig gesinnt sein würden. Die französischen Missionare würden sich allen Gesetzen und Einrichtungen der deutschen Colonie in loyalster Weise unterwerfen. Die bisherige nördlichste Station der französischen Mission von Gabun ist die vor kurzem am Benito-Fluß (südliches Kamerun-Gebiet) angelegte. Die in Westafrica lebenden Deutschen loben an der französischen Mission ganz besonders, daß sie ebenso wie die an der Goldküste wirkende Baseler Mission die Eingebornen nicht bloß zum Beten, sondern vor allem auch zum Arbeiten, namentlich zu tüchtigen Handwerkern erziehe. Es ist einer der Grundfehler des Negers, daß er, einmal im Besitz der Anfangsgründe europäischer Bildung, unglaublich eingebildet und aufgeblasen und nur zu häufig

ein ganz nichtsnutziges Mitglied der menschlichen Gesellschaft wird. Dem muß dadurch, daß man ein besonderes Gewicht auf die Arbeit und die Notwendigkeit der Arbeit legt, vorgebeugt werden.

Der Vorsteher der americanisch-presbyterianischen Mission in Gabun (der sogenannten Barraca-Mission) äußerte mir gegenüber bittere Klagen über die französische Colonialverwaltung. Nachdem die Mission seit vielen, vielen Jahren in der Sprache der Eingebornen gewirkt, gelehrt und gepredigt habe, sei es ihr urplötzlich verboten worden, fernerhin in irgend einer andern Sprache als der französischen Schulunterricht zu geben. Sie habe dementsprechend ihre gesamte Thätigkeit in Gabun einstellen müssen und die nach New-York und Paris gerichteten Beschwerden hätten bisher keinen Erfolg gehabt. Man hoffe dringend, daß das nördliche Ufer des Benito-Flusses, wo zwei Missionsstationen bestehen und sehr schöne Erfolge aufweisen, deutsch bliebe, weil andernfalls auch die dortigen Schulen geschlossen werden müßten.

Bei dem in Deutschland vorhandenen Ueberfluß an Menschenmaterial in allen eine höhere Bildung voraussetzenden Berufsclassen ist es unausbleiblich, daß sich der westafricanischen Küste auch Abenteurer zuwenden. Zur Vermeidung übler Erfahrungen sollten die mit Westafrica Handel treibenden Firmen das englische System der Einführungsbriefe annehmen. Auch ist es durchaus zu billigen, daß die deutschen Dampfer bloß solche Passagiere befördern, von denen angenommen werden darf, daß sie nicht schon binnen kurzem den Factoreien zur Last fallen werden. Hierbei will ich gleich erwähnen, daß es eine völlige Unmöglichkeit ist, in Westafrica selbst eine Stellung irgendwelcher Art zu finden. Wer nicht von Hause aus mit einer festen Anstellung herauskommt, wird bloß unnütz in einem gefährlichen Klima sein Geld vergeuden. Auch bietet Westafrica der Stellungen gar nicht viele. Nach meiner persönlichen Ueberzeugung erfreut sich innerhalb der deutschen Besitzungen bloß das vulcanische Gebirge einer zur Anlage von Plantagen, namentlich von Cacao-Plantagen ermutigenden Fruchtbarkeit. Die Zukunft der übrigen Gebietsteile beruht vor allem auf der Anpflanzung von Oelbäumen. Ich will damit nicht behaupten, daß der überwiegende Teil des deutschen Kamerun-Gebiets unfruchtbar sei. Im Gegenteil. Wirklich unfruchtbar sind nur einige ganz kleine Strecken. Aber wo die Arbeiterfrage so schwer zu lösen ist wie hier, müssen die übrigen Bedingungen, falls eine Plantage

gut rentiren soll, besonders günstige sein. Und solch außerordentlich günstige Verhältnisse des Bodens und des Klimas finden sich meines Erachtens (ähnlich wie auf Fernando Po) bloß im Kamerun-Gebirge. Die Arbeiterfrage, welche man auf der Woermannschen Kaffeeplantage bei Gabun bereits teilweise gelöst hat, wird von Jahr zu Jahr weniger Schwierigkeiten bereiten. Aber es ist ganz natürlich, daß man, sobald einmal an Pflanzungen gedacht wird, zuerst den fruchtbarsten Boden in Angriff nimmt. Auch im südlichen Kamerun-Gebiet gibt es in geringer Entfernung von der Küste Gebirge, von denen möglicherweise ein Teil nicht weniger fruchtbaren Boden hat. Gibt es erst einmal am Kamerun-Gebirge Plantagen, so kann man dann in südlicher Richtung weiter vorwärtsschreiten.

Capitel II.

Malimba und Klein-Batanga.

(Die Landschaft Malimba und der Edea-Fluß. — Die Mündungen aller Flüsse Nieder-Guineas sind nach Norden gerichtet. — Dünenbildung bei Klein-Batanga. — Factoreien mit Schießscharten und einem Ueberfluß an Gewehren. — Ein sehr entwickelungsfähiger Handelsplatz. — Beundo- und Klein-Batanga-Leute.)

Sind schon das Kamerun-Gebirge und das Flußgebiet von Kamerun vor der Besitzergreifung durch die Deutschen ziemlich unbekannt gewesen, so gelangt man doch weiter südwärts in ein noch viel weniger erforschtes Gebiet, betreffs dessen die weißen Flecken unserer africanischen Karten bis ganz dicht an die Küste heranreichen. Ob der Campo-Fluß, die Batta-Bai oder der Benito-Fluß die Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiet bilden wird, ist, da die zwischen Berlin und Paris spielenden Unterhandlungen noch nicht abgeschlossen sind, zur Zeit noch ungewiß. Einstweilen sind von unserer Regierung den übrigen Mächten gegenüber Malimba, mit Ausnahme des nördlichsten Teiles, ferner Klein-Batanga, Plantation und Criby als unter deutschem Schutz stehende Gebiete bezeichnet worden.

Die Landschaft Malimba wird im Norden vom Kamerun-Fluß und im Süden von dem kleinen Lotte-Bach begrenzt. Sie besteht aus zwei Teilen, nämlich der zwischen dem Quaqua-Creek und dem Meere gelegenen, beinahe gänzlich mit Mangrove-Dickicht bestandenen großen Malimba-Insel und einem südlichern, viel wertvollern Insel- und Festlandsgebiet. Die Einfahrt in einen der

beiden breiten seeartigen Mündungsarme des Edea- oder Malimba-Flusses ist wegen der Barre und der dort anstehenden sehr starken Brandung so schwierig, daß sie weder von großen Dampfern, noch von kleinen Dampfpinassen, sondern bloß von Küstendampfern mit geringem Tiefgang und starker Maschine gewagt werden kann. Es sind in Malimba die drei Firmen C. Woermann (Agent Ravenhorst), Jantzen u. Thormählen (Agent Ahrens) und R. und W. King vertreten, welche zusammen im Jahre 1884 3000 englische Pfund Elfenbein, 45 000 Imperial-Gallons Palmöl und 180 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Palmkerne verschifft haben. Bewohnt wird das Land von den Malimba-Leuten, dem südlichsten Stamme des Kamerun-Volkes, bei dem die von den Dualla zu so sehr hoher Vollkommenheit ausgebildete Trommelsprache noch vorkommt. Schon die Bewohner der Landschaft Klein-Batanga, die doch teilweise erst aus Malimba ausgewandert sind, verstehen sich nicht mehr auf jenes seltsame, die Stelle unserer Telegraphie einnehmende Signalwesen, welches jedenfalls eine der größten geistigen Leistungen der Neger-Rasse darstellt. Hinter den Malimba sollen die wildern Edea wohnen, aber daß das Land nicht allzu dicht bevölkert sein kann, wird schon daraus ersichtlich sein, daß während der letzten Jahre in allerdichtester Nähe der Factoreien mehrere Elefanten geschossen worden sind.

Zwischen Malimba und Klein-Batanga erstreckt sich ein flacher, zu Zeiten überschwemmter und gänzlich unbewohnter Landstrich, dessen Küstensaum durch den kleinen, aber zu Zeiten sehr reißenden Lotte-Bach in zwei beinahe gleich lange Strecken geteilt wird. Als während Dr. Nachtigals Anwesenheit zwei Kru-Leute als Boten von Klein-Batanga nach Malimba gesandt wurden, und zwar längs des einen hübschen und angenehmen Weg darstellenden Meeresstrandes, verlor einer von ihnen, als er durch das Lotte-Flüßchen zu waten versuchte, den Boden unter den Füßen, wurde von der starken Strömung hinweggerissen und ist wahrscheinlich von den Haifischen aufgefressen worden. Die auf der englischen Seekarte verzeichneten Dörfer, die zwischen Malimba und Klein-Batanga liegen sollen, existiren nicht und woher der Name Biafra stammt, den man gewöhnlich dieser Gegend zuteil werden läßt, habe ich nirgendwo ausfindig zu machen vermocht. Weder in Malimba, noch in Klein-Batanga, noch in Groß-Batanga, noch auch bei den landeinwärts wohnenden Bakoko

wollten die Eingebornen jemals etwas von einer Landschaft oder von einem Orte namens Biafra gehört haben. Entweder ist der Name, wie so vieles andere, was noch immer auf unsern Karten figurirt, bloß ein Phantasiegespinst oder es hat hier in frühern Jahrhunderten einen bis auf den Namen verschwundenen Volksstamm der Biafra oder eine Stadt Biafra gegeben, wovon die heutigen Eingebornen nichts mehr wissen.

Frankreichs Ansprüche auf die zwischen dem Quaqua-Creek und dem Meere gelegene Malimba-Insel begründen sich darauf, daß im April 1883 der Commandant des französischen Kanonenboots „Voltigeur" mit dem Unterkönig Passall, der gar nicht einmal unabhängig ist, ein dahingehendes Abkommen vereinbarte, daß, wenn binnen einer gewissen Zeit die französische Regierung weitere Schritte thäte, und zwar alsdann nach Ablieferung eines Geschenkes (ein eisernes Haus), Passalls Gebiet unter französischen Schutz gestellt werden sollte. Als aber Woermanns Agent Rabenhorst am 20. Juli 1884 mit dem König Jambe von Malimba einen Vertrag abgeschlossen hatte und als zwei Tage später von Dr. Nachtigal die deutsche Flagge gehißt worden war, ist auch der Unterkönig Passall, der nichts mehr von den Franzosen gehört und das eiserne Haus nicht erhalten hatte, dem von Jambe abgeschlossenen Vertrag, obwohl dies eigentlich gar nicht nötig gewesen wäre, doch noch ganz ausdrücklich beigetreten. Als es dann später verlautete, daß englische Firmen dort Grundbesitz ankauften, ist auf der Malimba-Insel durch S. M. Schiff „Bismarck" am 18. Januar 1885 auch noch die deutsche Flagge gehißt worden. Trotzdem scheint es, als ob die Franzosen ihre Ansprüche auf die ziemlich wertlose, größtenteils aus Mangrove-Dickicht bestehende Malimba-Insel bisher noch immer nicht fallen gelassen hätten.

Mit dem früher erwähnten Lotte-Bach beginnt das Gebiet von Klein-Batanga, welches aber von den Eingebornen gar nicht zum eigentlichen Batanga-Land gerechnet wird. Unter diesem verstehen die Schwarzen das von den beiden Stämmen der Bapuko und Banoko bewohnte Gebiet, welches die drei Landschaften Plantation, Criby und Groß-Batanga umfaßt. Londsche wird von den Eingebornen als der nördlichste Ort des eigentlichen Batanga-Landes bezeichnet. Woermanns Agent Dettmering schloß am 18. Juli 1884 drei Verträge ab, durch welche seiner Firma die Hoheitsrechte übertragen wurden, nämlich einen Vertrag für die im Norden vom

Lotte-Bach und im Süden vom Lokundje-Fluß begrenzte Landschaft Klein-Batanga, einen zweiten Vertrag für die im Norden mit der Ortschaft Londsche bis zum Lokundje-Fluß reichende und im Süden mit der Elabe- oder Olabe-Spitze endende Landschaft Plantation und einen dritten für die sich von der Elabe-Spitze bis zum Behuwe-Flüßchen erstreckende Landschaft Criby. Wie weit sich diese Gebiete ins Innere ausdehnen, ist ungewiß. Obwohl Dr. Nachtigal stets von 10 englischen Meilen geschrieben und gesprochen hat, so kann man doch insofern, als die Buschleute in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Küstenstämmen stehen, ebenso gut das 10- oder 20fache dafür einsetzen. Am 23. Juli 1884 ist von Dr. Nachtigal in Klein-Batanga, und zwar in Gegenwart des Klein-Batanga-Königs Japite von Mahambi, des Häuptlings Ngengwe und des Häuptlings Ndingi von Londsche-Dorf die deutsche Flagge gehißt worden.

Wenn man auf einem der den Handelsverkehr dieser Küste vermittelnden Dampfer in der Entfernung von ungefähr einer Seemeile — näher können die Schiffe nicht herankommen — vom Strande von Klein-Batanga ankert, so erblickt man nicht das geringste, was auf die Nähe eines verhältnismäßig bedeutenden Handelsplatzes schließen ließe. Parallel mit dem Meere und bloß durch eine schmale, buschbewachsene Landzunge von diesem getrennt, fließt hier in seinem untern Lauf der große Moanja-Strom, der erst ungefähr 1 bis 1½ Seemeilen nördlich von Klein-Batanga seine Fluten ins Meer ergießt. Die auffallende Thatsache, daß fast alle Flüsse dieser Küste eine Strecke weit in nordwestlicher Richtung mit dem Meere parallel laufen, ehe sie sich in dieses ergießen, ist durch die starke, von Süd nach Nord verlaufende Meeresströmung zu erklären, denn die Schlammmassen, welche solche Ströme, wie der Moanja, mit sich führen, werden naturgemäß dort abgelagert, wo der Meeresstrom auf das Flußwasser trifft und dessen ursprünglich nach Westen gerichtete Strömung mehr und mehr nach Nordwesten ablenkt. Je bedeutender ein Fluß ist und je größer seine Schlammmassen, desto länger ist die Strecke, auf welcher der Fluß, durch einen Sandstreifen vom Meere getrennt, mit diesem parallel läuft. Wo heutigen Tages die Factoreien von Klein-Batanga stehen, ist ehedem unzweifelhaft die Mündung des Moanja gewesen. Und vielleicht wird, da die Anschwemmungen

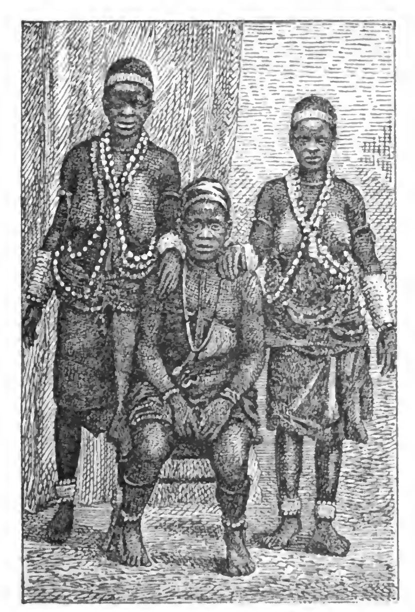
auch heute noch andauern, in 100 oder 200 Jahren die Mündung noch eine Seemeile weiter nach Norden gerückt sein.

Die drei Factoreien von Klein-Batanga liegen auf der erwähnten buschbewachsenen Landzunge, aber sie liegen auf der dem Flusse zugewandten Seite, sodaß man sie vom Meere aus nicht sehen kann. Das Ausladen und Verschiffen der Waren geschieht je nach der Größe der Dampfer, um die es sich dabei handelt, auf zwei verschiedene Arten. Dampfer von größerm Tiefgang, die nicht über die Barre des Flusses hinüberkommen können, ankern den Factoreien von Klein-Batanga gegenüber auf offener Reede und lassen ihre Ladung teils mit den eigenen Brandungsbooten löschen, teils mit den von den Factoreien gestellten. Das letztere sollte die Regel sein, aber ein willfähriger und thätiger Capitän, wie die meisten es sind, wird, um die Arbeit des Löschens zu beschleunigen, gegen die hülfeleistende Verwendung seiner eigenen Boote und Mannschaften kein Bedenken haben. Dampfer von nicht über 9 Fuß Tiefgang, wie z. B. der Woermannsche „Mpongwe", können in den Fluß hineinfahren und in allerdichtester Nähe der Factoreien vor Anker gehen. Ueber der Barre des Moanja ist allerdings die Tiefe des Wassers nicht sehr groß, aber dicht neben der Barre befindet sich eine schmälere Rinne, wo bei Hochwasser selbst Schiffe von 10 Fuß Tiefgang passiren könnten. Wenn man von einem draußen auf der Reede ankernden Dampfer im Boote über die Barre und zu den Factoreien fahren will, so wird das doch wenigstens 2 bis 3 Stunden in Anspruch nehmen. Obwohl der sehr breite und vielverästelte Unterlauf des Moanja gar keine besonders starke Strömung hat, dauert es doch allein eine Stunde, bis man von seiner Mündung zu den Factoreien gelangt. Der Seestrand von Klein-Batanga, der, wenn er nicht bisweilen von Haifischen besucht würde, des sandigen Untergrundes wegen einen vortrefflichen Badeplatz abgeben müßte, senkt sich bloß ganz allmählich, etwa in ähnlicher Weise wie bei Ostende oder Blankenberghe abwärts und besitzt den ganz außerordentlichen Vorzug, daß die Brandung hier beinahe niemals sonderlich schlimm ist.

Die Dünenbildung scheint in Westafrica nirgendwo in ähnlichem Grade wie an unsern norddeutschen Küsten vorzukommen. Im Togoland und an einzelnen Stellen des südlichen Kamerun-Gebiets kann man die ersten schwachen Anfänge einer Dünen-

bildung bemerken, wie sie für den Strand des Kamerun-Gebirges und für das Flußgebiet von Kamerun ganz ausgeschlossen ist. Wo es keinen Sand gibt, mit dem der Seewind spielen könnte, wo der Uferschlick mit dichter und dichtester Vegetation bedeckt ist, da muß jedwede Dünenbildung von selbst ausgeschlossen sein. Aber bei Lome, bei Bagida, bei Klein-Batanga und auch in beschränkterm Maße bei Groß-Batanga gibt es ebenso wie an unsern norddeutschen Küsten Ufersand in Hülle und Fülle und dementsprechend auch die ersten leisen Anfänge einer Dünenbildung. Die Dünen von Klein-Batanga, wenn man diese 2 bis 4 Meter hohen Sandhügel so nennen darf, beschränken sich auf den schmalen Streifen zwischen dem Meer und dem Unterlauf des Flusses, während weiter landeinwärts die üppige Mangrove-Vegetation der Dünenbildung eine natürliche Schranke setzt. Daß die Factoreien auf dem Sandstreifen zwischen Meer und Fluß angelegt worden sind, ist insofern höchst vernünftig, als es grade dort auch nicht die leiseste Spur jener Mangrove-Dickichte gibt, die sich mit sandigem Untergrund nicht befreunden zu können scheinen.

Dörfer der Eingebornen sind in nächster Nähe der Factoreien von Klein-Batanga nicht vorhanden und man lebt dort so ruhig, wie man das sonst in Westafrica nicht gewöhnt ist. Ich will gleich hinzufügen, daß ein Eingebornendorf, welches den Namen Klein-Batanga trüge, überhaupt nicht existirt. Aber mit Einschluß aller Warenlager und Nebengebäude stellen die drei, allerdings mehrere hundert Schritt von einander entfernten Factoreien an sich schon eine ganz stattliche Ortschaft dar. Den Mittelpunct bildet die von Herrn Dettmering verwaltete Woermannsche Factorei, die nach einer Breitenbestimmung des Kanonenbootes „Möwe" unter 3° 16′ 35″ nördlicher Breite liegen würde. In nördlicher Richtung schließen sich die Factoreigebäude von Jantzen u. Thormählen (Capitän Maas) und in südlicher diejenigen von R. und W. King (ein weißer Agent) hieran an. Die Häuser sind, wie ich dies nirgendwo sonst an dieser Küste gesehen habe, mit Schießscharten und einem Ueberfluß an guten Gewehren ganz vortrefflich zu einer etwa notwendig werdenden Verteidigung eingerichtet. Es ist dies wahrscheinlich deshalb geschehen, weil diejenigen Könige der Eingebornen, welche den Schutz der Factoreien übernommen haben — der Klein-Batanga-König Japite von Mahambi für die Deutschen und



Fetischweiber aus dem Togoland
(nach eigner Photographie des Verfassers).

der Beundo-König Ingango von Mandjima für die Engländer — allzu entfernt wohnen, als daß sie im Falle der Not einen wirksamen Schutz angedeihen lassen könnten. Klein-Batanga ist auch der einzige Platz im ganzen deutschen Kamerun-Gebiet, wo man den Kru-Jungen gute Waffen (Percussionsgewehre) gegeben hat, in deren Gebrauch sie eingeübt worden sind und die sie stets zur Hand haben müssen. Sie verstehen weit besser damit umzugehen, als dies sonst bei Negern der Fall zu sein pflegt, und haben an Sonntagen, wenn sie auf die Jagd gehen dürfen, mehrmals in dichtester Nähe des Strandes Antilopen von der hier vorkommenden ganz kleinen Art (Zwerg-Antilopen) erlegt. Die Eingebornen von Klein-Batanga (Beundo- und Klein-Batanga-Leute) sind beinahe ebenso arbeitsscheu wie die Dualla. Aber außer den Kru-Leuten sind von den Factoreien auch mehrfach Eingeborne von Groß-Batanga, die sich durch größere Arbeitsamkeit auszeichnen, in Dienst genommen worden.

Der Woermannschen Factorei gegenüber pflegt sich an der andern Seite des Flusses in etwa 600 Meter Entfernung fast stets eine größere Anzahl Flußpferde aufzuhalten. Bisweilen hat man dort zehn und zwölf Stück auf einmal gesehen. Das linke Flußufer, an dem die drei Factoreien liegen, wird ab und zu von einem riesigen, auf Hühnerfleisch besonders lüsternen Krokodil besucht, das, so viel auch schon darauf geschossen worden ist, noch nicht hat erlegt werden können. In das Ruder eines Eingebornen, der sich mit seinem Canoe den Factoreien näherte, hat der Unhold so scharf hineingebissen, daß seine Zähne dort tief eingegraben sind. Auffallenderweise gibt es sowohl Flußpferde wie Krokodile bloß am untern, aber nicht am mittlern Laufe des Flusses.

Das Wasser des Stromes ist in der Nähe der Factoreien bisweilen so unrein, daß man dort nicht einmal zu baden vermag. Und doch muß alles nötige Trinkwasser aus diesem selben Flusse geschöpft und durch Filtriren gereinigt werden. Aber trotz solch schlechter Beschaffenheit des allernotwendigsten Lebensbedürfnisses und trotz der ausgedehnten Mangrovesümpfe kann man nicht eben behaupten, daß Klein-Batanga ein besonders schlimmes Fiebernest wäre. Dieser günstige Umstand kann wohl kaum anders als durch die sandige Natur des von Verwesungsstoffen ziemlich freien Untergrundes erklärt werden, auf dem die Factoreien stehen.

Obwohl von den Eingebornen nur sehr wenig Lebensmittel eingeliefert werden, so ist Klein-Batanga dennoch in der nähern Umgebung der geeignetste Ort, um — zu dem billigen Preise von 8 ℳ das Stück — jene Zwergziegen zu kaufen, die für Westafrica das wichtigste aller Nahrungsmittel liefern. Untermischt mit Schafen laufen bei den drei Factoreien ganze Herden dieser kleinen Ziegen umher. Da die Schafe in den tropischen Teilen Westafricas keine Wolle, sondern Haare haben, so ist die Aehnlichkeit zwischen Schafen und Ziegen so groß, daß, wenn man nach dem Schlachten den Kopf abschnitte, gar kein Unterschied herauszufinden sein würde.

Die in Klein-Batanga wohnenden europäischen Kaufleute führen ein außerordentlich ruhiges und nach ihren Begriffen, so lange die vierteljährlich erscheinenden Conserven und Biervorräte ausreichen, außerordentlich glückliches Leben. Solch kaufmännischer Agent ist trotz aller Entbehrungen, die er sich nach heimischen Begriffen auferlegen muß, dennoch ein kleiner Herrscher ureigenster Art. In dieser Selbständigkeit, diesem Recht, als absoluter Herrscher zu befehlen, zu loben und zu strafen, in dieser Machtfülle, welche diejenige der einheimischen Häuptlinge oft weit übertrifft, muß wohl ein ganz besonderer Reiz liegen. Denn andernfalls würde man sich kaum vorzustellen vermögen, wie diese Leute solch bequemes, aber langweiliges Leben jahraus jahrein auszuhalten vermögen.

Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß die mancherlei Obliegenheiten des Geschäftsbetriebes alle Kräfte eines pflichtgetreuen Beamten vollauf in Anspruch nehmen. Ganz besonders gilt dies für Klein-Batanga, dessen Handel noch sehr entwicklungsfähig ist und dessen Bedeutung im Gegensatz zu vielen andern Küstenplätzen von Jahr zu Jahr wächst. Die echten und wahren Oelproducenten — die große Oelsaison dauert von Mai bis August — sind die hinter dem Bakoko wohnenden Ibea, die bei Klein-Batanga niemals zur Küste herunterkommen. Die vom Zwischenhandel lebenden Benudo- und Klein-Batanga-Leute spielen hier dieselbe Rolle, die am Kamerun-Fluß den Dualla zufällt, und verkaufen die in den Factoreien erstandenen europäischen Waren mit wenigstens einem Nutzen von 100 bis 200 Procent. An Landeserzeugnissen sind 1884 von Klein-Batanga aus 11 000

englische Pfund Elfenbein, ferner 25 000 Imperial-Gallons Palmöl und 110 Tons (zu 1000 kg) Palmkerne verschifft worden. Die Küstenbewohner der Landschaft Klein-Batanga sind, wie bereits erwähnt, Beundo- und Klein-Batanga-Leute. Die erstern gehören zum Stamme der weiter südwärts wohnenden Banoko, die letztern dagegen, die sich selbst Batanga nennen, müssen vor nicht sehr langer Zeit aus Malimba eingewandert sein, wo sie noch jetzt Verwandte haben.

Capitel III.

Die Entdeckung des Moanja-Stroms.

(Mangrove-Dickicht und festeres Land. — Die fünf Dörfer von Mahambi. — König Japite in preußischer Uniform. — Die Hütten der Eingebornen. — Der Stamm der Klein-Batanga. — Fetischbäume und heilige Haine. — Krokodile. — Das Fabelland Biafra. — Eine Fahrt ins unbekannte Binnenland. — Durch geschicktes Palaveriren gewinnen wir mächtige Begleiter. — Die Kriegscanoes von Djawandja versuchen uns den Weg zu verlegen. — Der barbarische Schmuck des Bakoko-Volkes. — Die Neven-DuMont-Wasserfälle. — Eingeborne, die scheu wie die Rehe sind.)

Als ich in Eloby, um zu einer gemeinschaftlichen Expedition ins Innere die nötigen Vorbereitungen zu treffen, von Dr. Nachtigal Abschied nahm, empfahl mir derselbe ganz besonders eine nähere Erforschung der Gegend von Klein-Batanga, weil dort nach seiner Ansicht nicht bloß, wie die englische Seekarte angebe, ein kleiner Bach, sondern ein sehr großer Strom ins Meer münde. Daß in dieser Hinsicht eine Täuschung überhaupt möglich ist, beziehentlich daß die Mündung eines sehr großen Stromes so lange verborgen bleiben konnte, wird bloß demjenigen befremdend erscheinen, der sich noch wenig mit der Entdeckungsgeschichte überseeischer Länder beschäftigt hat. Viele Meeresbuchten, wie z. B. diejenige von Rio Janeiro in Brasilien, sind Jahrzehnte und Jahrhunderte lang für Flußmündungen gehalten worden, während anderseits die größten Ströme, falls sie sich in ein nur schwer zugängliches, vielleicht sogar mit undurchdringlichem Mangrove-Gebüsch bestandenes Mündungsdelta ergießen, ebenso lange unbekannt und verborgen bleiben können. Nun stellt

der Unterlauf des sich bei Klein-Batanga ins Meer ergießenden Moanja-Stromes ein so vielfach verästeltes Netz von Wasser-Adern und Mangrove-Inseln dar, daß man die ziemlich unscheinbare Mündung recht gut für den Ausfluß einer bloß von kleinern Bächen gespeisten Lagune halten konnte, wie deren in Westafrica so viele existiren. Erst Dr. Nachtigal ahnte die Wahrheit. Dem Verfasser dieses Buches sollte es vorbehalten bleiben, den Fluß selbst zu entdecken und bis zur Grenze seines schiffbaren Unterlaufs zu verfolgen.

Schon in Groß-Batanga traf ich einen Teil der nötigen Vorbereitungen und überredete den dortigen Woermannschen Agenten, den inzwischen verstorbenen Herrn Beyrich, der ein sehr guter Schütze war, mich auf der nicht ganz gefahrlosen Fahrt zu begleiten. Als ich auf dem der Firma Jantzen u. Thormählen gehörigen Dampfer „Fan“ vor Klein-Batanga ankerte, lieh mir der liebenswürdige Capitän Witt die sehr große, leichte und scharf gebaute Gig, denn von der Feindschaft der habgierigen Eingebornen abgesehen war der Moanja-Strom um dessentwillen nicht schon früher befahren worden, weil die Eingebornen mit ihren unbehülflichen Brandungsbooten nimmermehr der an einzelnen Stellen sehr starken Strömung hätten Herr werden können. Die Gig wurde zum Seestrande von Klein-Batanga gerudert und von einigen Dutzend kräftigen Schwarzen in 20 Minuten über den schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Fluß hinüber getragen, während die Fahrt bis zur Mündung und von dort bis zu den Factoreien mehrere Stunden in Anspruch genommen haben würde. Herr Dettmering, den ich auch zur Teilnahme an der Reise veranlaßte, stellte mir zu den Trägern und Dolmetschern, die ich bereits vorher in Dienst genommen hatte, noch weitere sechs mit Miniégewehren bewaffnete und sehr kräftige Ruderer zur Verfügung. Auch konnte ich ohne Schwierigkeit Tabak zum Umtausch gegen Lebensmittel, ein klein wenig Rum und eine größere Menge von Manufacturwaren einkaufen. Größere Schwierigkeiten bereitete die Versorgung mit Conserven und sonstigen europäischen Lebensmitteln, wovon die Factoreien, die vor 3 Monaten zum letzten Mal verproviantirt worden waren, beinahe gar nichts mehr besaßen. Schließlich gelang es mir aber doch, und zwar mit Hülfe der englischen Factorei, die noch Rotwein und Zwieback hatte, auch dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

In unserer Gig saßen, als wir von der Woermannschen Factorei bei Klein-Batanga wegruderten, 3 Weiße und 10 Schwarze, alle bis an die Zähne bewaffnet. Das Landschaftsbild ähnelte zunächst demjenigen, wie man es auf einer Fahrt durch das Gewirr der Mangrove-Inseln zwischen Bimbia und Kamerun zu sehen bekommt: weite Wasserflächen und zwischen den zahllosen Inseln und Inselchen ebenso zahllose Creeks, die weiß Gott wohin führen. Man muß schon ein recht gutes Auge haben und durch längern Aufenthalt in tropischen Gegenden an solch seltsame Scenerie gewöhnt sein, um nicht zwischen diesen Inseln, die sich wie ein Ei dem andern gleichen, den richtigen Weg zu verfehlen. Herr Dettmering aber, der als ehemaliger Seemann, während ich die Compaß-Beobachtungen machte, die Steurung übernahm, kannte den Weg bis Mahambi und hat sich betreffs der richtigen Wasserstraßen auf dieser langen Fahrt auch nicht ein einziges Mal geirrt. Menschliche Ansiedlungen waren, so weit das Mangrove-Dickicht reichte, nirgendwo zu sehen. Denn Mandjima, Bakwakwa und die übrigen Dörfer der Beundo-Leute liegen am südlichen Flußufer eine Strecke weit landeinwärts, und wenn wir die zu ihnen führenden Seitencreeks hätten verfolgen wollen, so würden wir ziemlich nutzlos sehr viel Zeit verloren haben.

Das Auftreten von Pandanus-Dickicht, von Schilfrohr und von Raphia-Palmen zeigt den Uebergang von überschwemmtem zu festerm Land und von Brackwasser zu Süßwasser an. Je weiter flußaufwärts man kommt, desto üppiger wird die Vegetation, die auch nicht das leiseste Fleckchen Erde unbedeckt läßt und durch eine allmähliche und immer häufiger werdende Untermischung zuerst mit Oelpalmen, dann auch mit Cocospalmen und hochstämmigem Laubwald einen immer stattlichern Eindruck gewährt. Während man bis mehrere Seemeilen aufwärts von Klein-Batanga noch im Zweifel sein könnte, ob man einen Fluß oder ein seeartiges Ueberschwemmungsgebiet vor sich habe, ist dort, wo die ersten Dörfer sichtbar werden, die Flußnatur des Wasserlaufes schon so ausgeprägt, daß man hier, wo es keine Seitenarme mehr gibt, die Größe und Wassermenge des mächtigen Stromes bereits ganz und voll zu beurteilen vermag. Die oben erwähnten Dörfer zeigen sich zuerst am rechten Ufer, an welchem der Binnenlands-Stamm der Bakoko viel weiter als am Süduser in westlicher

Richtung vorgedrungen ist. Das westlichste Bakoko-Dorf liegt an einer Stelle, wo der Fluß etwa 150 Meter breit ist, auf einer mit Wald und Busch bestandenen Insel.

Eine Seemeile weiter aufwärts liegt am linken Ufer die Stadt Mahambi, der Wohnsitz des Klein-Batanga-Königs Japite, welche einen Complex von 4 oder 5 sich in langer Linie längs des Flußufers dahinziehenden Dörfern darstellt. Japite, ein für Negerverhältnisse ebenso liebenswürdiger wie würdevoller Herrscher, trug, als er uns begrüßte, einen alten preußischen Uniformrock, der ihn, obwohl über dem Handgelenk die schweren elfenbeinernen Manschetten klapperten, dennoch gar nicht übel kleidete. Solch ausgemusterte Waffenröcke, die im Ankauf kaum mehr als 5 bis 6 ℳ das Stück zu stehen kommen, entsprechen so sehr dem Zweck eines an die Könige und Häuptlinge zu machenden Geschenkes, daß ich sie meinen Nachfolgern in der Erforschung des Kamerun-Landes aufs angelegentlichste empfehlen möchte. Denn erstens wird dem Selbstgefühl der Könige und Häuptlinge durch den Besitz eines solchen Rockes ganz außerordentlich geschmeichelt und zweitens und vor allem wissen sie ganz genau, daß solcher Rock etwas specifisch deutsches sei und fühlen und denken dementsprechend. Japite beispielsweise benahm sich in seiner Uniform, die er beim Vertragsschluß in Klein-Batanga erhalten hatte, wie ein strammer Unterofficier, der seinen Vorgesetzten erwartet und begrüßt.

Das uns zur Verfügung gestellte Haus des Königs war mit schönen Wiener Rohrmöbeln — auch einem Geschenk der Firma C. Woermann — ausgestattet, die sich in dieser Umgebung und auf dem schmutzigen Fußboden höchst sonderbar ausnahmen. Solche Wohnungen könnte man sich schon gefallen lassen, wenn nur nicht die vielen und übermäßig zudringlichen sowohl tierischen als menschlichen Besucher die Freiheit der Bewegung auf das geringste Maß einschränkten. Hennen und Küchlein, welche für gewöhnlich in solchem Hause schlafen und die nun auf einmal entfernt werden sollen, zeigen durch häufige Wiederkehr ein zähes Festhalten an ihren vermeintlichen Rechten, welches der Charakterstärke ihrer Rasse alle Ehre macht, aber den müden Fremdling zu allerlei harten Gewaltmaßregeln, wie z. B. Dreinschlagen mit dem Regenschirm und ähnlichem, veranlaßt. Und ist man damit glücklich zum Ziele gelangt, so gilt es jene zarten Wesen — Töchter, Gattinnen, Mütter und ich glaube sogar

Großmütter — zu entfernen, die von schachersüchtigen Capitalisten (d. h. Capitalisten nach der Negermode) für ein oder mehrere Stück Zeug zum Weibe angeboten werden. Die Häuser aller Stämme des Kamerun-Landes, zu denen ich gelangt bin, sind rechteckig gebaut und bestehen aus den horizontal übereinander befestigten dickern Blattstielen der Raphia-Palme. Die Dächer, die überall im Kamerun-Lande schräg sind, bestanden in Mahambi ebenso wie bei den Dualla aus einer dicken Schicht der allerdünnsten Blattstiele und glichen in dieser Hinsicht unsern heimischen Strohdächern. Schon in Groß-Batanga dagegen und von dort ab weiter südwärts pflegen die Dachsparren mit hübsch geflochtenen Matten, welche die Stelle unserer Asphaltpappe vertreten, überdeckt zu werden. Auch die Sitte, für jedes Haus eine 1½ bis 2 Fuß hohe, aus Lehm gefertigte Plattform herzustellen, erstreckt sich vom Kamerun-Fluß in südlicher Richtung bloß bis Klein-Batanga, während sie in Groß-Batanga völlig unbekannt zu sein scheint.

Das Volk der Klein-Batanga zeigt keinerlei Absonderlichkeiten, als daß ebenso wie bei den Bakwiri Hundefleisch besonders gern gegessen wird. Die früher ganz allgemein verbreitete Tättowirung kommt namentlich für die Gesichter mit jeder Generation mehr in Abnahme. Die Zahl der Sklaven, die auch hier in besondern Dörfern wohnen, ist nicht sonderlich groß, und so faul auch die Klein-Batanga im übrigen sein mögen, so scheint es doch, daß sie durch eigene Arbeit mit verhältnismäßiger Leichtigkeit die benötigten Lebensmittel, namentlich Plantanen, Yams und Coco (hier Makabo genannt) gewinnen. Palmwein kommt in der Nähe von Mahambi nicht vor, pflegt aber, wenn man danach verlangt, aus dem nächstgelegenen Bakoko-Dorfe geholt zu werden.

Früher soll es in Mahambi ein inzwischen abgebrochenes Fetischhaus gegeben haben. Als wir danach fragten, führte man uns zu einem eine gute Strecke von jeder menschlichen Wohnung entfernten kreisrunden Palmenhain, in dessen Mitte sich das Erdreich zu einer von den langen Blättern der Palmen beschatteten Vertiefung abwärts senkte. In dieser Vertiefung bemerkten wir außer vielen Töpfen und den gewöhnlichen Opferspenden einen großen Haufen von verbranntem Holz herrührender Asche. In welcher Weise hier die Gottesverehrung vor sich geht und ob man so etwas wie Brandopfer darbringt, habe ich, da bei unserer



Fetischtempel.

eingehenden Besichtigung das Mißtrauen der Leute wach wurde, nicht in Erfahrung bringen können. Wie es heißt, gäbe es zur Zeit bei den Klein-Batanga keine Fetischhäuser mehr, sondern bloß noch Fetischbäume und heilige Haine, sodaß also in dieser Hinsicht die Gottesverehrung der Klein-Batanga derjenigen der Bakwiri zu gleichen scheint.

In keiner andern Richtung der menschlichen Industrie- und Gewerbsthätigkeit haben es die verschiedenen Stämme des Kamerun-Volkes so außerordentlich und auffallend weit gebracht, wie im Bootsbau. König Japite besitzt ein in seiner Stadt gefertigtes, 20 Meter langes buntbemaltes Kriegs-Canoe mit eben solchem holzgeschnitzten Gallionschmuck, wie er bei den Königen und Häuptlingen von Kamerun üblich ist. Aber außer diesem Prachtstück der Kriegsflotte von Mahambi gibt es kleinere Canoes von noch sehr viel feinerer und besserer Arbeit. Herr Beyrich und meine Wenigkeit tummelten uns, den herrlichen Badeplatz weidlich ausnutzend, geraume Zeit um diese Boote herum und waren grade dabei, trotz der sehr großen Entfernung zu dem jenseitigen waldbestandenen Ufer hinüberzuschwimmen, als die Eingebornen uns zuriefen, daß solches Beginnen der Krokodile wegen nicht ratsam sei. Schon waren wir über die Mitte des Stromes hinausgelangt, und ich muß gestehen, daß die Zeit, bis wir wieder am Strande von Mahambi anlangten, mir sehr lang vorkam. Es ist durchaus kein erhebendes Gefühl, wenn man jeden Augenblick gewärtigen muß, von einem der nichtsnutzigen Wasserbewohner am Beine gepackt zu werden.

Für den Abend hatten wir die Ortsältesten zu einer Versammlung geladen, bei der es mir hauptsächlich darauf ankam, zu erkunden, ob die Eingebornen etwas von einem Orte namens Biafra oder Biafara und einem Berge oder Gebirge namens Guerara oder Quereira (Serra Quereira) gehört hätten. Beides wurde aufs bestimmteste in Abrede gestellt. Unsere Geographen nennen die beiden großen Einbuchtungen der westafricanischen Küste Golf von Benin und Golf von Biafra. Das letztere Wort soll von einer Stadt Biafra und einem Königreich Biafra herrühren, welches in nördlicher Richtung bis zum Kamerun-Fluß gereicht habe. In Barbots Reisebeschreibung aus dem Jahre 1699 heißt es: „Weiter nach Nordost, am Rio Kamarones selbst, liegt eine große Stadt Biafara, die Hauptstadt aller dieser Länder.“ Da nun die

neuern Geographen die Landschaft Biafra in die Gegend zwischen Malimba und Klein-Batanga verlegen — und zwar sehr thörichter Weise, denn grade dieses Gebiet ist völlig unbewohntes Sumpfland —, so hoffte ich, landeinwärts von Klein-Batanga am ehesten Auskunft über den rätselhaften Ort zu erhalten. Schon der englische Missionar Comber hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Eingebornen am Mungo, am Abo, am Wuri und am Lungasi von einer Ortschaft oder einem Lande namens Biafra nichts wüßten, und da meine Erkundigungen bei den Klein-Batanga, den Bakoko u. s. w. ebenfalls kein Ergebnis hatten, so nehme ich an, daß die Stadt Biafra entweder niemals existirt hat oder aber, wie das grade in Africa sehr häufig vorkommt, bis auf den Namen vom Erdboden verschwunden ist.

Die Klein-Batanga-Leute erzählten uns, daß hinter ihnen der Stamm der Bakoko und hinter diesem das Volk der Ibea wohne. Aber weiter schien sich ihre Kenntnis des Binnenlandes nicht zu erstrecken. Groß-Batanga, das bloß Elfenbeinhandel betreibt, hat unzweifelhaft Fühlung mit dem tiefsten Innern von Africa. Aber die Handelssphäre von Klein-Batanga, wo hauptsächlich Palmöl und Palmkerne eingekauft werden, dürfte sich kaum viel weiter als bis zu den äußersten Wohnsitzen der Bakoko und allenfalls noch bis zu denen der Ibea erstrecken.

Beim Aufbruch von Mahambi begleitete uns des Königs 16jähriger Sohn, der uns ein ebenso treuer wie liebenswürdiger Führer gewesen ist. Denn nicht nur hat er auch später, als die Eingebornen sich feindlich zu zeigen begannen, unbeirrt standgehalten, sondern er hat mir auch, da das tiefgewurzelte Mißtrauen, welches man bei den ältern Schwarzen zu finden pflegt, in seiner Seele noch nicht Platz gegriffen hatte, namentlich über die Sprache der Bakoko allerlei schätzenswerte und auf andere Art nicht zu erreichende Auskunft gegeben. Nur in einem Puncte, nämlich was die Entfernungen anbelangt, habe ich mich auch mit diesem aufgeweckten jungen Manne nicht zu verständigen vermocht. Da der von europäischer Cultur noch nicht beleckte Neger die Einteilung des Tages in Stunden nicht kennt, so ist man darauf angewiesen, den Weg, den die Sonne am Himmel zurücklegt, als eine Art von natürlichem Zifferblatt zu benutzen. Die Schwarzen unter sich mögen sich auf solche Weise ganz gut verständigen können. Aber welche Irrtümer dabei herauskommen, sobald es sich um

die Verständigung zwischen Weißen und Schwarzen handelt, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden. Gewöhnlich sind die Entfernungen sehr viel geringer, als die Neger sie angeben.

Der Moanja-Strom stellte auf unserer weitern Fahrt eine herrliche, durchschnittlich 150 Meter breite und mit ihrer Tiefe von 2—4 Faden selbst für kleinere Flußdampfer vollkommen ausreichende Wasserstraße dar. Die Ufergehänge von gelbem Lehm waren mit der üppigsten, stellenweise mit Cocos-, Oel- und Raphia-Palmen untermischten Waldvegetation bestanden. Am Ufer waren vielfach kleine Bambuhäuschen zum Fischfang angebracht, die sich jedoch durch schlechtere und unsolidere Bauart unvorteilhaft vor denjenigen des Kamerun-Flusses auszeichneten. Große graue und kleine grüne Papageien, Fischadler, Weihen und zwei je 5 oder 6 Stück zählende Gruppen kleiner Aeffchen waren alles Wild, welches wir zu sehen bekamen. Schreiend und von Baumwipfel zu Baumwipfel hüpfend schienen diese Aeffchen — die einzigen, die ich im Kamerun-Lande gesehen — uns eine ganze Strecke weit das Geleite geben zu wollen, bis schließlich ein Schuß aus der Flinte eines thörichten Kru-Jungen die lustige Begleiterschar verscheuchte. Wir waren inzwischen an den Ortschaften Hiena, Idalo und Bunguen vorbei zu einer ziemlich großen und wohlbewaldeten Insel gelangt, an deren jenseitigem Ende, wie uns der Königssohn erzählte, jener mächtigste Vasall seines Vaters, Ndschea mit Namen, wohne, der dicht bei Mahambi den Engländer Stone (außer Herrn Dettmering der einzige, der den Moanja auch nur bis Mahambi befahren), zur Rückkehr gezwungen habe. Sollte auch unsere Expedition auf solch unrühmliche Art abschließen? Wären nicht die Kaufleute bei mir gewesen, denen um ihres Geschäftes willen der Friede so sehr am Herzen liegt, so würde mir in dieser Hinsicht nicht bange gewesen sein. So aber pochte mir, als wir uns Ndscheas Wohnsitz näherten, das Herz. Denn da ich entschlossen war, vorzudringen, koste es, was es wolle, so sah ich voraus, daß ich nicht nur mit den Eingebornen, sondern auch mit meinen beiden weißen Begleitern ein erbittertes Palaver zu bestehen haben würde. Ein gütiges Geschick, das uns überhaupt auf dieser Reise ganz außerordentlich hold war, hat es anders gewollt.

Als wir das Nordostende der Insel, wo durch hohen Wald ein breiter Weg zu Ndscheas Dorf führt, erreicht hatten, sahen

wir, wie aus einer kleinen als Hafen dienenden Bucht ein mit 4 Musketenträgern bemanntes Boot abstieß. Gleich darauf folgte ein zweites, in dem sich mit 17 Bewaffneten Ndschea selbst befand. Er war ein finster blickender Mann von nicht sehr Vertrauen erweckendem Aeußern, und als sein pfeilschnell dahinschießendes Kriegs-Canoe sich langseits unserer Gig legte, glaubte ich zum wenigsten ein längeres Palaver befürchten zu müssen. Anfänglich zeigte der Häuptling, als Japites Sohn ihm unsere freundlichen Begrüßungsworte verdolmetschte, das gewöhnliche Mißtrauen. In dem Grade aber, wie er bemerkte, daß unsere Gig keine Waren enthielt und außerdem eine Flasche Rum nach der andern in sein Boot wanderte, wurde er milder, mitteilsamer und machte sogar schließlich den Vorschlag, uns, und zwar gleichzeitig als Führer und zur Beaufsichtigung unserer Thätigkeit zu begleiten. Wir willigten ein, und nachdem Ndschea mit einem zwei Gewehre und einige Lebensmittel tragenden Adjutanten in unser Boot hinübergeklettert war, wurde nach bloß halbstündigem Aufenthalt und zunächst noch mit dem Geleite der beiden Kriegs-Canoes die Fahrt fortgesetzt.

Längs 4 bis 5 Fuß hohem, teils mit Schilf, teils mit Laubwald, teils mit Cocospalmen und Bananen bestandenem Lehmufer vorübergleitend passirten wir die Grenze des Batanga- und des Bakoko-Stammes (an der Südseite des Flusses) und gelangten an einem Bakoko-Dorfe namens Jambungo vorbei zur Mündung des von östlicher Richtung kommenden Bialombe-Baches. Bis zu den später zu erwähnenden Wasserfällen münden am linken Ufer vier Bäche (Bialombe, Jadibe, Mbebe und Bedinga) in den Moanja, während ein klein wenig oberhalb von Mahambi der für Canoes schiffbare Ndongo-Creek einen kleinen Teil der Wassermasse des Moanja zum Lokundje-Fluß ableitet. Am rechten Ufer des Flusses münden keine Bäche, wohl aber entsendet der Moanja von dort aus mehrere Seitenarme, die sich entweder wie der Beipi-Creek, der Hongolä-Creek und ein namenloser Creek mit sehr starker Strömung später wieder mit ihm vereinigen oder aber wie der Mepombe-Creek eine Wasserverbindung zwischen dem Moanja und dem Edea- oder Malimba-Fluß herstellen. Ein wenig unterhalb des Beipi-Creek liegt das Bakoko-Dorf Ndunga, dann folgt, ebenfalls am rechten Ufer, aber eine Strecke landeinwärts, das Dorf Beipi und schließlich, kurz bevor man nach Djawandja kommt,

eine langgestreckte Reihe von Dörfern, die Muande heißen und dem König Mussinje (ein im Kamerun-Lande sehr häufig wiederkehrender Name) unterstehen. Dieser Mussinje ist der zweitmächtigste König des Bakoko-Volks, während der alte König Edigembome von Djawandja als der mächtigste gilt.

Bei der sehr großen Ortschaft Djawandja standen Hunderte von Frauen und Mädchen, das Schauspiel unserer Vorüberfahrt betrachtend, am Ufer, während Dutzende von kleinen Knaben, um noch besser sehen zu können, auf die Oelpalmen kletterten. Die Männer dagegen schoben die am Strande liegenden Kriegs-Canoes ins Wasser und bemannten zwei davon mit je 17 Bewaffneten. An ein Entrinnen ist, da die Canoes der Eingebornen jedes europäische Boot an Schnelligkeit übertreffen, unter solchen Umständen nicht zu denken. Wir nahmen also die Gewehre zur Hand und bedeuteten den sich nähernden Schwarzen, daß wir ihre guten Freunde seien und daß unser Boot von Waren bloß das zu unserm eigenen Bedarf Ausreichende enthielte. Anfänglich schienen sich die Bakoko auf unsere freundlichen Begrüßungsworte nicht einlassen zu wollen; als es ihnen aber im Verlauf des von Ndschea mit großer Energie geführten Palavers klar wurde, daß sie sich bei einem Angriff bloß blaue Bohnen würden holen können, zogen sie andere Saiten auf und fragten, ob sie, ohne daß wir zu schießen begännen, näher herankommen dürften. Als die Erlaubnis erteilt worden war und der gewöhnliche Austausch von Tabak und Rum gegen Lebensmittel begonnen hatte, wurden die Leute gesprächiger, ohne jedoch die natürliche Scheu des halbwilden vor dem civilisirten Menschen ganz überwinden zu können. Wir erfuhren, daß ein Aufwärtsstrom des Wassers bei Flut bloß bis Djawandja, aber nirgendwo oberhalb dieses Ortes wahrgenommen werden könne. Weit wichtiger waren die nähern Aufschlüsse über einen großen Wasserfall, von dem in Mahambi bloß ein dumpfes Gerücht zu unsern Ohren gedrungen war.

In Djawandja habe ich das meiste von dem gesammelt, was ich über das Volk der Bakoko erfahren konnte. Mit den Klein-Batanga-Negern, deren Buschleute sie sind, scheinen die Bakoko auf sehr freundschaftlichem Fuße zu leben und in deren Begleitung sind schon manche Bakoko zur Küste herabgekommen. Aber die große Menge des Volks hatte vor uns noch keine Weißen gesehen und bezeugte bei unserm Anblick zuerst ein mehr feindseliges, dann

aber, je weiter flußaufwärts wir gelangten, ein immer freundlicheres Erstaunen. Daß die Bakoko trotz ihrer angenehmen Umgangsformen in ihren Sitten und Gebräuchen sehr viel wilder und ursprünglicher sind als die Küstenstämme, kann kaum bezweifelt werden. Aber auch bei ihnen traf ich Anzeichen einer eigenartigen Cultur, die den Küstenstämmen fehlt oder abhanden gekommen ist, wie ich genau das gleiche auch schon im Togo-Gebiete beobachtet hatte. Mir sind trotz ihrer größern Wildheit und Ursprünglichkeit diese Binnenlandsstämme sehr viel sympathischer gewesen als die Küstenbewohner. Obwohl sie, wie so ziemlich alle wilden und halbwilden Völker, unzuverlässig und falsch sind, so findet man doch weit mehr Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und eigene Gewerbe als an der Küste. Auch fehlt jener Bettelstolz, den die durch den Handel beeinflußten Küstenbewohner in so unangenehmer Weise zur Schau tragen.

Die Kleidung der Bakoko war von derjenigen der Beundo- und Klein-Batanga-Leute nicht wesentlich verschieden, wohl aber ihr Schmuck, ihre Haartracht und ihre Bewaffnung. Sie trugen dunkelfarbene Hüftentücher und über dem Armgelenk ebensolche, bloß etwas schmälere Elfenbein-Manschetten, wie sie unter den vornehmen Dualla die Regel sind. Aber den Mädchen waren große Stücke Holz in die Ohrläppchen hineingetrieben worden — ein barbarischer Schmuck, wie ich ihn sonst im Kamerun-Lande nicht gesehen habe. Die vornehmern Männer trugen sehr lange Bärte, die in assyrischem Stil zu vielen Dutzenden von ganz dünnen Zöpfchen zusammengeflochten waren. Auffallenderweise hatte man bloß das unterhalb der Unterlippe wachsende Haar in dieser Weise bevorzugt und den einzelnen Zöpfchen auch noch durch Hineinflechten von fremdem menschlichen und tierischen Haar eine größere Stärke gegeben, während oberhalb der Unterlippe alles Haar, und zwar, wie es schien, durch Ausreißen aufs sorgfältigste entfernt worden war. Als Waffen dienten Steinschloßgewehre, einige wenige Stoßlanzen sowie vor allem auffallend breite Schwerter, wie ich sie sonst im Kamerun-Lande nicht gesehen habe.

Hundefleisch, welches nach Ndscheas und des jungen Japite Aussage von einigen sehr civilisirten Klein-Batanga-Leuten schon nicht mehr genossen werden mag, gilt bei den Bakoko als der größte Leckerbissen. Auch haben sie sehr viel Palmwein, von

dem sie, bevor er einem Fremdling vorgesetzt wird, zuerst selbst trinken, um zu zeigen, daß er nicht vergiftet sei. Als die beste Leistung der Bakoko sind mir ihre kleinen, bloß für einen oder zwei Insassen bestimmten Canoes erschienen, die zwar nicht ganz so winzig sind wie die ähnlich gebauten Canoes von Groß-Batanga, aber dennoch in Bezug auf Leichtigkeit und Schnelligkeit mit dem besten Grönländerboot erfolgreich wetteifern würden. 8 bis 9 Fuß lang und etwa 1 1/2 Fuß breit, sind diese Fahrzeuge so scharf gebaut, daß sie gradezu pfeilschnell dahinschießen und spielend unser eigenes Boot ebenso leicht überholten, wie ein Eisenbahnzug einen tüchtigen Fußgänger. Die Kriegs- und Waren-Canoes der Bakoko sind dagegen weniger geräumig und weniger gut gebaut als diejenigen der Dualla.

Da wir nach dem ungehinderten Passiren von Djawandja an der Möglichkeit, bis zu den Wasserfällen und der Grenze der Schiffbarkeit des Moanja vorzudringen, nicht mehr zweifeln konnten, so wurden unsere Kru-Leute mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln der Ermunterung, der Belohnung und des Zuspruchs zu fleißigem Rudern angespornt. Bei dem Orte Ndokohi, der, weil seine Bewohner die mit Waren beladenen Canoes zu belästigen pflegen, als eine Art von Räubernest gilt, ließ niemand sich blicken. Auch bei dem großen Dorfe Bungo do Disuku fuhren wir ungehindert vorüber und landeten erst wieder eine halbe Seemeile unterhalb der Wasserfälle bei König Nkames Stadt, wo am rechten Ufer des Moanja ein Creek mit sehr starker Strömung abzweigt. Ndschea und König Japites Sohn hatten erklärt, daß Nkame, der ein sehr mächtiger Herr sei, uns, wenn wir nicht bei ihm vorsprächen, Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Aber da er nicht am Orte anwesend war, so versprachen wir unsern Besuch für die Rückkehr, denn es drängte uns, jene Wasserfälle zu sehen, von denen wir nur noch durch einen bewaldeten Vorsprung, um den der Fluß sich herumbog, getrennt sein sollten.

Bei der Annäherung an diesen Vorsprung vernahmen wir das Tosen der herniedersausenden Wassermassen und wenige Minuten später sahen wir, umhüllt von den Nebelwolken des zerstäubten Wassers, eine gewaltige milchfarbene Wand sich vor uns emportürmen. Wäre die ganze Breite und Höhe des durch fünf Inseln in mehrere Teile zerspaltenen Wasserfalles mit einem Schlage

sichtbar geworden, so würde das Bild an Großartigkeit kaum hinter dem Rheinfall von Schaffhausen zurückgestanden haben. So aber mußte man sich bei aller Großartigkeit jedes einzelnen Wasserfalles die Thatsache, daß die ganze ungeheure Wassermenge hier in drei Terrassen einen 30—35 Fuß hohen Abhang heruntersause, erst verstandesmäßig zu construiren suchen. Und dennoch und trotz alledem möchte ich es in Anbetracht der sehr viel schönern Umgebung eines tropischen Urwaldes dahingestellt sein lassen, ob der Wasserfall von Schaffhausen oder derjenige des Moanja-Stromes als der schönere zu betrachten sein dürfte.

Das Wasserbecken unterhalb der Fälle ist dort, wo der große, vermittelst einer dreitägigen Canoefahrt nach Malimba führende, aber wegen der überhängenden Baumäste nur schwer benutzbare Mepombe-Creek abzweigt und wo der Fluß außerdem durch vorspringende Felsen eingeengt wird, bloß 70 Meter breit. Sobald man sich an der untersten der fünf Inseln vorbei dem Fuße des Wasserfalles nähert, erbreitert sich der Fluß. Aber die Strömung ist hier so stark und der Donner, der Gischt und die Wirbel übten auf die Phantasie und die Muskeln unserer Schwarzen solch lähmenden Einfluß aus, daß wir dem Versuche, ganz dicht an die Fälle heranzukommen, schon binnen kurzem entsagen mußten.

Wir landeten in einer geschützten Bucht am linken Ufer, wo herrlicher, hoher, des lästigen Unterholzes entbehrender und an unsere schönsten Buchenhaine erinnernder Laubwald uns gastlich bewillkommnen zu wollen schien. Welche Scenerie für unsere picknickartige Mahlzeit, nach der wir alle, da wir seit Djawandja nichts mehr genossen hatten, recht sehnlich und in dem Grade verlangten, daß wir die nähere Besichtigung der Wasserfälle bis zur Befriedigung der dringendsten Magenbedürfnisse aufzuschieben beschlossen. Unsere Kru-Leute machten auf dem moosbewachsenen Untergrunde des Waldes allerlei ihre Freude bezeugende Bocksprünge, und während ich, von der Großartigkeit des Schauspiels erregt, auf einen Felsvorsprung hinaustrat, beratschlagten meine kaufmännischen Freunde, wie an diesem herrlichen Orte, bis zu dem selbst kleine Dampfer ohne große Schwierigkeit vorzudringen vermöchten, eine Factorei angelegt werden könne.

Als wir, die schußbereiten Gewehre neben uns, beim Mahle saßen und die Gläser schneller, als dies sonst wegen der Kargheit unserer Vorräte geschehen durfte, zu füllen begannen, zeigten sich



in mehrern Haufen die Bewohner eines nahegelegenen, aber nicht sichtbaren Dorfes namens Ndogosoko (König Ngendi). Sie waren zunächst noch so scheu, daß sie bei jedem Versuch, uns ihnen zu nähern, gleich furchtsamen Rehen ins Dickicht zurückstoben. Es mochte dies wohl daher rühren, daß die Neugierde zunächst bloß Weiber und Kinder hinauslockte, die noch niemals vorher weiße Männer gesehen hatten. Als aber auch ältere, mit Musketen und sehr breiten Schwertern bewaffnete Männer zur Stelle waren, entspann sich aus gemessener Entfernung eine Unterredung, die, wenn wir einige Tage an diesem Orte hätten verweilen können, gewiß zu einem freundschaftlichen Bündnis geführt haben würde. Die Tabakblätter, die wir unter das scheue Volk warfen, wurden begierig aufgelesen, aber meine Versuche, eins der breiten Schwerter oder eins der (anscheinend von großen Katzenarten herrührenden) Felle wilder Tiere, mit denen die vornehmern Männer ihre Hüften umgürtet hatten, käuflich zu erstehen, blieben erfolglos, sei es, daß man meine Wünsche nicht verstand, sei es, daß man ihnen aus diesem oder jenem Grunde nicht willfahren wollte. Die Furchtsamkeit dieser Leute ließ mich vermuten, daß auch der ein wenig unterhalb am jenseitigen Ufer wohnende König Nkame bloß aus Angst nicht vor uns erschienen sei.

Das Land um die Wasserfälle herum und jenseit derselben — so erfuhren wir durch Ndscheas Vermittlung — wird von den Eingebornen Dihani genannt. Auf die Frage, von woher der Fluß käme, deuteten die Leute nach Nordost und erklärten, daß es des weitern keine Wasserfälle mehr gebe, daß der Strom so weit, wie man überhaupt jemals gelangt sei, schiffbar sein würde, daß aber die dort wohnenden Eingebornen beinahe gar keine Canoes besäßen. Ob diese Eingebornen auch noch Bakoko sind oder aber zu einem andern Stamme gehören, habe ich nicht erfahren können. Da die den Wasserfall bildende Wassermasse von zwei sich dicht oberhalb der Fälle vereinigenden Armen herrührt, einem größern von Nordost und einem kleinern von Südost kommenden, so ließ ich die Eingebornen durch Ndschea befragen, ob diese beiden Arme sich weiter oberhalb vereinigten oder ob wir zwei ganz verschiedene Flüsse vor uns hätten. Die Bakoko erwiderten, daß die beiden Wasserarme bloß um eine sehr große, ebenfalls Dihani genannte Insel herumflössen und zu einem und demselben Strome gehörten, den sie Moanja (eigentlich großes

Wasser, See oder Meer) zu nennen pflegten. Das Wasser steige zweimal täglich bis zum Fuße des Wasserfalles, zeige aber dort keinen Aufwärtsstrom mehr.

Den Rest des Tages widmeten wir der Erforschung der nähern Umgebung des Wasserfalles. Pfade der Eingebornen waren nirgendwo vorhanden und das Umherklettern über die ungeschlachten Gneis-, Quarz- und Syenitblöcke erwies sich als außerordentlich beschwerlich und ermüdend. Mit großer Mühe gelangten wir auf die vorderste der inmitten des Wasserfalles gelegenen und teilweise mit schwer durchdringlichem Buschwerk bestandenen Felseninseln. In unbeschreiblichem Wirrwarr waren hier gigantische Felsblöcke übereinander getürmt und das Tosen des Falles übte im Verein mit den pfeilschnell vorübereilenden Wassermassen eine gradezu betäubende Wirkung aus. Und dennoch standen wir grade am Ende der Trockenzeit, während sowohl die Aussagen der Eingebornen wie auch namentlich das Aussehen der mit den vom Wasser abwärts getriebenen Halmen und Abfallstoffen behängten Aeste Zeugnis dafür ablegten, daß der Fluß in der Regenzeit um mehrere Meter steigen und eine beinahe seeartige Breite erreichen müsse. Das Wasser war, ohne daß es besonders stark mit Erdteilen vermischt zu sein schien, von Farbe rötlich, wie auch die Fluten des Congo, die ich einige Monate später zum ersten Male sehen sollte. Oberhalb des eigentlichen Wasserfalles erstrecken sich, soweit ich selbst mit Hülfe von Axt und Buschmesser dort vorgedrungen bin (etwa einen Kilometer weit), Stromschnellen, die das Wasser schon in tollem und schäumendem Wirrwarr zum obern Rande des Wasserfalles gelangen lassen. Gebirge habe ich nicht wahrgenommen und möchte dementsprechend jenem Berge Guerara (Serra Guereira), der als Ueberlieferung aus den vor 300 Jahren eingezogenen Erkundigungen portugiesischer Seefahrer selbst noch auf unsern heutigen Karten figurirt, jede Existenzberechtigung absprechen.

Als wir auf der Rückfahrt bei König Nkames Stadt anlegten, riefen uns die Eingebornen zu, daß sie uns mit Palmwein bewirten möchten, nahmen dann auch einige Geschenke in Empfang, zeigten aber im Gegensatz zu den sonstigen Negergewohnheiten und wahrscheinlich aus Furcht keine sonderliche Neigung, uns längere Zeit bei sich zu behalten. Immerhin glaube ich, daß es nicht schwer halten würde, sich mit diesen Eingebornen auf sehr guten

Fuß zu stellen, und daß, wenn uns nicht die geringe Menge der mitgenommenen Lebensmittel zur Rückkehr genötigt hätte, einem weitern Vordringen ins Innere keine sonderlichen Schwierigkeiten im Wege gestanden haben würden. Abseits vom Wasserfall gibt es unzweifelhaft Negerpfade, die wir hätten benutzen können.

Die Eingebornen von Mahambi, zu denen wir nach einer ununterbrochenen nächtlichen Fahrt zurückkehrten, horchten mit ungeheucheltem Erstaunen der Nachricht von unsern Erfolgen. Wir drei Weißen aber unterzeichneten ein Schriftstück, durch welches den Wasserfällen des Moanja-Stromes nach dem Inhaber der Kölnischen Zeitung, der mich zu dieser Reise ausgesandt hatte, der Name „Neven-DuMont-Fälle“ verliehen wurde.

Capitel IV.

Das Batanga-Land.

(Bergketten und kegelförmige Einzelberge. — Die Landschaften Plantation und Criby. — Eine von Ibea oder Buschleuten bewohnte Küstenstrecke. — Es gibt keine Ortschaft namens Batanga. — Es wird hier bloß Elfenbein eingekauft. — Der schöne Wasserfall des Lobe-Flusses. — Angaben der Eingebornen über das Binnenland. — Ein Strom namens Ndong oder Ndjong, welcher der aufgehenden Sonne entgegenfließen soll. — Der Banoko-König Madola und der Bapuko-König Toko. — Louis Philippe von Frankreich übernimmt die Oberhoheit. — Demoralisirung der Küstenvölker. — Religiöse Gleichgültigkeit. — Wirkungen des Rumgenusses und der vorzeitigen Ehen. — Tänze und Bacchanalien bei Mondschein. — Die leichtesten auf der Erde existirenden See-Fahrzeuge. — Das Binnenlands-Volk der Fan oder Mpangwe.)

Gebirge habe ich weder von Klein-Batanga aus noch von den Wasserfällen des Moanja-Stroms gesehen. Wenn man vom Kamerun-Fluß kommend dicht an der Küste entlang südwärts fährt, so erblickt man die erste, sich äußerst scharf abzeichnende Gebirgskette etwa gleichzeitig mit der Mündung des Lokundje-Flusses. Es scheint, daß dieses die Bezirke Plantation und Criby durchziehende Gebirge im Norden an das linke Ufer des Lokundje-Flusses heranreicht. Hinter der ersten Kette ragen andere kegelförmige und sehr spitze Gipfel hervor. In südlicher Richtung erstreckt sich das Gebirge nicht ganz bis zum rechten Ufer des Lobe-Flusses. Weiter südwärts folgt die Ebene von Groß-Batanga, hinter der allerdings ein paar vereinzelte Berge, darunter der Elefantenberg, sichtbar sind. Es ist klar, daß das Gebirge, welches

in den Bezirken von Plantation und Criby bis auf etwa 10 Kilometer an die Küste herankommt, bei Groß-Batanga weiter zurücktritt. Erst nordwärts vom Lualavi-Flüßchen nähert sich das Gebirge abermals der Küste.

Das Wort „Batanga“ hat bei den Eingebornen nicht dieselbe Bedeutung, welche europäische Schiffer und Kaufleute ihm gegeben haben. Obwohl der aus Malimba ausgewanderte Teil der Bevölkerung von Klein-Batanga sich selbst „Batange“ nennt, so wird jene Landschaft, welche die Kaufleute als Klein-Batanga bezeichnen, von den Eingebornen dennoch nicht zum eigentlichen Batanga-Lande gerechnet. Dieses letztere umschließt im Norden die Ortschaft Londsche und reicht im Süden bis zum Lualavi-Bach beziehentlich bis zu der Ortschaft Bea oder White-Rock. Das Batanga-Land, in dem übrigens bloß, vielfach miteinander vermischt, die beiden verwandten Stämme der Banoko und Bapuko (und außerdem die später zu erwähnenden „Buschleute“), aber keine Eingebornen wohnen, die sich „Batanga“ nennen, zerfällt in die drei Landschaften Plantation, Criby und Groß-Batanga. Am 24. Juli 1884 hat Dr. Nachtigal für den von Bapuko-Leuten bewohnten Bezirk Plantation in dem Dorfe des Häuptlings Gray die deutsche Kriegsflagge hissen lassen. Häuptling Gray, welcher gleichzeitig ein eifriger Kaufmann ist, hatte als älterer Bruder des gegenwärtigen Bapuko-Königs Toko Ansprüche auf Groß-Batanga, verzichtete jedoch darauf, weil ihm dort seine Macht beschränkende Häuptlinge zur Seite gestanden haben würden, während er in Plantation vollkommen unabhängig ist. Dr. Nachtigal schilderte mir Gray, den ich selbst nicht kennen gelernt habe, als einen einsichtsvollen Mann, welcher einen guten Einfluß auf seine Unterthanen ausübe. Von Norden nach Süden gehend finden wir an der Küste des Bezirks Plantation die Ortschaften Onja, Londsche (Zweig-Factorei von R. u. W. King), Bebämbue, Pollongue, Babane, Mbale (von Klein-Batanga aus verwaltete Zweig-Factoreien von C. Woermann und Jantzen u. Thormählen), Ilände und Elabe oder Olabi. Bei der Ortschaft Onja, wo es, nebenbei bemerkt, ziemlich viele und wohlschmeckende Schildkröten gibt, ist vor einigen Jahren ein Gorilla oder Schimpanse (näheres vermochte ich nicht festzustellen) getötet worden, der viel Unheil angerichtet haben soll. Eine Strecke landeinwärts, so erzählen die Eingebornen, kämen diese Tiere häufiger vor.

In der von Banoko-Leuten bewohnten sehr volkreichen und damals von dem (inzwischen an Tuberculose verstorbenen) Oberhäuptling Jack regierten Landschaft Criby ist ebenfalls am 24. Juli 1884 die deutsche Flagge gehißt worden. Da der Ort 1878 von einem englischen Kanonenboot bombardirt worden ist (welches später als Zeichen des hergestellten Friedens eine Flagge zurückließ), so haben die Eingebornen noch immer eine große Furcht vor Kriegsschiffen. Die bedeutendste Ortschaft des Criby-Landes heißt Loowe; in der Nähe liegen die Dörfer Tale, Engoe und Bongamwe. Zwischen Bongamwe und der Wasserfallgegend von Groß-Batanga finden wir die von Ibea-Leuten bewohnten Küstendörfer Ebome, Nangangangwe und Behuuá. Es ist dies die einzige Stelle in dieser Gegend, wo das anderwärts hinter den Küstenstämmen wohnende und als „Buschleute“ bezeichnete Ibea-Volk bis zum Meere vorgedrungen ist. Obwohl die Banoko- und Bapuko-Häuptlinge mir gegenüber behaupteten, daß die Ibea eine von der ihrigen ganz verschiedene Sprache redeten, so halte ich diese Angabe doch nicht für glaubwürdig, sondern bin der Ueberzeugung, daß die Ibea den verschiedenen Stämmen des weitverbreiteten Kamerun-Volks zum mindesten eben so nahe stehen wie die Fan oder Mpangwe. Worte der Ibea-Sprache habe ich leider, da ich mit Ibea-Leuten nur wenig in Berührung kam, nicht sammeln können. Noch wäre zu erwähnen, daß ein kleiner Bach, der von den Bapuko Loko und von den Banoko Lowe genannt wird, zwischen den Factoreien von Hatton u. Cookson im Norden und C. Woermann im Süden dahinfließend, in eine niedliche Bucht mit Brackwasser mündet.

In der Landschaft Groß-Batanga finden wir, von Norden nach Süden gehend, die an der Küste gelegenen Ortschaften Bomono (auch Bomani genannt), Boambi oder Guambi (Zweig-Factoreien von C. Woermann und Hatton u. Cookson), Lobe oder Wasserfall des Lobe-Flusses (von einem Weißen verwaltete Factorei von Hatton u. Cookson), Mavile oder Mavelle (Zweig-Factorei von R. u. W. King), Bapuko (Residenz des Bapuko-Häuptlings Toko, Haupt-Factoreien von C. Woermann und Jantzen u. Thormählen), Bongaheli (Residenz des Banoko-Königs Madola, Zweig-Factoreien von John Holt und R. u. W. King), Bunje (bewohnt von Bapuko, die unter Toko stehen; Zweig-Factorei von C. Woermann), Lungotinje (Banoko, die dem König Madola

gehorchen), Bôdé (von Ibea oder „Buschleuten" bewohnt), Lualavi (von den Engländern Bush-town genannt; die Einwohner bezeichnen sich als Havanje-Leute; Zweig-Factoreien von John Holt, C. Woermann und Jantzen u. Thormählen) und Bea oder White Rock (Eingeborne vom Mbinga-Stamm).

Eine Ortschaft, welche von den Eingebornen Batanga genannt würde, gibt es nicht; die Weißen aber verstehen unter Batanga die beiden Residenzdörfer Bapuko und Bongaheli, wo sie ihre Haupt-Factoreien eingerichtet haben. Die beiden deutschen Factoreien liegen nahe bei einander am Seestrande des Dorfes Bapuko. Kaum 50 Schritt abseits wird das auf Granitfelsen aufsitzende Wrack eines englischen Küstendampfers von der Brandung bespült. Der schwarze Agent von Jantzen u. Thormählen ist gleichzeitig das Haupt der angesehensten Familie des Landes, und da ihm alles von den Mitgliedern seiner zahlreichen Sippe aufgekaufte Elfenbein zugeführt wird, so macht er, obwohl er weder lesen noch schreiben kann und auch meistens betrunken ist, dennoch ein gutes Geschäft. Der Agent von C. Woermann und derjenige von Hatton u. Cookson, welche die beiden einzigen in Groß-Batanga lebenden Weißen sind, pflegen sich, da ihre Factoreien etwa fünf Kilometer von einander entfernt liegen, bloß jeden Sonntag, und zwar abwechselnd in dieser und in jener Factorei zu besuchen. Die aus Gesundheitsrücksichten auf Pfosten stehende Woermannsche Factorei enthält vier Räume, nämlich Wohn- und Eßzimmer, Schlafzimmer, Fremdenzimmer und den Laden, zu dessen Verkaufs- und Einkaufsfenster die Eingebornen, um allzu großes Gedränge zu verhüten, bloß auf einer freiliegenden schmalen Treppe hinaufsteigen können. Die Veranden der Factoreien werden von Klein-Batanga südwärts nach portugiesischem Sprachgebrauch „Piassa" genannt. In dem wohlgepflegten Garten des Agenten von Hatton u. Cookson sah ich Cocospalmen, Orangen von Fernando Po, Mangobäume, Brotfruchtbäume und duftende Rosen. Die in Groß-Batanga lebenden Europäer stehen grade wegen ihrer geringen Anzahl bei den Eingebornen in sehr hohem Ansehen. Da in Groß-Batanga bloß Elfenbeinhandel betrieben wird und es dabei keine schwere Arbeit gibt, so ist die Zahl der Kru-Leute sehr gering; den Dienst als Stewards, Köche u. s. w. versehen Batanga-Leute, welche überhaupt ein klein wenig fleißiger sind als ihre Nachbarn.

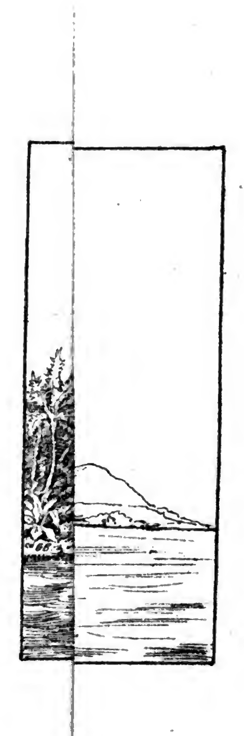
Groß-Batanga ist im ganzen Kamerun-Lande der bedeutendste Handelsplatz für Elfenbein. Und zwar wird gemäß einem stillschweigenden Einverständnis zwischen Weißen und Eingebornen bloß Elfenbein und nichts weiter wie Elfenbein eingekauft. Die Ursache dieser Eigentümlichkeit ist, was die Eingebornen anbelangt, darin zu suchen, daß sie, durch den aus dem Elfenbeingeschäft sich ergebenden leichten Verdienst verwöhnt, gar keinen andern Handel mehr haben mögen. Die Weißen dagegen wollen andere Handelszweige absichtlich nicht einführen, weil die Neger alsdann einen beim Elfenbeingeschäft nicht üblichen Credit (trust) verlangen und diese Forderung, wenn sie einmal für Palmöl und Palmkerne gewährt worden wäre, später auch auf das Elfenbein ausdehnen würden. Groß-Batanga genießt einzig und allein unter allen Handelsplätzen des Kamerun-Landes den schwerwiegenden Vorzug, daß der Handel hier nicht durch übermäßig hohe Vorschüsse lahmgelegt und verbittert wird. Für Elfenbein braucht nach den seltsamen Rechtsanschauungen und Kaufmanns-Usancen des Negers kein Vorschuß gegeben zu werden, weil die Beschaffung von Elfenbein keine Arbeit erfordert. Aber eine wirkliche Arbeit unternimmt der Neger fast nie, ohne vorher wenigstens einen Teil seines Lohnes erhalten zu haben. Selbst die Weiber verlangen Vorschüsse von ihren Gatten, sobald sie, um Kautschuksaft zu sammeln, in den Wald hinaus geschickt worden. In Malimba und Klein-Batanga, wo außer dem Elfenbeingeschäft auch Oelhandel betrieben wird, rechnet man ebenso wie am Kamerun-Fluß nach „Krus" (angeblich ein Pfund Sterling, in Wahrheit aber je nach den verschiedenen Waren 8—17 ℳ), während in Groß-Batanga und allen weiter südlich gelegenen Plätzen der americanische Dollar oder das gleichwertige Fünffrankenstück eine mehr angebliche als thatsächliche Münzeinheit darstellt. Denn da bares Geld noch beinahe gar nicht vorkommt, so versteht der Neger unter Dollar nicht etwa die Münze dieses Namens, sondern eine gewisse Menge Zeug, Rum, Tabak oder dergleichen. Der sogenannte Dollar pflegt in gangbaren europäischen Waren franco Batanga etwa 2 bis 2½ ℳ zu kosten, aber ein Dollar Gewehre kommt dem Kaufmann teurer zu stehen als ein Dollar Zeug, und ein Dollar Zeug teurer als ein Dollar Rum. Noch umständlicher wird der Handel dadurch, daß grade Elfenbein niemals bloß mit einer einzigen Gattung europäischer Waren bezahlt werden kann,

sondern daß sich der Gebrauch festgesetzt hat, für jeden einzelnen Zahn eine gewisse Menge von allen den Dingen zu geben, die dem Neger durch europäische Kaufleute geliefert werden. Die Gesamtmenge der für einen Elefantenzahn bezahlten Waren nennt man das Elfenbein-Bündel, welches natürlich je nach dem Gewicht des Zahnes und den Launen des Verkäufers aus sehr verschiedenen Mengen der verschiedensten Gegenstände bestehen kann. Einige Stücke des Bündels sind feststehende und stets wiederkehrende, andere dagegen wechseln und bereiten, da der Neger fast bis ins Unendliche hinein diese oder jene europäischen Waren gegen andere umzutauschen liebt, die meiste Mühe. Während meines Aufenthalts in Groß-Batanga wurde für einen sehr schönen und gradezu tadellosen Zahn von 50 Pfund englisch folgendes Bündel zusammengestellt:

8 Steinschloßgewehre.
8 Fäßchen (Kegs) Pulver, die Hälfte zu 7 und die Hälfte zu 4 Pfund.
16 messingene Kessel (dafür kaufen die Neger gewöhnlich andere Sachen; ein solcher Kessel gilt einen Dollar).
50 große, aber ganz dünne, „Neptunes“ genannte Messingpfannen, wie sie vielfach als Geld in Umlauf sind und die nominell 2 Dollars gelten. Das sehr dünne Messingblech der Neptunes, die wohl ursprünglich zum Salzsieden und zum Kochen gebraucht worden sind, wird von den Fan vorwiegend zum Verzieren ihrer Waffen verwandt.
50 Dollars Zeug.
20 Dollars Tatoki, worunter allerlei feinere und bessere Sachen nach Auswahl verstanden werden.
8 Gallonen Rum.
8 Holzkisten.
8 eiserne Stangen.
8 große Messer (cutlasses).
8 leere Demijohns.
8 kleine Töpfe.
8 Feilen.
7 Scheren.
7 Kessel mit Salz.
8 rote Mützen.
8 gewöhnliche und sehr billige Hemden.
60 Thonpfeifen.
60 winzig kleine Glöckchen, die, man weiß nicht zu welchem Zwecke, sehr weit ins Innere hinein gebracht werden müssen, denn an der Küste kommen sie einem nie mehr zu Gesicht.
8 gewöhnliche Hängeschlösser.
10 Schnüre Perlen, wie sie auch nirgendwo an der Küste getragen werden.
8 kleine eiserne Töpfe.

8 gewöhnliche Messer.
8 bessere Messer.
50 Stück Messingdraht.
200 Feuersteine.
4 Strohhüte.
3 gewöhnliche seidene Taschentücher.
6 Stück Seife.
5 Pakete Nähnadeln.
12 kleine messingene Ketten.
33 gewöhnliche Teller.
5 Nachtgeschirre.
80 Bündel Tabak, die 8 Dollars wert sind.
20 kleine Spiegel.

Loco Groß-Batanga soll das Elfenbein pro Pfund (englisch) für gewöhnlich auf 7 bis 8 ℳ zu stehen kommen, während man in Europa dafür einen Preis von 8 bis 15 ℳ zu erzielen pflegt. Da die mit der Unterhaltung der Factoreien, der kleinen Küstendampfer u. s. w. verknüpften Unkosten sehr groß sind, so bleibt beim Elfenbeinhandel nicht grade sehr viel Verdienst übrig. Aber da es ein glattes und angenehmes Geschäft ist, so haben die Kaufleute ihm von jeher ihre besondere Vorliebe in dem Grade zugewandt, daß Elfenbein bisweilen bloß des Prunkes halber ohne jeden Verdienst eingehandelt wird. Die Menge des im Jahre 1884 von Groß-Batanga verschifften und aus den drei Landschaften Groß-Batanga, Criby und Plantation stammenden Elfenbeins würde sich nach den mir zur Verfügung gestellten Angaben der Kaufleute auf ungefähr 29 000 Pfund (englisch) belaufen haben. Nach der gleichen Quelle wären 1884 von Malimba, Klein-Batanga und Groß-Batanga zusammen 43000 Pfund Elfenbein nach Europa gesandt worden. Allein die Woermannsche Factorei in Groß-Batanga hat einmal in einem besonders günstigen Monat 86 Elefantenzähne — von durchschnittlich je 15 Pfund Gewicht — eingekauft. Die äußere Farbe der Zähne ist sehr verschieden und wechselt vom hellsten Weißgelb bis dunkelgrün oder schwarz. Manche Zähne tragen Spuren an sich, als ob sie benagt worden seien. Die Eingebornen sagen, das rühre von Ratten her, die auf Bäumen lebten. Die eingebornen Händler, die das Elfenbein von den Binnenlandsstämmen erstehen, begeben sich für gewöhnlich wohl kaum weiter als drei oder vier Tagereisen (zu je 15 bis 18 km) landeinwärts. Ihre sehr viel weiter reichende Kenntnis des Binnenlandes schöpfen sie aus den Erzählungen



jener Mitglieder der verschiedensten Binnenlandsstämme, mit denen sie auf ihren Reisen zusammentreffen. Auch halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß einzelne Bapuko- und Banoko-Händler so etwas wie 10 oder 12 Tagereisen weit ins Innere vorgedrungen seien. Aber daß sie jemals über das Gebiet der Fan-Stämme hinaus gekommen wären, dürfte mit äußerster Bestimmtheit zu leugnen sein. Die Zahl dieser Händler ist nicht sehr groß — in der Woermannschen Factorei verkehren bloß etwa ein Dutzend —, sodaß also das Geschäft in dieser Hinsicht sehr einfach ist. Die hauptsächlichsten Elefantenjäger sind wohl die Fan oder Mpangwe, die beim Einkreisen der Elefanten ebenso kühn wie geschickt sein sollen. Es wird aber auch nach allgemeiner Annahme sehr viel Elfenbein im Walde gefunden, und zwar durchaus nicht immer in Gemeinschaft mit Elefantenknochen. Um die kurzen Zähne der Flußpferde, deren hartes Elfenbein nur schwer verarbeitet werden kann und weniger gut bezahlt wird, pflegen sich die Kaufleute nicht viel Mühe zu geben. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Beschaffung von Elfenbein in der Weise, wie sie jetzt noch betrieben wird, nicht für alle Zeiten andauern kann. In dem Grade, wie animalisches Elfenbein seltener wird, wird man es durch vegetabilisches Elfenbein oder Cellulose ersetzen müssen. Wenn es, wie das häufig vorkommt, unter den Binnenlandsstämmen Streitigkeiten und ernste Palaver gibt, kommt bisweilen gar kein Elfenbein zur Küste herunter. Aus der Thatsache, daß so sehr viel Elfenbein nach Batanga gebracht wird, kann man schließen, daß von dort aus Handelsstraßen bis weit ins Innere hinein führen. Auch scheint die Angabe, daß der größte Teil des Elfenbeins von sehr weit her aus dem Innern komme, durch die Thatsache bestätigt zu werden, daß man in ungeheuren Mengen gewisse Sorten von Perlen zu verkaufen pflegt, die niemals mehr wiedergesehen werden, auch nicht bei irgend einem Individuum jener Buschleute und den verschiedensten Stämmen angehörigen Binnenlandsbewohner, die bisweilen aus Neugierde zur Küste herunterkommen.

Die große Sehenswürdigkeit von Batanga ist der thatsächlich sehr schöne Wasserfall des Lobe-Flusses, den der von Norden kommende Reisende schon von der See aus wahrnehmen kann. Von den beiden deutschen Factoreien aus gelangt man in einer kleinen Stunde zur englischen Factorei und von dort aus in

10 Minuten zu diesem Naturwunder, das, wenn es sich in Europa befände, Tausende von Besuchern anlocken würde. Von der Brandung umtoste Granitfelsen ragen auf der ganzen Strecke bis sehr weit ins Meer hinaus. An einzelnen Stellen ist der Granit, wo er vom Wasser bespült wird, an der Oberfläche so rot, daß man ihn für Porphyr halten könnte. Der Sandstreifen zwischen diesen Granitfelsen und jener Linie, wo der tropisch-üppige Urwald beginnt, ist etwa 50 Schritt breit und eignet sich, soweit er vom Wasser durchtränkt ist, vorzüglich zum Spazirengehen. Niedliche Strandläufer hüpfen, namentlich wenn die Flut zurücktritt, auf diesem Sande umher. Wenn der Dampfer, mit dem man in Groß-Batanga anlangt, gegenüber der englischen Factorei ankert, so kann man im Ruderboot bis zum Fuße des Wasserfalls fahren. Das Wasser über der Barre ist zwar sehr seicht, aber in der Nähe der englischen Factorei gibt es eine tiefere, für Boote passirbare Rinne. Bei unruhiger See mag es vorkommen, daß das Landen ein wenig schwierig ist und man bloß durchnäßt das Ufer erreichen kann. Wie beinahe überall an dieser Küste muß man sich auch hier von einem Neger der Bemannung aus dem Boote ans Land tragen lassen. Obwohl die Wassermenge des Lobe-Flusses, die allerdings gegen Ende der Trockenzeit arg zusammenschrumpft, kaum geringer sein dürfte als diejenige der Mosel, so ist der Lobe-Fluß — der an Wassermenge und Bedeutung von dem Lokundje-Fluß übertroffen wird — doch selbst nicht einmal für Canoes auf eine größere Entfernung schiffbar. Ein zweiter Wasserfall, der aber viel weniger schön ist, befindet sich einige Kilometer oberhalb des ersten. Alsdann wendet sich der Lauf des Flusses nach Süden, wie man schon daraus schließen kann, daß, wer von Batanga aus in grader Richtung nach Osten geht, nach etwa zweistündigem Marsch den Lobe-Fluß überschreitet. Die Höhe des Wasserfalls dürfte kaum geringer als 15 Meter sein. Er wird durch einen großen, von einem Baum und vielem Buschwerk überragten Granitblock, von dem gleich nassem Frauenhaar flechtenartige Gewächse herunterhängen, in zwei Teile gespalten. Am rechten Ufer ergießt sich die größere Masse des Wassers, und zwar unvermittelt die ganze Höhe abwärts. Das an der andern Seite des Felsens herabstürzende Wasser fließt pfeilschnell über zwei Terrassen, zu denen man, umhüllt von Sprühregen und beinahe betäubt durch den Donner des Falles, ganz nahe herankommen

kann. Ein früherer Beamter von Hatton u. Cookson ist, als er oben baden wollte, durch die Gewalt des Stromes über diese Terrassen heruntergeschleudert worden. Ein Fischerweib sah von unten aus, wie er sich an einen Felsen anklammerte, und rief ihm zu, was er mache. Aber der Engländer schrie, er habe jetzt keine Zeit. Und unten war er — glücklicherweise unversehrt. Bisweilen sollen, wie auch bei vielen andern westafricanischen Strömen, kopflose Leichen den Fluß hinunterschwimmen. Unterhalb des von tropisch-üppiger Vegetation umgebenen Wasserfalls grenzen mit Granitblöcken übersäte Sandbänke den Fluß ein, bis er sich etwa 600 Meter weiter ins Meer ergießt. Am linken Ufer liegt ein klein wenig abseits die englische Factorei und am rechten Ufer das kleine Dorf Boambi oder Guambi. In nördlicher und südlicher Richtung sieht man jene Vorgebirge, welche die Landschaft Criby und den Campo-Flußbezirk begrenzen. Bis zum Elefantenberg ist das Land flach, häufig überschwemmt, an der Oberfläche schwärzlich und ebenso reich an Cocospalmen, wie es an Oelpalmen arm ist.

Zweimal im Jahre, nämlich vor und nach der Regenzeit kann man, weil alsdann die Luft sehr durchsichtig ist, die Gipfel des Kamerun-Berges und der Insel Fernando Po von Groß-Batanga aus deutlich sehen. Die Jahreszeiten sind hier sehr unbestimmt und befolgen bisweilen die Reihenfolge der nördlichen, bisweilen aber auch diejenige der südlichen Erdhälfte. Das erstere ist das häufigere und es pflegt in unsern nördlichen Sommermonaten am meisten Regen zu fallen. Die Brandung soll von April bis August am schlimmsten sein. Vor Eintritt und nach Schluß der Regenzeit gibt es die stärksten Tornados, die jedoch, da sie vom Lande her wehen, den Schiffen fast niemals gefährlich werden. An der Küste und namentlich auch eine Strecke weit landeinwärts im Binnenlande sind die Tornados sehr viel häufiger als draußen auf offener See. Mit den gefährlichen Cyclonen Ostasiens können diese trotz des großen Gepolters doch verhältnismäßig unschuldigen Stürme auch nicht im entferntesten verglichen werden. Während einer großen Zeit des Jahres, namentlich aber während der Uebergänge von der Trockenzeit zur Regenzeit, wetterleuchtet es jeden Abend. Da es weder Moskiten, noch Sandflöhe, noch Mangrove-Busch gibt, so ist Groß-Batanga ein ebenso angenehmer wie verhältnismäßig gesunder Aufenthaltsort.

Nach meiner Ueberzeugung würde Batanga der beste Ausgangspunct für eine vom südlichen Kamerun-Gebiet aus ins Innere zu unternehmende Expedition sein. Die Bapuko-Häuptlinge, die ich auf Dr. Nachtigals Rat zu einer Versammlung berufen hatte, erzählten mir, daß man nach Osten gehend zunächst ein „Buschvolk“ treffe, welches von ihnen „Mabea“ und von den Banoko „Ibea“ genannt würde. Hinter den Ibea kämen die Ngumba, die Bule und die Fan. Hinter den Fan wohnten die Bane und die Pong. Gehe man aber nach Nordosten, so treffe man folgende Völkerschaften, deren Reihenfolge nicht genau angegeben werden könne: die Mbeka, die Ya ma peve, die Bepindi, die Bakoko, die Bakuea. Im Innern jenseit der Gebirgsketten fließe der aufgehenden Sonne ein großer Fluß namens Ndong entgegen. Den Elefantenberg nennen die Bapuko „Mabe nnanga“. Außer in der Landschaft Criby haben die Ibea auch noch weiter südwärts, nämlich zwischen Lualabi und Lungotinje, die Küste in Besitz genommen.

Die Banoko-Häuptlinge erzählten mir, daß man, nach Osten gehend, die Ibea, die Ngumba, die Bule und die Fan treffe. Hinter den Fan säßen die Bahuea, die Ya ma peve, die Ya ma te und die Ya wuonde. Nach Nordosten gehend stoße man auf die Bakoko, Bepindi, Bangumba, Mbeka und Hiadibe. Auch die Banoko-Leute wissen von einem großen, im Innern fließenden Wasser namens Ndjong zu erzählen, das aber noch kein Batanga-Mann gesehen habe. Den Elefantenberg nennen die Banoko „Muodi“ und das dahinter liegende Gebirge „Nnanga“.

Im Gebiet von Groß-Batanga, welches von den Franzosen Banoko genannt wird, wohnen, vielfach durcheinandergewürfelt, die beiden Stämme der Banoko und der Bapuko. Zur Zeit ist Madola der erste König oder Häuptling der Banoko und Toko das Oberhaupt der Bapuko. Aber es wird behauptet, die einzelnen Ortschaften seien in dem Grade unabhängig, daß sie beinahe als einzelne kleine Staatswesen bezeichnet werden könnten. Von den beiden Königen ist Madola der bedeutendere, würdevollere und intelligentere. Voll Verständnis für die Vorteile europäischer Civilisation, setzt er namentlich große Hoffnungen auf die Errichtung einer Mission, deren Befürwortung ich, um Madolas Unterstützung bei einer Expedition ins Innere zu erreichen, in erster Linie versprechen mußte. Toko ist von gewöhnlicherer

Sinnesart und außerdem ein Säufer, steht aber als der muskulöseste Mann im Lande und auch wegen seiner verhältnismäßig großen Freigebigkeit in ziemlich hohem Ansehen. Als „Seine Königliche Roheit" mich besuchte, trug er kurzgeschnittenes Haar, einen Henri quatre, Strohhut, Jacke (Unterhemd), Hüftentuch und darüber einen Bedientenrock, der in seiner Jugend, als er noch Knöpfe besaß, bezaubernd schön gewesen sein mochte. Bapuko und Banoko haben vier Jahre lang einen erst kürzlich beendigten Krieg geführt, bei dem insgesamt 3 Menschen ums Leben gekommen sind. Einer mußte noch nach dem durch die Kaufleute vermittelten Friedensschluß umgebracht werden, damit die Zahl auf beiden Seiten gleich sei. Alsdann folgte ein großes Fest mit Tanz und Rum-Gelage.

Die Väter der jetzigen Häuptlinge haben 1842 durch einen von Capitän de Kerhalles im Namen Louis Philippes abgeschlossenen Vertrag die Souveränetät Frankreichs anerkannt. Eine thatsächliche Besitzergreifung hat niemals stattgefunden, wohl aber ist 1869 und zuletzt noch im April 1883 (mit den jetzigen Häuptlingen) die frühere Uebereinkunft erneuert worden. Im Juli 1884 soll ein französisches Kanonenboot, welches Soldaten und Missionare an Bord hatte, bei Groß-Batanga vor Anker gegangen, aber, da König Madola sich der Ausschiffung widersetzte, unverrichteter Sache wieder abgedampft sein. Einen französischen Posten gibt es auch heute nicht, wohl aber pflegt bisweilen von einem zu diesem Zweck gedungenen Schwarzen eine alte französische Flagge gehißt zu werden. Die französische Oberhoheit ist kein Hindernis gewesen, daß mehrere englische Kriegsschiffe hier im März 1880 mit bewaffneter Hand intervenirten, wobei es auch auf englischer Seite einige Tote gab. Madola, Toko und ihr beiderseitiges Volk sind einmütig in ihrem Widerwillen gegen die französische Herrschaft, und da französische Interessen hier gar nicht vertreten sind, während fast der ganze Handel in deutschen Händen ruht, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß bei einer endgültigen Grenzregelung im südlichen Kamerun-Gebiet Groß-Batanga uns zufallen werde.

Jede Factorei hat unter den Häuptlingen des Landes einen Beschützer (head-man). Das Verhältnis zwischen Eingebornen und Weißen wird durch allerlei von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Landesgesetze geregelt, die nach unsern Begriffen unerhört

und wahnsinnig erscheinen, in denen aber doch, wie man bei näherer Nachfrage herausfindet, ein tieferer Sinn steckt. Zölle, wie sie im Togo-Lande bestehen, werden nicht erhoben. Dagegen zahlt die Firma Woermann an Toko als ihren Headman in der Form eines Geschenkes eine jährliche Abgabe von ungefähr 100 Dollars.

Die Dörfer der Banoko sind ordentlicher und besser gehalten als diejenigen der Bapuko. Eines derjenigen Ziele, auf welche sich der Ehrgeiz der Schwarzen mit Vorliebe richtet, ist der Besitz eines nach europäischem Muster erbauten Bretterhauses. Schon mancher gute Händler, der dieses Ziel allzu zeitig erreichte, ist dadurch für die Zukunft unbrauchbar geworden. Sklaven werden, da es beinahe gar keine Arbeit für sie geben würde, nur wenig gehalten. Die Bewohner von Groß-Batanga zeichnen sich von ihren Nachbarn und namentlich von den Klein-Batanga-Leuten dadurch aus, daß sie sich als Arbeiter, Stewards u. s. w. an die Factoreien verdingen. Zu Tode arbeiten allerdings auch sie sich nicht. Immerhin lohnt es der Mühe, jeden Fall, daß Neger freiwillig arbeiten, zu verzeichnen. Früher oder später muß ja doch einmal für Westafrica die Arbeiterfrage, und zwar, wenn es nicht anders geht, gewaltsam gelöst werden. Der aus dem Elfenbeinhandel sich ergebende leichte Verdienst hat es in Groß-Batanga mit sich gebracht, daß dort beinahe nichts anderes als Elfenbeinhandel betrieben wird.

Auch muß der schwarze und oft überschwemmte, moorartige Boden dieses Landes dem Ackerbau wohl nicht besonders günstig sein. Da aus diesen Gründen von einer Ausnutzung des Bodens kaum die Rede sein kann, so sind Lebensmittel nur sehr schwer zu erstehen und der große Elfenbeinplatz darf mit Fug und Recht als ein Hungerort bezeichnet werden. Warum, denken die Eingebornen, sollten wir selbst uns mit Ackerbau abplagen, da wir Reis, Hartbrot und Salzfleisch zu billigem Preis in den Factoreien erstehen können? Kühe kommen in Groß-Batanga nicht vor; das Hausvieh beschränkt sich auf Ziegen, schwarze Schweinchen, Hühner und häßliche Hunde. Obwohl wohlbeleibte Leute unter allen nach ihrer ursprünglichen Art lebenden Eingebornen von Westafrica die allergrößte Seltenheit sind, so zeichnen sich die Batanga-Leute doch auch vor den benachbarten Stämmen durch besondere Schlankheit aus. Der etwa 250 Pfund wiegende Capitän jenes Dampfers,

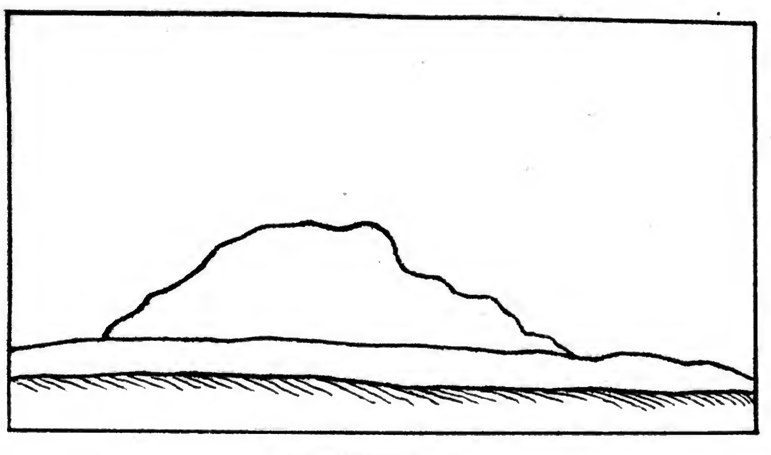
auf dem ich nach Batanga kam, wurde fast wie ein Wunder angestaunt.

Obwohl die Batanga-Leute sich beim Tanze verschiedener den Tact angebender Trommeln bedienen, so ist ihnen dennoch die Trommelsprache der Dualla völlig unbekannt. Ein Kunstgewerbe oder irgendwelche Fertigkeiten gibt es nicht. Jener zersetzende, die eigne Cultur vernichtende und die Denkweise der Neger umgestaltende Einfluß der europäischen Cultur, den wir überall an der Küste beobachten können, hat sich bei den Batanga-Leuten sogar auf ihre religiösen Anschauungen erstreckt. Während die meisten Naturvölker in ihrem ganzen Thun und Treiben weit mehr von religiösen Rücksichten geleitet werden als der frommste Christ, vermag man sich gleichgültigere Heiden als diejenigen von Batanga kaum vorzustellen. Man behauptet, sie brächten ihren Göttern nicht einmal Opfer dar. Jedenfalls haben sie keine Götzenbilder und keine regelrechten Fetischpriester. Die Stelle der letztern nehmen diejenigen Leute ein, die am besten „Medicin" zu machen verstehen. Fragt man die in den Factoreien verkehrenden Händler, was nach ihrer Ansicht nach dem Tode folgen werde, so pflegen sie lachend so etwas wie „palaver settled" (alles zu Ende) zu erwidern. Aber meines Erachtens ist das bloß eitel Trug und Renommisterei, denn bei allen Neger- und Bantu-Stämmen, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, findet sich bei näherm Eindringen in ihre religiösen Vorstellungen ein mehr oder weniger ausgebildeter Ahnencultus, der namentlich mit abergläubischer Gespensterfurcht Hand in Hand geht. Und daß die Berührung der europäischen Cultur mit dem Aberglauben ebenso radical aufgeräumt haben sollte wie mit den sonstigen religiösen Vorstellungen, erscheint mir nicht grade wahrscheinlich. Das eine Gute hat diese Zersetzung und Zerstörung der ursprünglichen Volksanschauungen, daß sich die Leute gern und leicht zum Christentum bekehren lassen würden, wenn auch vielleicht weniger aus religiösem als aus culturellem Eifer. Der Neger ist im allgemeinen ein strebsamer Mensch und bei den Batanga-Leuten scheint sich das Verlangen nach europäischer Cultur zu einer Art von Ehrgeiz ausgebildet zu haben. Mit der Thatsache, daß die Banoko und Bapuko mit den meisten ihrer ursprünglichen Sitten gebrochen haben, steht es im Einklang, daß sie zu den wenigen Stämmen des Kamerun-Volkes gehören, bei denen die Beschneidung nicht vorkommt.

Der Charakter der Batanga-Leute gleicht, abgesehen von einer größern Sanftmut, demjenigen der Dualla; sie sind so nervös und reizbar, daß man sie füglich als die Franzosen von West-africa bezeichnen könnte. Höchst auffallend ist es, wie unglaublich ausdauernd diese Schwarzen plaudern und lachen können. Als ich ihnen, um mich nach etwanigen Gorillas oder Schimpansen zu erkundigen, einen aus papier maché gefertigten Affen zeigte, der eine Pfeife im Munde hielt, wälzten sie sich buchstäblich vor Vergnügen auf der Erde umher.

Die ganze Landschaft Groß-Batanga hat, Bapuko und Banoko zusammengerechnet, wohl nicht mehr als höchstens 2000 Bewohner. Beide Stämme vermindern sich eher, als daß sie sich vermehrten und werden wohl in so und soviel Jahrzehnten ihren gegenwärtigen „Buschleuten", nämlich den Fan, deren sehnlichste Wünsche nach der Küste gerichtet sind, das Feld räumen müssen. Als Gründe für die Volksverminderung werden allgemeiner Leichtsinn, mangelnde Rücksicht auf die Jugend des weiblichen Geschlechts und übermäßiger Rumgenuß angeführt. Dies ist der einzige mir zu Ohren gekommene Fall, daß eine Degenerirung des Volks dem Alkohol zur Last gelegt wird. Denn während es nicht geleugnet werden kann, daß die physisch viel schwächern Hottentotten unter dem Einfluß des Branntweins dahinsterben, hat sich die kräftige Constitution des Negers selbst dem, was an dieser Küste in ungeheuren Mengen als Rum und Genever (gin) verkauft wird, gewachsen erwiesen. Auch möge man nicht glauben, daß Trunkenbolde unter den Negern und Bantu-Negern auch nur annähernd so häufig seien wie in den nördlichern Ländern Europas. Im allgemeinen hält der Neger zum wenigsten ebenso sehr auf Anstand und Würde — oder wenigstens auf das, was er als Anstand und Würde ansieht — wie der weiße Mann. Verkommene Subjecte gibt es unter den Schwarzen ebenso gut wie unter den Weißen. Aber abgesehen von diesen sich in der ganzen Welt findenden Creaturen ist der Neger viel zu eitel und stolz, um seiner Umgebung das Beispiel sinnloser Betrunkenheit vor Augen zu führen.

Ebenso wie bei den Individuen gibt es auch bei den Sippen und Stämmen eine Degenerirung des Charakters, die nicht selten mit größerer Sanftmut Hand in Hand geht. So sind z. B. die nördlichen Stämme des Kamerun-Volks und namentlich die



Der Elefanten-Berg
von Norden gesehen. Nach eigner Skizze von Hugo Zöller.

Dualla kräftiger und ursprünglicher, aber auch wilder und roher, die südlichen dagegen, wie z. B. die Banoko, Bapuko, Kumbe u. s. w., die schon länger mit den Europäern in Berührung sind, schwächer und charakterloser, aber auch ein wenig sanfter und friedfertiger.

Die hauptsächlichste Ursache der bei den Banoko und Bapuko kaum zu leugnenden Volksverminderung wurde mir ziemlich klar, als König Toko mir eine neu gekaufte Frau vorstellte, die, obwohl noch ein halbes Kind, doch schon völlig welk war und alle jene Anzeichen körperlichen Verfalls darbot, wie sie bei einer gewissen Bevölkerungsclasse unserer europäischen Großstädte so augenscheinlich hervortreten. Das Leben und Treiben der unverheirateten Mädchen pflegt, selbst wenn sie noch Kinder sind, niemals eines jener Palaver nach sich zu ziehen, die in ganz Westafrica als „Frauen-Palaver" bekannt sind und gewöhnlich auf eine hohe Geldbuße hinauslaufen. Anders mit verheirateten Weibern, die im strengsten Sinne des Worts zum Mobiliarbesitz ihres Gatten gehören und mit denen ebenso wie mit allem andern Mobiliarbesitz verfahren werden kann. Auch darf ein Mann, der ein neugekauftes Weib bereits bezahlt hat, auf etwanige Vergehen, die ganz kurz vor der Verheiratung stattgefunden haben, zurückgreifen und von dem Mitschuldigen eine Geldbuße verlangen. Für die Denkungsart und Anschauungsweise jener Küstenvölker, die, ohne der höhern Segnungen europäischer Cultur teilhaftig geworden zu sein, seit längerer Zeit mit Europäern in Verbindung stehen, ist es im höchsten Grade bezeichnend, daß neuverheiratete Mädchen von ihrem Vater wieder zurückgenommen werden, wenn der Kaufpreis nicht rechtzeitig bezahlt wird. Obwohl Frauen Capital oder Münze sind, und zwar junge und kräftige Mädchen so etwas wie Goldstücke, Frauen in mittlern Jahren Silber und alte Weiber Scheidemünze, so scheint es doch nicht, als ob der Wert eines Mädchens dadurch, daß es ein paar Tage oder Wochen lang mit einem zahlungsunfähigen Käufer verheiratet gewesen ist, im geringsten vermindert würde. Hiermit steht es im Einklang, daß die Könige oder Häuptlinge, falls sie diesem oder jenem weißen Kaufmann besonders gewogen oder verpflichtet sind, ihre Gefälligkeit nicht ungern bis auf die intimsten Seiten ihres eignen Familienlebens ausdehnen. Bei alledem entbehren die Frauen durchaus nicht einer gewissen Selbständigkeit, die sie unter Umständen selbst

ihren Vätern und Gatten gegenüber zu wahren wissen. Für gewöhnlich bereiten die Frauen die Speisen und übernehmen, von ihren Männern unterstützt, den überwiegenden Teil des geringfügigen Feldbaues, während der lebhaft betriebene Fischfang den Männern allein überlassen bleibt.

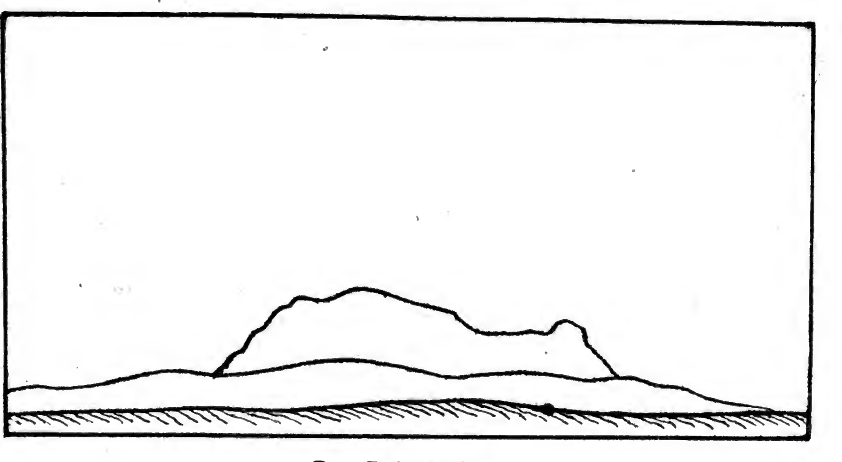
Das einzige Kleidungsstück der Weiber besteht, von den Schmuckgegenständen abgesehen, aus sehr langen aber den Oberkörper völlig unbedeckt lassenden Hüftentüchern. Keine bessere Gelegenheit, diese in jungen Jahren durchaus nicht abstoßenden Gestalten zu beobachten, als bei einem der landesüblichen Tanzfeste. Getanzt wird bei jedem denkbaren Anlaß, bei Hochzeiten, Todesfällen, beim Verkauf eines gut bezahlten Elefantenzahns und auch wenn ein etwa zum Besuch anwesender Fremdling den benötigten Rum und Tabak spendet. Am liebsten feiert man diese mit Trinkgelagen verbundenen und meistens die ganze Nacht hindurch dauernden Feste beim Schein des Vollmondes, der alsdann den burlesken und erotischen Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen ein abenteuerliches Gepräge gibt. In Ländern, wo es mit unübertroffener Pünctlichkeit um 6 Uhr abends dunkel wird, ist der Vollmond naturgemäß die Zeit der Feste und Bacchanalien. Denn ebenso wie bei uns zieht man auch in Africa für gesellige Zusammenkünfte die Abend- und Nachtzeit dem den Geschäften gewidmeten Tage vor. Männer und Weiber tanzen getrennt in je einem Kreise, aber zwischen den verschiedenen Altersstufen wird gar kein Unterschied gemacht, sodaß also halbwüchsige Kinder und alte Megären aufs bunteste mit einander abwechseln. Unter dem den Tact angebenden Ton der Trommeln und begleitet von dem starken Händeklatschen der Umstehenden bewegen sich die Tanzenden langsam im Kreise herum, wobei rhythmische Bewegungen der Arme, heftiges Schütteln der Brust und namentlich unglaublich schnelle Bewegungen der Hüften das ausmachen, was der Sache den Charakter des Tanzes gibt. Erotisch bis zur Unanständigkeit, haben diese Tänze nichts Eigenartiges, was auch nur im entferntesten mit den ebenso wilden wie interessanten Spielen der Amazonen von Dahome verglichen werden könnte. Die tanzenden Weiber scheinen sich wohl ein wenig vor den weißen Zuschauern, aber trotz der Verschiedenheit im Alter der Teilnehmerinnen nicht im geringsten vor einander zu geniren.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß es bei den Banoko und Bapuko keine eigenartigen Gewerbe mehr gäbe, so muß davon doch ausdrücklich der Bootsbau ausgenommen werden. Denn solch originelle und kunstvolle Fahrzeuge, wie die Batanga-Leute sie herstellen, würde man wohl auf der ganzen übrigen Welt nicht mehr wiederfinden. Im Vergleich zu jenen abenteuerlichen und seepferdähnlichen Canoes, von denen bisweilen ganze Flotten auf den schweren Brandungswogen der Reede von Groß-Batanga tanzen, würden selbst die eleganteſten unter den bekannten Grönländer Booten bloß als schwer und unbehülflich bezeichnet werden können. Jedenfalls sind die Canoes von Groß-Batanga unter allen auf unserer Erde existirenden und von Menschen benutzten Fahrzeugen die leichtesten. Etwa drei Meter lang und höchstens dreißig Centimeter breit, wiegen die schwersten, welche ich sah, etwa sieben bis acht Kilogramm und die leichtesten eine Kleinigkeit mehr als vier Kilogramm. Sobald die Insassen dieser Canoes — von denen jedes bloß einen Mann aufzunehmen imstande ist — ans Land steigen oder an Bord eines Dampfers kommen, pflegen sie, teils aus alter Gewohnheit, teils der Renommage wegen, ihre Boote gleich einem Regenschirm unter den Arm zu nehmen. Ich spreche absichtlich von Renommage, denn da die Batanga-Leute sehr wohl wissen, daß sie an Bord der Dampfer ob der erstaunlichen Leichtigkeit ihrer Canoes ab und zu Trinkgelder erhalten, so liegt es in ihrem eigensten Interesse, die seltsamen Dinger so viel wie möglich zur Schau zu tragen. Da diese Canoes nicht Platz genug darbieten, als daß auch nur ein einziger ausgewachsener Mann bequem darin sitzen könnte, so pflegen sich die Eingebornen, sobald sie vom Strand aus zu tieferm Wasser gelangen, darauf zu setzen, an jeder Seite ein Bein herunterhängen zu lassen und in dieser Weise reitend die See zu durchfurchen; weshalb man denn auch mit größerer Berechtigung als bei andern Fahrzeugen von Seepferden sprechen könnte.

Und das seltsamste ist, daß die Batanga-Neger mit diesen winzigen Dingern jede Brandung, vor welcher der kühnste Capitän zurückschrecken würde, mit verhältnismäßiger Leichtigkeit und Sicherheit bewältigen. Kein originelleres Bild, als wenn ein halbes Dutzend dieser Fahrzeuge eine schwere Woge hinauf- und hinuntergleitet. Aber so nützlich auch solche Miniatur-Canoes, die mit je einem kurzen, einem Pique-Aß gleichenden Ruder vorwärts bewegt

werden, in der Brandung sein mögen, so scheint es doch, als ob sie weiter draußen, wo Haifische ziemlich häufig sind, nicht gern mehr benutzt würden. Denn obwohl die Fischer von Batanga mit größter Pünctlichkeit jeden Morgen um 7 Uhr in die Brandung hinausfahren, wo sie dann bis etwa gegen Mittag mit der Angel kleine Fische fangen — die Ausbeute ist meistens unverhältnismäßig gering —, so habe ich doch bloß bei der Trinkgelder und sonstigen Verdienst verheißenden Ankunft von Dampfern gesehen, daß sie sich weiter als eine halbe Seemeile ins offene Wasser hinausgewagt hätten. Der Grund liegt wohl, wie gesagt, darin, daß die Haifische sich nur in den allerseltensten Fällen über die Grenze der Brandung hinaus verirren, wo sie dann auch ziemlich unschädlich sind, und daß es weiter draußen nicht mehr angeht, die Beine ins Wasser baumeln zu lassen. Außer diesen sehr zahlreichen Miniatur-Canoes habe ich in Batanga auch einige wenige größere Boote (lange buntbemalte Canoes) gesehen, die aber kein Machwerk der Banoko und Bapuko, sondern vom Kamerun-Fluß hierher gebracht worden sind.

Groß-Batanga ist der nördlichste Punct, wo sich bisher Fan-Leute an der Küste gezeigt haben. Ihre einstweilige Nordgrenze soll der Oberlauf des Lokundje-Flusses sein. Einzelne Individuen kommen häufig vom Binnenlande zur Küste herunter, um mit gleichem Erstaunen das Meer und die weißen Männer zu beschauen. Das Wort Mpangwe ist hier völlig unbekannt; sowohl bei den Fan selbst als bei den Küstenvölkern kennt man keinen andern Namen als das sowohl in der Fan-Sprache als auch in dem Idiom mehrerer Küstenstämme „Mensch" bedeutende Wort Fan. Sämtliche Küsten-Neger beschuldigen die Fan, die in Wahrheit gar nicht so sehr von ihnen unterschieden sind, der Barbarei und des Menschenfraßes, fügen aber hinzu, daß sie ziemlich fleißig seien und ausgedehnten Ackerbau betrieben.



Der Elefanten-Berg
von Westen gesehen. Nach eigner Skizze von Hugo Zöller.

Capitel V.

Campo-Fluß und Batta-Land.

(Campo-Fluß-Bezirk und Campo-Land. — Geringe Handelsbedeutung des Campo-Flusses. — Der Egara- und der Mbika-Stamm. — Die Landschaften Awuni und Otonde. — Die Factoreien von Batta. — Ein französischer Zollposten. — Der Ikuku-Fluß. — Predigten in der Kumbe-Sprache. — Der Batta-Berg und die ins Innere führenden Handelswege. — Unterbrechung des Waldlandes durch eine baumlose Savanne. — Fast bloß Kautschukhandel. — Die sechs Stämme des Kumbe-Volks. — Die „Buschvölker" der Ibea, Molinji und Fan. — Zersetzung und Verwirrung der religiösen Begriffe. — Das unbekannte Gebiet zwischen Batanga und dem mittlern Lauf des Congo. — Herkunft, Körperbau, Charakter und Sitten der Fan. — Die Fan führten Armbrüste, als sie zuerst zur Küste kamen.)

Südlich von der Landschaft Groß-Batanga finden wir den über den Campo-Fluß hinaus bis zur Buabis-Spitze reichenden Campo-Fluß-Bezirk, der mit Ausnahme des nördlichen Teiles von jenen Egara- oder Agarra-Leuten bewohnt wird, die im Gegensatz zu den übrigen Eingebornen ihre Hütten aus Baumrinde erbauen. Vom Dorfe Benje nordwärts wohnt zu beiden Seiten des Lualavi-Flusses der kleine Stamm der Havanje, an den sich dann noch weiter nordwärts die Banoko und Bapuko von Groß-Batanga anschließen. Ob das kleine Lualavi-Gebiet in aller Form Rechtens zum Campo-Fluß-Bezirk oder aber zu Groß-Batanga gehört, scheint den Eingebornen selbst nicht vollkommen klar zu sein. Im Süden des Campo-Fluß-Gebiets mündet der wasserreiche Campo-Fluß, der, obwohl er unter den Strömen des südlichen Kamerun-Landes gleich hinter dem Moanja und

dem Benito folgt, dennoch wegen seiner sehr schlimmen und schwer zu passirenden Barre für Handel und Schiffahrt fast ohne Bedeutung ist. Unter den größern Wasserläufen des südlichen Kamerun-Landes ist der Campo-Fluß, dem ich leider wegen Mangel an Zeit nur wenig Aufmerksamkeit zuwenden konnte, zur Zeit noch der unbekannteste. Nur soviel weiß man nach den Aussagen der Eingebornen, daß er aus südöstlicher Richtung kommt, auch weiß man, daß er ungefähr 12 Seemeilen oberhalb seiner Mündung einen bedeutenden Nebenfluß aufnimmt. Die Barre des Campo-Flusses, bei der gewöhnlich eine schwere Brandung ansteht, ragt soweit ins Meer hinein, wie ich dies bei keinem andern Flusse des südlichen Kamerun-Landes gesehen habe. Am Norduser befinden sich Zweig-Factoreien von C. Woermann, Jantzen u. Thormählen und John Holt.

Nachdem die Häuptlinge der Egara die Hoheitsrechte über ihr ganzes in südlicher Richtung bis zur Buabis-Spitze und dem Dorf Djabi reichendes, sich landeinwärts etwa 15 Meilen (engl.) weit erstreckendes Land an die Firma C. Woermann abgetreten hatten, fand Dr. Nachtigal, als er am 30. Juli 1884 die Barre des Campo-Flusses passirte, daß die Fanzosen infolge einer mit einem Schwarzen namens Peter, der aber aus einem ganz andern Lande stammte, abgeschlossenen Uebereinkunft einige Wochen vorher am Südufer des Campo-Flusses einen Zollposten eingerichtet hatten. Trotzdem wurde das Campo-Fluß-Gebiet wenigstens vorläufig der Oberhoheit des deutschen Consuls unterstellt.

An den Campo-Fluß-Bezirk schließt sich das von der Buabis-Spitze und dem Dorfe Djabi bis zum Wedde-Fluß reichende Campo-Land an, welches, da es keinen einzigen Fluß hat und die von Felsen starrende Küste das Landen erschwert, beinahe gar keinen Handel besitzt. Die zum Mbika-Stamm gehörigen Eingebornen, die als streitsüchtig und hinterlistig gelten, besitzen kein gemeinsames und allerseits anerkanntes Oberhaupt. Wie im Kamerun-Gebirge, so genießen auch hier die einzelnen Ortschaften eine große Selbständigkeit. Frankreich könnte sich demnach, wenn sein behauptetes Anrecht auf das Campo-Land angefochten würde, schwerlich auf den mit einem Häuptling namens Peter (demselben, der auch unberechtigterweise über den Campo-Fluß-Bezirk verfügt hatte) abgeschlossenen Vertrag berufen. Da aber Dr. Nachtigal am 28. Juli 1884 fand, daß auch die übrigen Eingebornen des

Campo-Landes zu den Franzosen, welche ihnen große Versprechungen gemacht zu haben scheinen, hinneigten, so hat er die Sache auf sich beruhen lassen.

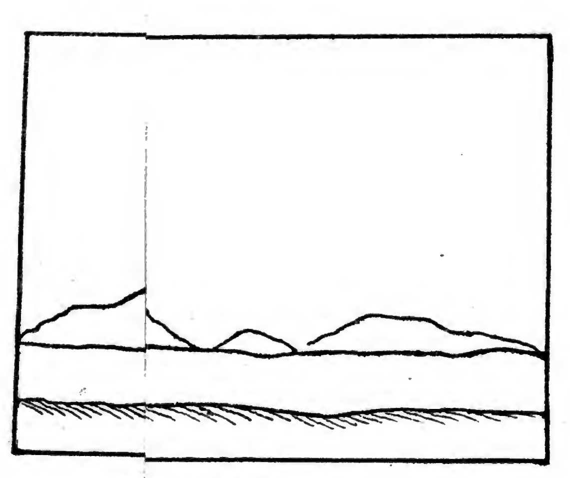
Zwischen dem Wedde-Fluß im Norden und dem Mbia-Flüßchen im Süden liegt die Landschaft Awuni, die von den ebenfalls zum Mbika-Stamm gehörigen Awuni-Leuten bewohnt wird. Nach dem Tode des Königs Malunga war dort dessen vierter Sohn namens Bôté allerseits als Oberhaupt anerkannt worden und hatte in Gemeinschaft mit den übrigen Häuptlingen der Firma C. Woermann die Hoheitsrechte abgetreten. Aber ein älterer Bruder des Oberhäuptlings namens Nyondo schloß unberechtigterweise einen Vertrag mit Frankreich, so daß Dr. Nachtigal, der am 31. Juli 1884 die Landschaft Awuni besuchte, sich damit begnügte, durch Consul Schultze von Gabun den zwischen Bôté und der Firma C. Woermann abgeschlossenen Vertrag bestätigen zu lassen.

Die Mussedsche genannten Bewohner der kleinen zu beiden Seiten des Otonde-Flusses gelegenen Landschaft Otonde gehören ebenfalls zum Stamme der Mbika und hatten sich, als Dr. Nachtigall dort eintraf, bereits um eine Factorei bittend an den französischen Gouverneur von Gabun gewandt.

Unter Batta-Land versteht man die Küstenstrecke zwischen der Ottomani- oder Utomani-Spitze (südlich vom Otonde-Fluß) im Norden und der Viambe-Spitze (nördlich vom Benito-Fluß) im Süden. Von den zahlreichen Bächen und Flüßchen des Landes ist der Ikuku der bedeutendste. Eine Ortschaft, welche den Namen Batta trüge, gibt es nicht. Auch findet man dicht am Strande kein einziges Dorf der Eingebornen. Aber einige hundert Schritte hinter den am Meeresgestade liegenden Factoreien reiht sich in einem der Küste parallel laufenden Gürtel Hütte an Hütte und Dorf an Dorf. Nach den Messungen Sr. M. Kanonenboot Möwe würde die Woermannsche Hauptfactorei unter 1° 52′ 7″ nördl. Br. liegen. Einige hundert Schritt weiter südwärts folgt die Factorei von R. und W. King und nach halbstündigem Gehen diejenige von Jantzen u. Thormählen. Auf dieser Strecke findet man die in der Trockenzeit völlig verstopfte Mündung des Ikunde-Baches, der sich bloß zeitweilig und namentlich während der regnerischen Monate ins Meer ergießt. Man kann diesen Wasserlauf mit Canoes etwa 12—15 Kilometer weit landeinwärts

verfolgen. Noch unbedeutender ist der Ekokapipa-Creek. Etwa 50 Schritt südlich von der Factorei von Jantzen u. Thormählen (dazwischen fließt der kleine Mollequeje-Creek) flattert die französische Tricolore über einer Eingebornen-Hütte, die einem uniformirten weißen Sergeanten und zwei schwarzen senegalesischen Soldaten als Aufenthaltsort dient. Am Tage vor meiner Ankunft in Batta war dort ein kleiner französischer Zollkutter vor Anker gegangen. Die einzige Thätigkeit des französischen Sergeanten, dem auch das Otonde-Gebiet unterstellt ist, besteht einstweilen darin, das Buschwerk rund um seine Hütte herum abzuhauen und abhauen zu lassen. Sowohl die Woermannsche Factorei wie auch diejenige von Jantzen und Thormählen sind sehr geräumig, luftig und solide angelegt. Die Hauptgebäude, um die eine Veranda oder Piassa ringsherumläuft, stehen auf Pfählen, was für gesunder gilt, als wenn der untere Stock als Laden und Warenlager, der obere zu Wohnräumen benutzt würde.

Von der Factorei von Jantzen u. Thormählen aus gelangt man an dem französischen Zollposten vorbei in einer halben Stunde zur Mündung des gar nicht unbedeutenden Ikuku-Flusses. An dieser ganzen Küste erstreckt sich ein Gewirr von zerklüfteten Sandstein-Felsen bis weit ins Meer hinein. Man findet sowohl roten als grauen Sandstein. An einzelnen Stellen sind die regelrecht übereinander gelagerten Schichten dermaßen von dem aus- und einströmenden Wasser durchfurcht und durchschnitten worden, daß sie einem quaderförmigen Straßenpflaster gleichen. Bald wiederum sieht man tausende von riesigen, aber gleich Schwämmen durchlöcherten Felsblöcken. Bald endlich sind unter dem zerstörenden Einfluß des Sonnenscheins und der Brandung bloß gerundete Blöcke stehen geblieben, die man aus einiger Entfernung für ebenso viele Termitenhaufen halten könnte. Hinter jener zerklüfteten, vom Gischt der Brandung umtosten Felsküste erstreckt sich ein höchstens 50 Schritt breiter Streifen des gewöhnlichen Dünensandes, auf dem man, namentlich wenn die zurücktretende Flut ihn durchnäßt und ihm eine größere Consistenz verliehen hat, sehr gut spaziren gehen kann. Dahinter folgt, bloß an einigen wenigen Stellen von einem ganz schmalen Mangrove-Gürtel umschlossen, das sanft ansteigende Land, in dessen Busch- und Waldkleid sich die Dörfer der Eingebornen so geheimnisvoll verstecken, daß man ihre Nähe bloß durch die immer zahlreicher werdenden Bananenstauden



Campo-Fluß.

und sonstigen Culturgewächse gewahr wird. Während Cocospalmen, die früher recht selten waren, neuerdings immer häufiger angepflanzt werden, findet man im Batta-Lande weit weniger Oelpalmen als in irgend einer andern mir bekannten Gegend von Westafrica. Ostindische Bambustauden, deren es in ganz Westafrica bloß sehr wenige gibt — gewöhnlich wird die Raphiapalme als Bambu bezeichnet —, scheinen nach einigen sehr schönen und üppigen Exemplaren zu urteilen im Batta-Lande recht gut zu gedeihen. Nicht weit von der Mündung des Ikuku-Flusses kommt man an einem wenig bemerkenswerten Vorgebirge vorüber, das von den Eingebornen Cap Batta genannt wird, das aber nicht mit dem Batta Point der englischen Seekarte übereinstimmt. Brandungumtoste Felsen ragen dort bis ziemlich weit ins Meer hinaus.

Der Ikuku-Fluß, der eine sehr starke Strömung hat, mag an seiner Mündung etwa 60 Meter breit sein. Bloß das linke südliche Ufer ist mit einem ganz schmalen Streifen von Mangrove-Busch bestanden, während an der rechten Seite über der ziemlich hohen Uferböschung das große, von Môrma-Leuten (Kumbe-Stamm) und sehr vielen vorübergehend hier anwesenden Fan bewohnte Dorf Ikuku liegt. Wohlgepflegte Plantanen-, Ananas-, Yams- und Cassada-Pflanzungen umgeben die von einem gewissen Wohlstand zeugenden Hütten, während drunten am Strande des Flusses angebrachte Vorrichtungen von sinnreicher Construction dazu bestimmt sind, zur Zeit der Ebbe eine gewisse Menge von Süßwasser aufzuspeichern und von dem zur Zeit der Flut landeinwärts strömenden Brackwasser abzusperren. Solch sinnreiche, von eigenem Nachdenken zeugende Vorrichtungen sind unter Negern durchaus nicht selten, aber weit häufiger unter den von europäischer Cultur noch nicht allzu sehr beeinflußten als unter jenen Küstenbewohnern, welche sich gewöhnt haben, in aller und jeder Hinsicht auf die Hülfe der Europäer zu vertrauen und europäische Vorbilder sklavisch nachzuahmen. Die viereckigen Hütten der Môrma unterscheiden sich vorteilhaft von denjenigen vieler andern westafricanischen Eingebornen. Nicht nur stehen sie vielfach gleich den Factoreien auf Pfählen, wie ja überhaupt die Neger gleich Kindern auf die Nachahmung solcher Vorbilder, die ihnen imponirt haben, versessen sind, sondern man hat auch mit Hülfe von selbstgefertigten d. h. aus dem harten und beinahe unverwüstlichen Holz der Mangrove-Bäume geschnittenen Brettern die Herstellung regelrechter Fuß-

böden versucht. Die Dächer bestehen aus hübsch geflochtenen Matten, zu deren Herstellung man die Blätter und Blattstiele der Raphiapalme benutzt. Die sich zeitweilig in Ikuku aufhaltenden Fan-Leute bewohnen ein eigenes, eine einzige langgestreckte und sehr schmutzige Straße darstellendes Viertel dieses Dorfes. Ich traf in Ikuku einen schwarzen presbyterianischen Missionar, der ein sehr vernünftiger Mann zu sein schien, mit dem ich mich aber, da er ein herzlich schlechtes Englisch sprach, nicht sonderlich gut verständigen konnte. Er zeigte uns das kleine, sauber gehaltene Betzimmer und die ein wenig abseits an besonderm Gerüst angebrachte Glocke. Der Zuspruch zum Gottesdienste, bei dem in der Kumbe-Sprache (ein Dialekt der weitverbreiteten Kamerun-Sprache) gepredigt wird, soll recht lebhaft sein.

Unter den Bergen und Gebirgen die sich im Batta-Land eine gute Strecke landeinwärts (zum wenigsten mehrere Tagereisen von der Küste) emportürmen, ist nur die zunächst gelegene Boden-Erhebung, nämlich der Batta-Berg, zu jeder Zeit sichtbar, während die dahinter gelegenen Bergketten bloß bei besonders klarem Wetter und auch dann nur undeutlich wahrnehmbar sind. Der Batta-Berg, der, obwohl er nicht viel weiter als der Elefanten-Berg von der Küste entfernt und meines Wissens noch niemals bestiegen wurde, ist eine vereinzelte Boden-Erhebung von ganz ebenso charakteristischer und vielleicht sogar noch auffallenderer Form wie der Elefanten-Berg. Obwohl die Kaufleute allzu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sind, um an eine Besteigung des Batta-Berges denken zu können, so würde die Sache doch gar keine besondern Schwierigkeiten verursachen, denn auf der ganzen Strecke bis zum Batta-Berge wohnen bloß Kumbe-Leute, die seit Jahrhunderten mit den europäischen Kaufleuten in Verbindung stehen, verhältnismäßig civilisirt sind und da sie betreffs ihres Lebensunterhalts von den Factoreien und dem von diesen gewährten Credit abhängig sind, dem Vordringen eines gut empfohlenen Reisenden kaum irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg legen könnten. Ob man vom Batta-Berg aus mit gleicher Leichtigkeit noch weiter in östlicher Richtung würde vordringen können, vermag ich nicht anzugeben. Die Handelswege der Eingebornen führen merkwürdigerweise nicht in östlicher, sondern bloß in südöstlicher Richtung ins Land hinein, was entweder durch den Verlauf der Gebirge und Flüsse oder aber dadurch zu erklären sein

dürfte, daß im Osten (also hinter dem Batta-Berge) feindliche Stämme wohnen. Der Beschützer der Factorei von Jantzen u. Thormählen, welcher ein Häuptling der Mórma-Leute ist, erzählte mir, daß man nach 10- bis 12tägiger Reise in südöstlicher Richtung, nachdem man mehrere Gebirgsketten überschritten, zu einem äußerst mächtigen und sehr tiefen, der aufgehenden Sonne entgegenfließenden Strome gelange. Den Namen dieses Stromes wußte mein Gewährsmann nicht anzugeben. Der geneigte Leser wird sich entsinnen, daß mir bereits in Groß-Batanga von den Häuptlingen der Banoko und Bapuko von einem großen, der aufgehenden Sonne entgegenfließenden Gewässer erzählt worden war. Alle diese Berichte lauten so außerordentlich bestimmt, klar und zuversichtlich, daß man sie unmöglich in das Reich der Fabel verweisen kann. Sollten wir es hier mit einem der größern Zuflüsse des Congo zu thun haben? Für diese Annahme spricht der Umstand, daß alle mir zu Ohren gekommenen Angaben den betreffenden Fluß hinter mehrere Bergketten verlegen. Die Kaufleute allerdings, die sich mit dem Gedanken, daß das Stromgebiet des Congo ihnen so nahe gerückt sei, nicht recht befreunden zu können scheinen, sind eher geneigt, diesen Strom, von dem die Händler des Batta-Landes zu erzählen wissen, für den Oberlauf des Benito-Flusses zu halten. Es wird nämlich mit äußerster Bestimmtheit behauptet, daß der Benito-Fluß und der von Südosten zur Küste gelangende Campo-Fluß gar nicht so sehr weit voneinander entspringen. Die Quellen der meisten Küstenflüsse dieses Landes scheinen auf einem und demselben Gebirge gesucht werden zu müssen. Auch der Ikuku-Fluß, der in seinem obern Lauf Mbadu oder Albadu genannt wird, gelangt von Südosten kommend zur Küste. Gegen die Annahme, daß jener Strom, von dem die Eingebornen zu erzählen wissen, der Oberlauf des Benito sei, sprechen die ganz übereinstimmenden Angaben über seine außerordentliche Breite und Wassermenge. Auch wäre es nicht undenkbar, daß der Strom, von dem ich in Batanga hörte, ein Zufluß des Congo, derjenige dagegen, über den die Kumbe-Händler berichten, der Oberlauf des Benito wäre.

Eigentümlich ist es, daß eine kleine Strecke südlich vom Ikuku-Fluß eine baumlose Savanne bis ganz dicht an das Meeresufer herantritt. Die Kaufleute, die wegen der Jagd auf Buschkühe (kleine Büffel) und Zwerg-Antilopen diese prärieartige Land-

schaft, die in so auffallender Weise das Busch- und Waldland unterbricht, sehr häufig besucht haben, vermuten darin ein ehemaliges Fluß- oder Seebett — eine Annahme, die dadurch bestärkt wird, daß sich diese Steppe gleich einem langgestreckten, aber nicht sehr breiten Band ins Binnenland hineinzieht. Auf dieser Prärie und namentlich in der Nähe von Cap Mimbo soll es sehr viele kleine und sehr wilde Büffel und außerdem langbeinige Zwerg-Antilopen geben, deren Leib nicht größer sei als derjenige einer ausgewachsenen Angora-Katze. Das Meer wimmelt an diesen Gestaden nicht bloß von Fischen, sondern zu Zeiten auch von Walfischen, hinter deren Zügen dann einige Stunden oder Tage später die Segel americanischer Walfischfänger sichtbar zu werden pflegen.

In den Factoreien von Batta werden als Arbeiter, Aufwärter u. s. w. keine Kru-, sondern bloß Kumbe-Leute angestellt. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die bis zum Congo hin als Begleiter der weißen Kaufleute auftretenden Kru-Männer sich bloß dort vollkommen heimisch fühlen, wo ihrer entweder eine größere Anzahl zusammenleben oder wo doch wenigstens andere Trupps ihres Stammes in der Nähe sind. Beides würde aber wegen der geringen Anzahl der dortigen Factoreien für Batta nicht zutreffen. Ebenso wie in Batanga hat jede Factorei einen Headman oder Beschützer. Für Jantzen u. Thormählen ist das der erste Häuptling der Mörma und für C. Woermann der Häuptling der Kumbe (im engern Sinne). Die Verwalter der Factoreien haben mit teilweisem Erfolg versucht, das Hängematten-Tragen, das sonst nirgendwo im Kamerun-Gebiet üblich ist, im Batta-Land einzuführen. Anfänglich sträubten sich die Kumbe-Leute aufs heftigste und benehmen sich auch jetzt noch immer recht ungeschickt. Durch die unausbleibliche Langeweile gelangen die an solchem Orte lebenden Weißen sehr bald dahin, daß sie auch die ältesten Zeitungen immer und immer wieder mit gleichem Interesse lesen. Auch verfallen sie auf allerlei Beschäftigungen, an die man in einer belebtern Ortschaft nicht denken würde. So sah ich beispielsweise einen an Ort und Stelle hergestellten und sehr hübsch geschnitzten Schreibsecretär, zu dem man einheimisches Material, nämlich Rotholz und eine Art von Cedernholz, verwandt hatte.

Während nördlich vom Campo-Fluß Palmöl, Palmkerne und Elfenbein die hauptsächlichsten und man kann wohl sagen die

einzigen Ausfuhrartikel sind, beginnt südwärts vom Campo-Fluß das Land des Kautschuks. Von Batta beispielsweise wird gar kein Palmöl und, von einigen unbedeutendern Ausfuhrartikeln abgesehen, überhaupt bloß Kautschuk verschifft. Elfenbein betrachten die habgierigen Eingebornen als einen Schatz und möchten es, falls einmal in seltenen Fällen ein Elefantenzahn in ihre Hände gelangt, mit Gold aufgewogen haben. Die Fan, von denen später noch ausführlicher die Rede sein wird, sollen, da die Kautschuk-Lianen an der Küste, wenn es deren jemals dort gegeben hat, längst durch Raubbau vernichtet sind, die eigentlichen Kautschuk-Producenten sein. Von ihnen erstehen es die Molinji und Ibea und von diesen wieder die Kumbe und die übrigen Küstenvölker. Da anhaltende Regengüsse sowohl das Einsammeln des Kautschuksaftes als auch den Transport erschweren, so wird in der Trockenzeit weit mehr Kautschuk eingeliefert als in der Regenzeit. Der beste Kautschuk kommt nicht in den gewöhnlichen, großen, melonenförmigen Ballen, sondern als sogenannte „Zungen" in den Handel, die nicht größer als ein dicker Wurm oder eine Schnecke sind. Diese Zungen kann man, wenn der Kautschuk gut und in keiner Weise verfälscht ist, bis zum Doppelten ihrer Länge auseinanderziehen und dann wieder zurückschnellen lassen. Unter den Einfuhrwaren spielen leichte Steinschloßgewehre (für die Fan), Kauri-Muscheln (für die hinter den Fan wohnenden unbekannten Stämme des unbekannten Binnenlandes), ferner Salz und Streichhölzer die hervorragendste Rolle.

Ebenso wie die Dualla, die Beundo, Banoko, Bapuko u. s. w. kennen auch die Kumbe kaum einen andern Erwerbszweig als den aus dem Handel sich ergebenden Verdienst. In aller und jeder Hinsicht sind sie, wenn sie nicht darben wollen, auf die Factoreien angewiesen, die um der leidigen Concurrenz willen diesen wenig vertrauenswürdigen Händlern einen unvernünftig hohen Credit gewähren. Falls die Kaufleute den Versuch machen sollten, diese oder jene Factorei abzubrechen, würden die Eingebornen sie mit Gewalt daran verhindern. Denn das große Interesse, welches sie an dem Bestand der Factoreien haben, hat sich nach und nach ebenso wie in den Povo-Ländern zu dem Rechtsgrundsatz ausgebildet, daß die Gebäude zum Grund und Boden gehörten und, wenn einmal erbaut, nicht wieder weggenommen werden dürften. Eine zweite englische Factorei, die früher hier vorhanden war,

hat, als man sie aufgeben wollte, bei Nacht und Nebel ausgeräumt werden müssen.

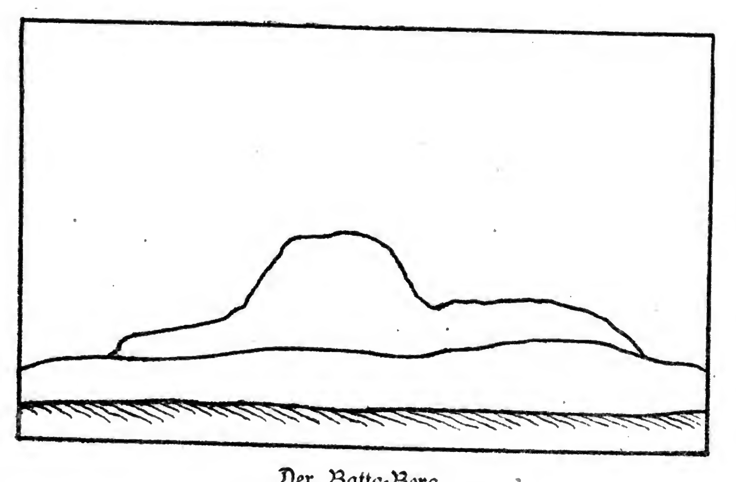
Nach dem Gesagten wird man es erklärlich finden, daß diejenigen Stämme der Eingebornen, die noch keine Factorei in ihrem Lande besitzen, keinen sehnlichern Wunsch haben, als die Einrichtung einer solchen, reichen Verdienst abwerfenden Anstalt zu erlangen. Denn der Bau einer Factorei macht jene Schwarzen, die bis dahin bloß „Buschleute" gewesen waren, mit Einem Schlage zu Händlern. Nun besitzen aber die beiden großen deutschen Firmen grade an der Küste des südlichen Kamerun-Gebiets so sehr viele und für das zur Ausfuhr gelangende Quantum von Landes-Erzeugnissen mehr als zur Genüge ausreichende Factoreien, daß sie sich zu einer weitern Vermehrung derselben, die ohne eine gleichzeitige und kaum zu erwartende Vermehrung der Ausfuhrproducte bloß unnötige Kosten verursachen würde, nur ungern herbeilassen wollen. Was natürlicheres also, als daß die Eingebornen sich an die französischen Colonialbehörden zu Gabun wenden, welche, obwohl Frankreich an der betreffenden Küste kein einziges Handelshaus, keine einzige Factorei und keine Interessen irgendwelcher Art besitzt, dennoch mit Versprechungen mehr als freigebig sind. So reiste denn auch ein gewisser Mbula aus dem Dorfe Budschahambe zu Anfang 1884 nach Gabun und unterstellte gegen das Versprechen, daß in seinem Dorf eine Factorei errichtet werden solle, aber ohne irgendwelche Berechtigung hierfür zu haben, den ganzen Batta-Bezirk der Souveränetät Frankreichs. Der angesehenste Häuptling des Batta-Landes ist Bilangue, der aber, da die einzelnen Ortschaften nahezu unabhängig sind, auch bloß mit Zustimmung der übrigen Häuptlinge einen die Geschicke des Landes betreffenden Vertrag hätte abschließen können. In solcher unanfechtbaren Weise haben sich denn auch C. Woermann und Jantzen u. Thormählen die Hoheitsrechte der Häuptlinge übertragen lassen. Als Dr. Nachtigal bei seiner Ankunft erfuhr, daß südlich von Batta die französische Flagge wehe und ein Zollposten dort stationirt sei, unterzeichnete er einen Vertrag mit dem Woermannschen Agenten Herrn Romann, unterstellte das Batta-Gebiet von Cap Ottomani bis Cap Viambe der deutschen Oberhoheit und ließ am 27. Juli 1884 im Beisein der auch aus dem Süden des Landes eingetroffenen Häuptlinge die deutsche Flagge hissen. Als bald darauf die Franzosen diese

Flagge herunterrissen, wurde der schuldige Serjeant abberufen und sein Nachfolger mußte um Entschuldigung bitten. Als ich mich in Batta befand, wurde von den Franzosen bereitwillig zugestanden, daß die Deutschen das Land, auf dem die deutschen Factoreien stehen, rechtmäßig besäßen. Sie behaupteten aber, ebenso rechtmäßig den schmalen Streifen zwischen dem Mollequeje-Creek und dem Ikuku-Fluß erworben zu haben.

Die Bewohner des Batta-Landes gehören größtenteils zum Kumbe-Stamm, der aus der Benito-Gegend eingewandert sein soll und der in südlicher Richtung über den Benito-Fluß hinaus bis ungefähr nach Handsche die Hauptmasse der Bevölkerung darstellt. Dieser Kumbe-Stamm zerfällt in die sechs Gruppen der Assunga, Bomodi, Moganda, Môrma, Mahoma und Kumbe im engern Sinne, von denen die fünf erstern, obwohl sie sich ihrer Zusammengehörigkeit und gemeinsamen Abstammung sehr wohl bewußt sind, doch nicht gern Kumbe genannt werden mögen. An die Assunga grenzen im Norden die früher erwähnten, zum Mbeka-Stamm gehörigen Mussedsche, deren Gebiet sich landeinwärts bis zum Oberlauf des Campo-Flusses erstrecken soll. Südlich von den Kumbe wohnen Bapuko und südlich von diesen jene Mbinga-Leute, welche den am weitesten nach Süden vorgeschobenen Zweig des Kamerun-Volks darstellen. Von den sechs Gruppen der Kumbe gelten die Moganda, die ziemlich räuberischer Natur sein sollen, als die wildesten. Alle die verschiedenen Stämme des Kamerun-Volks, nämlich die Bombuku, Bakwiri, Dualla, Balung, Bakundu, Abo, Wuri, Budiman, Bassa, Edea, Malimba, Beundo, Klein-Batanga, Bakoko, Banoko, Bapuko, Hawanje, Egara, Mbika, Kumbe, Mbinga u. s. w., sprechen bloß mehr oder weniger verschiedene Dialekte einer und derselben Bantu-Sprache. Aber im südlichen Kamerun-Gebiet sitzen dicht hinter den in einem schmalen Streifen die Küste bewohnenden Stämmen des Kamerun-Volks, und teilweise sogar mit ihnen untermischt, andere Bantu-Völker, die, obwohl sie auch ziemlich nahe mit dem Kamerun-Volk verwandt sind — beispielsweise sehr viel näher als mit den Mpongwe von Gabun —, dennoch von den Küstenbewohnern vorzugsweise als „Buschvölker“, was in diesem Fall so etwas wie Barbaren und Binnenlands-Bewohner bedeutet, bezeichnet zu werden pflegen. Es sind das die mehrfach von mir erwähnten Ibea, die Molinji und die Fan. Betreffs der Fan habe ich

teils durch die von mir selbst angelegten kleinen Vocabulare, teils mit Hülfe der katholischen Missionare von Gabun feststellen können, daß ihre Sprache mit derjenigen des Kamerun-Volks (Dualla u. s. w.) ziemlich nahe und jedenfalls sehr viel näher verwandt ist als mit dem Idiom der Mpongwe oder Gabunesen, welches sich schon eher an die Congo-Sprachen anschließt. Betreffs der Ibea und der Molinji vermute ich das gleiche, daß sie nämlich zusammen mit den Fan, den Bakelle und den verschiedenen Stämmen des Kamerun-Volks eine eigene, innerhalb des ausgedehnten Bereichs der Bantu-Sprachen ziemlich scharf abgegrenzte Völkergruppe darstellen. Ein Vocabular der Ibea- und der Molinji-Sprache habe ich leider, durch dringendere Aufgaben vollauf in Anspruch genommen, nicht zusammenstellen können, vermute aber, daß diese Idiome den verschiedenen Dialekten der Kamerun-Sprache noch näher stehen als die Sprache der Fan. Denn im allgemeinen gilt für die hundertfältigen Abzweigungen der Bantu-Sprachen der Grundsatz, daß die Verschiedenheit im Verhältnis zur Entfernung wächst oder abnimmt.

Die Kumbe sind, obwohl weniger gewaltthätig als die Dualla, doch mindestens ebenso durchtriebene Händler und außerdem abgefeimte Spitzbuben. Es kommt vor, daß ein haar- und bartreicher Mann zu einer Factorei geht, um Credit (trust) zu erbitten, und dann am folgenden Tag ohne Bart und mit geschorenem Haar dasselbe Spiel wiederholt. Obwohl die Kumbe sämtlich Gewehre, und zwar meistens Minié-Gewehre besitzen, so gelten sie doch allgemein als verhältnismäßig feige und unkriegerisch. Ebenso wie bei den Banoko und Bapuko zeigt sich auch bei ihnen so etwas wie ein durch Demoralisation verursachter Niedergang. Nach den vielen portugiesischen Worten zu urteilen, die sie in ihre Sprache aufgenommen, müssen die Kumbe von alters her an der Küste gewohnt haben. Seit vor etwa 15 Jahren die ersten Factoreien in ihrem Land angelegt wurden, haben die hervorragendern Händler sich im Verkehr mit den Weißen eine Abstufung des Neger-Englisch angewöhnt, welche die bei den Dualla oder den Kru-Leuten zu findende Variation an Scheußlichkeit noch übertrifft. Fetische scheinen die heidnischen Kumbe — und zum Christentum sind bisher bloß einige wenige Môrma-Leute bekehrt worden — nicht zu besitzen. Dagegen waren sie mir gegenüber auffallend schnell mit der Erklärung bereit, daß



Der Batta-Berg.
Nach eigner Skizze von Hugo Zöller.

ihr böser Geist Mokuku und ihr guter Enjambe heiße. Auffallend schnell, sage ich mit Absicht, denn bei allen heidnischen Negern, die ihre Götter wirklich in Ehren halten, findet man eine erst durch längern Umgang zu überwindende Scheu, irgend etwas über dieselben auszusagen. Wie schwer ist es mir beispielsweise geworden, über die Religion der noch sehr viel fester an ihren ursprünglichen Sitten haltenden Bakwiri des Kamerun-Gebirges auch nur die allerdürftigsten Notizen zu sammeln. Auch muß bemerkt werden, daß das Wort Enjambe, welches viele Stämme jetzt zur Bezeichnung eines höchsten göttlichen Wesens anwenden (ebenso wie die Dualla, Bakwiri u. s. w. das Wort Loba), in dieser Bedeutung erst durch die christlichen Missionare in die Sprache eingeführt worden ist, denn es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß sich der Einfluß dieser christlichen Missionare bloß auf die zum Christentum bekehrten Schwarzen erstreckte. Die Neger sind, wie ich das bereits mehrfach bemerkte, nachahmungslustige Kinder, und wenn sich in der Nähe eines heidnischen Stammes christliche Missionare niederlassen, so ist die erste Wirkung die, daß die eignen Fetischpriester an Ansehen verlieren und daß zunächst einige äußerlichen Formen (z. B. ein Zuwachs an Kleidungsstücken) und dann auch einige Worte und bisher nicht genau festgestellte Begriffe in das geistige und materielle Inventar dieser Heiden aufgenommen werden. Ein späterer Besucher vermag dann in den meisten Fällen gar nicht mehr festzustellen, was ursprüngliches und was erst später erworbenes Eigentum des betreffenden Stammes ist. Ob die Missionare bei den Dualla, bei den Kumbe, den Mbinga keinerlei Ausdruck für ein allerhöchstes Wesen, einen Gott über den Göttern, vorgefunden haben oder ob sie den heidnischen Ausdruck nicht auf ihren christlichen Gott haben übertragen wollen, scheint mir ungewiß zu sein. Soviel ist sicher, daß, wenn auch die Bakwiri und Dualla „Loba“ oder die Banoko, Bapuko, Kumbe und Mbinga „Enjambe“ als das höchste Wesen bezeichnen, es sich dennoch bei näherm Nachforschen herausstellt, daß der Name des höchsten heidnischen Gottes ganz anders lautet. In dieser Hinsicht ist das Wort für „Teufel“, „böser Geist“ oder „Gespenst“, mit dem die Missionare sich nicht soviel Mühe gegeben haben und das auffallenderweise fast bei allen Stämmen verschieden ist, viel constanter geblieben. Wie weit sich der geistige und meistens gar nicht geahnte Einfluß der Mis-

sionare erstreckt, mag man daraus ersehen, daß uns selbst von den Bakoko, zu denen ich als der erste Weiße vordrang und die also gewiß niemals vorher einen christlichen Sendboten gesehen hatten, Enjambe als höchstes Wesen genannt wurde. Die materielle Cultur der Kumbe ist durch den Einfluß europäischer Civilisation und die Verlockungen des Handels ebenso sehr zersetzt und in Unordnung gebracht worden wie ihre geistige. Gewerbe sind schon längst nicht mehr vorhanden; was ich von dem materiellen Besitzstand der Kumbe am meisten bewunderte, waren aus je einem Stück Holz geschnitzte Canoes, die bis in alle Einzelheiten hinein eine sklavische Nachahmung der doch auf viel einfachere Art aus Planken zusammengesetzten europäischen Brandungsboote darboten. Der Viehstand der Kumbe ist nicht reicher als derjenige der Banoko und Bapuko. Während eine gewisse Rasse von Hunden, die man bei allen westafricanischen Stämmen trifft — auch das Wort für Hund ist in fast allen Bantu-Sprachen das gleiche —, in Africa einheimisch zu sein scheint, muß die Katze, deren Benennung erst aus dem Portugiesischen und Englischen geschöpft wurde, erst verhältnismäßig spät nach Westafrica gebracht worden sein. Katzen sind auch heute noch nicht sehr häufig, wie schon daraus hervorgehen mag, daß mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden ist, es möge je eine Katze in das (früher von mir beschriebene) Elfenbeinbündel aufgenommen werden. Consul Schultze in Gabun, der sich überhaupt um diese Gegenden große Verdienste erworben, hat neuerdings mit dem Geschenk einiger Kühe und Stiere den Versuch gemacht, die Kumbe zu energischerer Viehzucht, die sich gewiß sehr gut lohnen würde, anzuspornen.

Die Molinji, die in erster Linie als die Buschleute der Kumbe gelten, und zwar tapferer als diese, aber doch nicht so wild wie die Fan sein sollen, kommen, wenn auch bloß als Besucher, ziemlich häufig zur Küste herunter. Oestlich von Batta schiebt sich zwischen die Kumbe und die Molinji (hinter denen Fan-Leute wohnen) noch der Stamm der Ibea ein, der in nördlicher Richtung wahrscheinlich bis über den Moanja-Strom hinausreicht. Etwas weiter südwärts schließen sich jedoch die Molingi einerseits direct an die Kumbe, anderseits an die Fan oder Mpangwe an. Kumbe-Kaufleute, die zu den Fan reisen, um Kautschuk einzuhandeln, erzählen nämlich, daß sie, in östlicher

Richtung gehend, was aber nur selten geschieht, die Ibea und die Molinji, wenn sie dagegen in südöstlicher Richlung gingen, bloß die Molinji zu passiren hätten.

Man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß zwischen dem südlichen Kamerun-Gebiet und dem nördlich vom Aequator gelegenen Teile des Congo keine größern Staaten wie z. B. Bornu, Dahome, Aschanti oder Muata Jamvos Reich existiren. Wahrscheinlich sind in diesem weiten Ländergebiet die politischen Verhältnisse von denjenigen der Küste nicht sehr verschieden. Die meisten Ortschaften werden voneinander unabhängig sein und die größten Könige doch höchstens über einige Tausend Unterthanen herrschen. Aber wenn es auch keine mächtigen Königreiche gibt, so wohnt doch in gar nicht sehr großer Entfernung von Batanga, Batta u. s. w. ein ebenso mächtiges wie zahlreiches Volk, nämlich die als Kannibalen verschrieenen Fan, deren Könige zudem in einer gewissen Verbindung oder Verbrüderung untereinander stehen. Wie sich dieses Volk dem Vordringen eines weißen Forschungsreisenden gegenüber verhalten würde, läßt sich nicht im voraus bestimmen. Möglich, daß sie die guten Freunde eines klugen und erfahrenen Mannes werden, möglich aber auch, daß sie einem Vordringen zum Congo (etwa von Batanga aus) unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Nach meiner unmaßgeblichen Vermutung dürfte trotz aller Fabeln, mit denen man die Schilderung der Fan zu schmücken pflegt, das erstere wahrscheinlicher sein. Denn von jenen zwei Dingen, die Africa, wo man im 15. Jahrhundert mit verhältnismäßiger Leichtigkeit reisen konnte, zugeriegelt und verschlossen haben, nämlich erstens den das gegenseitige Mißtrauen der Stämme erzeugenden Sklavenjagden und zweitens jenem Handelsmonopol der Küstenstämme, welches auch nicht älter als höchstens 300 Jahre ist, kann auf das Binnenlandsvolk der Fan kein einziges Anwendung finden. Mit der natürlichen Scheu solcher Naturvölker, die noch keinen Weißen in ihrem Land empfangen haben, und auch mit ihrer mehr scheinbaren als thatsächlichen Wildheit kann ein kluger Reisender erfahrungsmäßig viel besser auskommen, als mit jenen alteingewurzelten Vorurteilen, von denen die auf ihren Handel eifersüchtigen Küstenvölker sich leiten lassen. Welches Namens der Stamm sei, der sich noch weiter östlich an die Fan anschließt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Da die Fan, von denen auf der ganzen langen Küstenstrecke zwischen Groß-Batanga und der Mündung des Ogowe sehr viel gesprochen wird, in verschiedenen Gegenden sehr verschieden auftreten und beurteilt werden, so möchte ich dasjenige, was ich in Gabun, in Eloby, Batta und Groß-Batanga von ihnen gesehen und erfahren habe, nicht miteinander vermischen. In Batta erzählte man mir, daß ein tüchtiger Fußgänger (aber die Neger machen hier gewöhnlich keine großen Tagemärsche) 6—7 Tage benötige, um ins Land der Fan zu gelangen. An der Thatsache, daß von diesen Fan der überwiegende Teil des in Batta verschifften Kautschuk herrührt, kann kaum ein Zweifel sein. Auch werden vielfach von den Kumbe- und Molinji-Händlern Fan-Leute als Träger für den erhandelten Kautschuk angeworben. So kommt es, daß man bei jeder der drei Factoreien von Batta stets Fan-Leute in großer Anzahl trifft, ohne daß dieselben eine Ansiedlung an der Küste besitzen. Die Kumbe haben ihnen jedoch gestattet, provisorische Hütten zu errichten, in denen sie übernachten dürfen. Und da die Invasion der Fan-Stämme auch am Ogowe, wo sie bereits die Küste erreicht haben, bloß eine allmähliche gewesen ist, so darf man wohl annehmen, daß aus den provisorischen Hütten mit der Zeit dauernde Ansiedlungen werden und die Küstenbewohner mehr und mehr mit Fan-Blut durchsetzt werden dürften. In Batta und Groß-Batanga sieht man die Fan niemals mit Gewehren, welche sie in ihrem eigenen Lande und auch am Muni-Fluß, wo ich sie in ihren eigenen Ortschaften besuchte, kaum jemals aus der Hand zu legen pflegen. Es heißt, daß die Molinji den Fan nicht gestatteten, anders als unbewaffnet ihr Land zu passiren. Es soll zwei Abteilungen der Fan geben und auch diese sollen wieder in zahlreiche Stämme zerfallen. Auch in Batta, wo man ihnen im übrigen sehr viel Lob spendet, werden die Fan der Barbarei und des Menschenfraßes beschuldigt, der aber nur im Krieg vorkommen soll. Jene Fan, die ich selbst in Batta sah, hatten, obwohl sich ihr Körperbau im übrigen gar nicht von demjenigen der Kumbe unterschied, dennoch viel rohere und wildere Gesichtszüge. Während bei den Küstenbewohnern die Annahme vorherrscht, daß die Fan besonders kräftig und musculös seien, fand ich sie durchschnittlich mager und schlecht genährt. Allerdings tragen sie, wenn sie von ihrer Heimat herunterkommen, für gewöhnlich Lasten von 50 Pfund — was aber im Vergleich

zu andern Negerstämmen auch nicht viel bedeuten will —, während die Kumbe sich selten mehr als 30 Pfund aufbürden. Laut Angabe der Kaufleute würde der Charakter der Fan demjenigen der Kumbe vorzuziehen sein. Auch seien sie fleißiger, energischer und zeigten vor allem mehr Mut. Sie besäßen sehr viel auf ruhiger Ueberlegung beruhendes Verständnis und man könne recht gut mit ihnen fertig werden. Ihre Sitten seien reiner und strenger als diejenigen der Küstenvölker, und da man dem Kindesalter der jungen Mädchen die nötige Rücksicht zuteil werden lasse, so pflege die Volksvermehrung mit der räumlichen Ausbreitung des Fan-Volks gleichen Schritt zu halten.

Diese Binnenlandsbewohner, die man im Vergleich mit den Küstenstämmen doch bloß als ein auf den niedrigsten Stufen der Civilisation stehendes Naturvolk bezeichnen kann, haben dennoch ein sehr viel besser entwickeltes Kunstgewerbe, wie sie denn z. B. recht hübsche Speere und Schwerter zu verfertigen wissen. Im Gegensatz zu dieser Entwicklung des Kunstgewerbes und in noch schreienderm Gegensatz zu einer gradezu possirlichen Ueberladung mit den mannigfaltigsten und abenteuerlichsten Schmuckgegenständen steht sowohl ihre abschreckende Unsauberkeit wie namentlich auch die äußerste Dürftigkeit ihrer Bekleidung. Die Weiber und Mädchen, die häufiger als die Männer zu Trägerdiensten verwandt werden und von denen ich in Batta und Ikuku einige Hundert sah, trugen kein Hüftentuch, sondern vorn und hinten je einen an einer Bastschnur befestigten viereckigen und sehr schmutzigen Lappen. Einige wenige benutzten sogar Blätter anstatt dieses Schurzes. Sehr mannigfaltig sind die Frisuren. Ein Fan, den ich in Ikuku sah, trug sein Haar in der Mitte hübsch gescheitelt, während zu beiden Seiten gleich zwei kleinen schwarzen Teppichen ein mattenförmiges Flechtwerk herunterfiel. An der ganzen Küste zwischen Niger und Congo sind die Fan der einzige Stamm, der, ohne dieselben als Geld zu benutzen, Kauri-Muscheln in großer Menge aufkauft. Aber während ich die am mittlern Muni-Fluß (spanisches Gebiet) lebenden Fan über und über mit Kauri-Muscheln behängt fand, wird von den landeinwärts von Batta lebenden Fan behauptet, daß sie die im Handel erstandenen Kauri-Muscheln nicht etwa selbst behielten, sondern an die weiter landeinwärts wohnenden Stämme veräußerten.

Von der weiten Verbreitung der Fan und auch von ihren

weiten Reisen legt die Thatsache Zeugnis ab, daß bisweilen Fan-Leute nach Batta kommen, die bereits am Muni-Fluß, in Gabun oder am Ogowe gewesen sind und den langen Weg nach Batta zu Lande, d. h. also jenseit jener Bergketten, zu denen noch kein Europäer gelangt ist, zurückgelegt haben.

Ueber die Herkunft der Fan, die erst im Anfang unseres Jahrhunderts, und zwar zunächst am Ogowe in der Nähe der Küste erschienen sind, weiß man nur so viel, daß sie aus dem Binnenlande kommend sich langsam und größtenteils friedfertig in nordwestlicher Richtung vorwärts bewegten. Mehrere Anzeichen sprechen dafür, daß die Fan, die wahrscheinlich aus dem Herzen von Inner-Africa kommen, im 15. Jahrhundert durch Vermittlung der Küstenvölker europäische Waren und Industrie-Erzeugnisse bezogen haben, dann aber etwa drei Jahrhunderte lang von jeder Verbindung mit dem Meer und der europäischen Cultur abgeschnitten gewesen sind. Im Berliner Museum für Völkerkunde befinden sich von den Fan herrührende Armbrüste von solch eigenartiger Construction, daß sich, wie Herr Professor Bastian mir auseinanderzusetzen die Güte hatte, allerlei interessante Schlüsse und Probleme daran knüpfen lassen. Ich selbst habe bei den Fan bloß noch Feuerwaffen und keine Armbrüste mehr gesehen. Aber daß sie jene eigenartige Waffe, die auch unter den europäischen Culturvölkern bloß während einiger wenigen Jahrhunderte (etwa von den Kreuzzügen bis zur Verallgemeinerung der Feuerwaffen) zur ständigen Bewaffnung der Heere gehört hat, bei ihrem ersten Erscheinen an der Küste besaßen, kann keinem Zweifel unterliegen. Nun ist aber die der Armbrust zugrunde liegende Idee keine so einfache, als daß wir dieselbe irgendwo auf der Erde bei Naturvölkern anträfen, es sei denn, daß dieselben durch Europäer oder Chinesen (welche ebenfalls die Armbrust erfunden haben) mit dieser verwickelten Construction bekannt geworden wären. Dazu kommt, daß die erwähnten, im Berliner Museum für Völkerkunde vorhandenen Armbrüste, da sie mit ihren hölzernen Bügeln der (jeder Armbrust ursprünglich zugrunde liegenden) Idee, mit großer Kraft einen schweren Bolzen zu schleudern gar nicht entsprechen, kaum anders denn als halb gelungene und halb mißglückte Nachahmungen europäischer Armbrüste aufgefaßt werden können. Um die Geringfügigkeit der Schnellkraft ihrer Armbrüste wieder auszugleichen, scheinen sich die Fan vergifteter Pfeile bedient

zu haben. Was liegt nun näher als die Annahme, daß die Fan im 15. Jahrhundert, als noch ein großer Teil der spanischen und portugiesischen Entdecker mit Armbrüsten ausgerüstet war, als es in Westafrica weder Sklaven-Export noch Handelsmonopole gab, als man nach dem Zeugnis der portugiesischen Schriftsteller ohne große Schwierigkeit bis weit ins Innere von Africa vordringen konnte, daß damals die tief im Innern wohnenden Fan mit der Armbrust vertraut geworden seien, die wohl auf ihre Phantasie einen solchen Eindruck gemacht haben muß, daß sie, obwohl die Nachahmung bloß der Form aber nicht dem Wesen nach gelang, und obwohl jene Bogen und Pfeile, die sie wohl ursprünglich geführt haben, eine viel wirksamere Waffe gewesen sein würden, dennoch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts daran festgehalten haben.

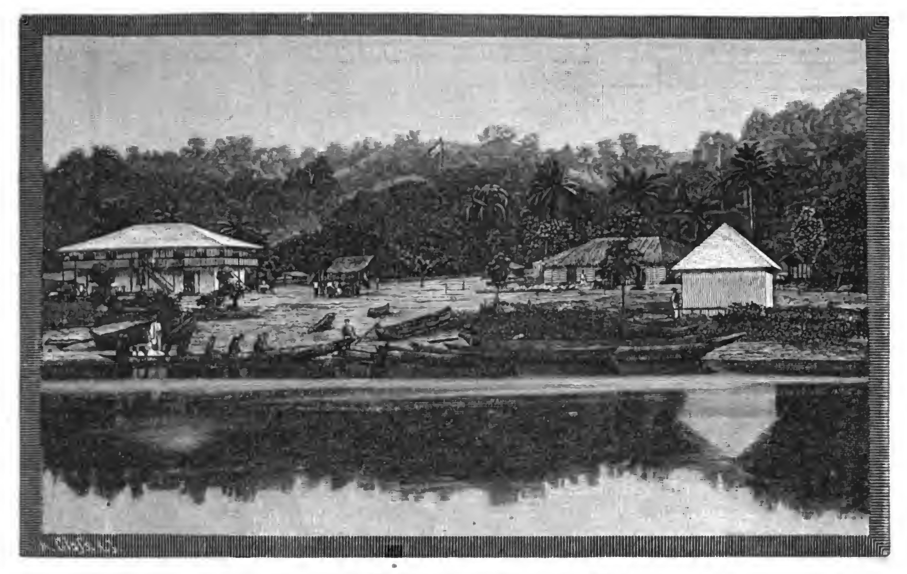
Wäre nicht der Zugang ins Innere von Africa durch den im 16. Jahrhundert mit aller Macht beginnenden Sklaven-Export verschlossen und verriegelt worden, so würden die Armbrüste der Fan wohl schon bald und eben so schnell durch Feuergewehre ersetzt worden sein, wie sie selbst die ursprüngliche Bewaffnung der Fan-Stämme verdrängt hatten. Aber da zu einer Zeit, wo africanische Monarchieen entstanden, die wie z. B. Dahome bloß der Sklavenjagd ihr Dasein verdanken, das gegenseitige Mißtrauen der den Sklavenfang fürchtenden Stämme die frühern Handelsstraßen abschloß und versperrte, so haben die Fan, von jeder Verbindung mit dem Meer abgeschnitten, 300 Jahre lang im Besitz ihrer von der ganzen übrigen Welt für veraltet erklärten Waffe verbleiben können, bis schließlich auch sie bei ihrem allmählichen Vordringen zur Küste die Armbrust durch das Steinschloß- und Minié-Gewehr zu ersetzen begannen.

Capitel VI.

Der Benito-Fluß.

(Der Wildreichtum des Benito-Landes. — Americanische Missionsstationen. — Das Bapuko-Land. — Die Gebiete der Häuptlinge Kumballa, Ikaka, Masongo und Nyambo. — Der Stamm der seefahrenden Mbinga. — Fast bloß deutscher Handel. — Der Austausch deutscher und französischer Gebietsteile. — Alte spanische Besitz-Urkunden.)

An die Landschaft Batta grenzt im Süden das Benito-Land (zwischen Cap Viambe im Norden und dem Dorf Handsche im Süden), welches von jenem großen und wasserreichen Benito-Fluß durchströmt wird, der neben dem Moanja der bedeutendste Wasserlauf des südlichen Kamerun-Gebiets darstellt. Die Ufer des Benito-Flusses, der auf ältern Karten S. Bento und bisweilen auch Ejo genannt wird, sind außerordentlich wildreich, wie denn z. B. Herr Dettmering von der Veranda oder, wie man hier zu sagen pflegt, Piassa der am Nordufer gelegenen Woermannschen Factorei aus zwei Leoparden geschossen hat. Als von einem Leoparden unaufhörlich Hühner gestohlen wurden, band Herr Dettmering eines Abends eine Ziege an das Geländer der Piassa. Der Leoparde fiel denn auch nach einiger Zeit über das Opfer her, welches er sogar nach dem ersten Schusse noch nicht loslassen wollte. Auch soll die Küste zwischen Cap St. John und dem Benito-Fluß bisweilen von Elefanten besucht werden. Zwei Gründe scheinen diese Dickhäuter von Zeit zu Zeit zu kleinen Streifzügen nach der Küste zu veranlassen, nämlich Wassermangel und Beunruhigung durch die Jägerstämme des Innern. Die



Factorei am Tschiloango-Fluß bei Landana
(nach eigner Photographie des Verfassers).

letztern pflegen, wenn sie von dem Aufenthaltsort einer Elefantenherde Kenntnis erhalten haben, dieselbe mit Zäunen, Feuern u. s. w. einzukreisen. Meistens beteiligen sich daran mehrere Dörfer und es dauert nicht selten einige Wochen, bis der eine oder andere Elefant erlegt ist.

Am Nordufer des Flusses wirken in zwei nicht sehr weit von einander entfernten Stationen (Mobade und Belondo) americanisch-presbyterianische Missionare, welche den Franzosen, die in Gabun jeden Unterricht in der Landessprache verboten haben, nicht sonderlich hold sind und für die ein Verzicht auf die deutscherseits erworbenen Ansprüche auf das Benito-Land thatsächlich ein großes Unglück sein würde.

Von den Agenten des Hauses Woermann sind bereits im October 1883 eine Anzahl Kaufverträge abgeschlossen worden, durch welche alles Land zu beiden Seiten des Flusses und stromaufwärts bis zu den etwa 15 oder 20 Seemeilen entfernten Stromschnellen erworben wurde. An der Spitze der Häuptlinge, die den Woermannschen Vertrag unterzeichneten, standen der im Dorfe Heya lebende Bôté und der an der Südseite des Flusses viel vermögende Old Bobala, letzterer der Vater des bei den Factoreien angestellten Händlers Roko. Ein im Dorfe Sepoto wohnender Neger namens Ikaka, der vor sechs Jahren nach des Königs Babendsche Tode zum Oberhaupt des Benito-Landes erwählt, aber inzwischen wieder abgesetzt worden war und der zur Zeit nur noch im südlichen Kamerun-Gebiet, und zwar in der Gegend zwischen Cap Mbini und dem Dorf Handsche als Häuptling anerkannt wurde, war von dem Woermannschen Agenten nicht zum Vertragsschluß zugezogen worden, reiste, hierüber erbost, nach Gabun und trat am 3. November im Namen des längst verstorbenen Königs Babendsche die Hoheitsrechte an Frankreich ab. Dieser Babendsche hatte bloß einen an Sohnesstatt angenommenen Neffen, nämlich den im Dorfe Mepamba wohnenden Ngunde, hinterlassen, den die Häuptlinge nicht als König hatten anerkennen wollen. Wenn auch Ikaka durchaus nicht das Recht hatte, über den ganzen Benito-Bezirk zu verfügen, so haben die Franzosen doch erst seit dem oben erwähnten Vertrage im südlichen, zwischen dem Fluß und dem Dorf Handsche gelegenen Benito-Gebiet festen Fuß gefaßt. Am Nordufer wurde dagegen der vom Gouverneur von Gabun dorthin gesandte Lieutenant

Felix (ein Sohn der Schauspielerin Rachel und des Grafen Walewski) von den Eingebornen so schlecht empfangen, daß man anfänglich die Absicht hegte, dort militärisch zu interveniren.

Als Dr. Nachtigal in einer Unterredung, die er am 11. August 1884 mit dem Gouverneur von Gabun hatte, auf die Ungültigkeit des Vertrags vom 3. November 1883 hinwies, fanden die französischen Colonialbeamten nach längerm Suchen einen Vertrag vom 14. März 1873, durch den der in seiner Oberhäuptlings-Stellung unangefochtene Babendsche das ganze Gebiet des Benito-Flusses der französischen Oberhoheit unterstellt hatte. Dr. Nachtigal wies allerdings darauf hin, daß diesem Vertrag irgendwelche völkerrechtliche Folge niemals gegeben worden sei, verzichtete aber auf das südliche Benito-Gebiet und bat, am Norduſer des Flusses doch höchstens als befreundete Macht interveniren zu wollen.

Beim Dorf Handsche ist die Grenze des Kumbe-Stammes und es beginnt das Gebiet der im Süden bis Igombegombe reichenden Bapuko, von denen, wie ich im vierten Capitel erzählt habe, ein anderer Zweig, und zwar untermischt mit Banoko-Leuten, das Batanga-Land bewohnt. Dieses Bapuko-Ländchen zerfällt in die vier Gebiete der Häuptlinge Kumballa, Ikaka, Masongo und Nyambo. Die bereits proclamirte deutsche Oberhoheit über das vom Dorf Handsche im Norden bis Dschoni im Süden reichende Land Kumballas ist später infolge eines vom 23. November 1883 datirten französischen Vertrags wieder zurückgezogen worden. In diesem Vertrag, auf dem Kumballas Gebiet auch bloß nachträglich am Rand eingetragen ist, sind alle möglichen Länder-Ortschaften und Häuptlinge bunt durcheinander gewürfelt. Ueberhaupt sind die meisten auf Guinea bezüglichen französischen Verträge ohne jedwede Kenntnis der örtlichen Verhältnisse vielfach mit ganz unberechtigten Personen und, wie es scheint, in vielen Fällen ohne Wissen der heimischen Regierung abgeschlossen worden. Ueber den Häuptling Kumballa, den ich selbst nicht besuchen konnte, habe ich nichts weiteres erfahren, als daß er in dem Dorfe Satome wohnt. Zwischen Cap Dschoni im Norden und dem durch seine schlimme Barre ausgezeichneten Flüßchen Aye oder vielmehr bis zu dem südlich von diesem Flüßchen gelegenen Cap Baga erstreckt sich das in die zwei Bezirke Dschoni und Aye zerfallende Land des Häuptlings Ikaka, welches bis auf weiteres

der deutschen Oberhoheit unterstellt worden ist, aber wahrscheinlich als Austausch-Object verwandt werden dürfte. Am Aye-Fluß besteht eine Factorei von Hatton u. Cookson und eine Zweig-Factorei von C. Woermann. Südlich von Ikakas Gebiet liegt zwischen Cap Baga im Norden und Cap Beloa im Süden das kleine, in die zwei Bezirke Etembue und Uloba (oder Beloa) zerfallende Ländchen des Häuptlings Masongo, welcher schon seit längerer Zeit mit den französischen Colonialbehörden in Verbindung getreten ist. Zwischen Cap Beloa im Norden und Igombegombe (oder Gumbe Gumbe) im Süden finden wir einen in die Bezirke Italamanga und Igombegombe zerfallenden, den beiden Häuptlingen Nyambo und Nyumbo unterstehenden Landstrich, betreffs dessen ebenfalls bloß vorläufig die kaiserlich deutsche Oberhoheit proclamirt worden ist. In der Ortschaft Italamanga, wo sich eine Woermannsche Zweigfactorei befindet, wohnen noch Bapuko-Leute, während Igombegombe von dem kleinen Stamm der Balengi bewohnt wird.

Südlich von Igombegombe beginnt gegenüber dem Inselchen Ibunje das Gebiet der angeblich aus Corisco eingewanderten, den südlichsten Zweig des Kamerun-Volks darstellenden Mbinga-Leute, welche zur Zeit die Bezirke Ivino, Salome, Dschale, Iboto und Ihono bewohnen. Die Häuptlinge legten, als Dr. Nachtigal auf dem Küstendampfer Fan anlangend am 6. August 1884 diese Gegend besuchte, Papiere vor, wonach sie spanische Unterthanen seien. Ein Häuptling wollte sogar behaupten, daß das spanische Gebiet bis Cap Beloa reiche, wofür es aber umsoweniger Anhaltspuncte gibt, als dort schon keine Mbinga mehr wohnen. In Wahrheit verläuft die spanische Grenze von dem Inselchen Ibunje und dem ein klein wenig mehr nach Norden gelegenen Cap Igombegombe ausgehend in grader Richtung nach Osten hin.

Die Mbinga-Leute und namentlich die Bewohner von Corisco, welche ebenso wie die Mpongwe von Gabun in frühern Jahrzehnten als Seeleute besonders berühmt waren, müssen damals in ihren kühn gebauten Segelbooten nordwärts bis zur Mündung des Kamerun-Flusses und vielleicht sogar darüber hinaus gelangt sein. Noch heute verstehen von Malimba bis zum Cap St. John die meisten Händler sowohl den Mbinga-Dialekt wie die Mpongwe-Sprache. Der englische Handel, der früher an dieser Küste recht bedeutend war, wird neuerdings immer mehr durch den deutschen

verdrängt. Die weißen Agenten der deutschen Kaufmannshäuser sind, soweit die Zweigfactoreien in Betracht kommen, meistens ehemalige Seeleute, die schwarzen dagegen, die man wegen ihrer Unzuverlässigkeit und Unehrlichkeit nach und nach durch Europäer ersetzen sollte, Sierra Leone-Leute oder auch in den Schulen der verschiedenen Missionen herangebildete Eingeborne.

Was die zur Zeit (November 1885) noch immer nicht endgültig geregelten Territorial-Verhältnisse des südlichen Kamerun-Gebiets anbelangt, so hat der französische Gouverneur von Gabun unserm Reichscommissar Dr. Nachtigal gegenüber erklärt, daß Frankreich den Besitz der Corisco-Bai, des Muni-Flusses, der Insel Eloby, des Benito-Flusses und des Batta-Landes anstrebe. Frankreich besitze allerdings kein vertragsmäßiges Recht auf die ganze Küste zwischen Cap St. John und Batanga, wohl aber auf einen großen Teil derselben und namentlich auch auf das Südufer des Benito-Flusses. Indessen würde Frankreich auf dieses ganze Gebiet verzichten, falls es Eloby, Corisco u. s. w. von Spanien kaufen könne. Hierzu bemerkte Dr. Nachtigal, daß der deutsche Handel, welcher hier allein in Betracht komme, es wohl würde verschmerzen können, wenn Spaniens Besitztum am Festlande, nicht aber wenn die Insel Klein-Eloby französisches Colonialgebiet würde und wenn dort Zölle erhoben werden sollten.

Es scheint, daß die Franzosen bei den Austauschverhandlungen mit Deutschland recht zäh an ihren zum Teil ganz windigen Ansprüchen festhalten. So haben sie z. B. ihre längst fallen gelassenen Ansprüche auf ein winziges, rings von deutschem Gebiet umgebenes und ganz wertloses Stückchen Land bei Malimba wieder aufgenommen und geltend gemacht. Ein Austausch ist durchaus notwendig, denn wie die Dinge jetzt liegen, wechseln längs der Küste von Malimba bis Cap St. John die deutschen und die französischen Gebietsteile wie auf einer Claviatur die Tasten. Französische Kaufmannshäuser oder französische Handelsinteressen irgendwelcher Art sind nirgendwo an dieser Küste vorhanden. Auch sind die Franzosen an vielen Puncten, wie z. B. am Benito-Fluß, sowie ganz besonders auch in Batanga dermaßen mißbeliebt, daß, falls sie Miene machen sollten, das Land thatsächlich in Besitz zu nehmen, ernstliche Unruhen entstehen würden. Diese Thatsache, daß die Franzosen nirgendwo an dieser Küste Sympathieen haben, ist von

den französischen Colonialbeamten bei verschiedenen Gelegenheiten offen zugestanden worden. Der Besitz solcher Orte würde für Frankreich bloß eine drückende, beständige Verwicklungen nach sich ziehende Last sein. Alles Interesse, alle Wünsche der Eingebornen sind auf den Handel und die Einrichtung von Factoreien gerichtet. In dieser Hinsicht hat Deutschland, dessen Handel an dieser Küste allmächtig ist, leichtes Spiel, während selbst das reiche Frankreich weder die Macht noch die Mittel besitzen dürfte, einen Handel, der sich nicht von selbst entwickeln will, künstlich hervorzurufen. Die hauptsächlichsten Handelsplätze der streitigen Küstenstrecke sind Batanga und Batta, während die schönen Ufer des Benito-Flusses hauptsächlich zur Anlage von Plantagen in Betracht kommen würden. Das Campo-Gebiet allein würde auch für uns nicht sehr viel Wert haben. Wahrscheinlich wird die französische Colonialverwaltung Batanga preisgeben, aber Batta und Benito, namentlich letzteres zu halten suchen. Die im Süden des Benito-Flusses von Dr. Nachtigal festgelegten Gebietsteile haben bloß den Wert von Austausch-Objecten.

Früher würde die spanische Regierung Eloby, Corisco und die Ufer des untern Muni sehr gern verkauft haben, da ihr aus diesem Besitz bloß Kosten erwachsen. Neuerdings aber ist viel davon die Rede gewesen, daß Spaniens Größe und Machtstellung einen solchen Verkauf nicht zulasse. Der Spanier Dr. Osorio, der bereits früher den Forschungsreisenden Iradier-Buley begleitet hatte, hat in der ersten Hälfte des Jahres 1885 die Küste zwischen dem Campo-Fluß und dem Cap St. John nach den angeblich vorhandenen spanischen Besitztiteln abgesucht, die aber nicht mehr aufzufinden waren.

Capitel VII.

Deutsche Kaufleute in spanischen Colonieen.

(Eine spanische Insel, die bloß von deutschen Kaufleuten bewohnt wird. — Corisco, Groß-Eloby und Klein-Eloby. — Scenerie. — Geschichte. — Der Mbinga-Stamm. — Handel. — Geselliges Leben. — Gärten und Viehzucht. — Klima. — Eine Fahrt auf dem Muni-Fluß. — Die Dörfer der Fan. — Angebliche Menschenfresser. — Barbarischer Schmuck. — Wie sie ihre Schwerter tragen. — Gewerbe und Handel.)

Spanien besitzt in Westafrica außer der schönen und großen Insel Fernando Po bloß noch bis zu einer gewissen Strecke aufwärts die beiden Ufer des in die Corisco-Bucht mündenden Muni-Flusses mitsamt dreien vor dieser Flußmündung gelegenen, der Größe nach höchst unbedeutenden, aber für den Handel sehr wichtigen Inselchen. Abgesehen davon, daß an dieser Stelle die schiffbare Wasserstraße des von den Franzosen Rivière danger genannten Muni-Flusses bis ziemlich weit ins Land hineinführt, hat die Corisco-Bucht den besondern Vorzug, daß sie durch die vorgelagerte Corisco-Insel vor jeder Brandung geschützt ist. Die Scenerie ist zum mindesten sehr lieblich und malerisch. Hübsch bewaldete Hügel treten auf der ganzen Küstenstrecke zwischen der Kronen-Spitze des Cap St. John und der Eloby-Spitze im Süden bis dicht ans Meer heran. Der Hintergrund wird belebt durch einige hohe Berge von abgestumpfter Kegelform, unter denen der (allerdings von Klein-Eloby nicht sichtbare) Mitre-Berg, auf dem sich die Reste alter europäischer Befestigungswerke vorfinden sollen, der höchste zu sein scheint. Die 14 Quadrat-Kilometer große

Corisco-Insel ist beinahe ganz flach und beherbergt etwa 1000 bis 1200 in verschiedenen Dörfern lebende Eingeborne vom Mbinga-Stamme. Auch auf dem bedeutend kleinern Groß-Eloby gibt es mehrere Dörfer. Aber Kaufleute leben auf keiner dieser beiden Inseln, deren Grund und Boden bisher im ausschließlichen Besitz der Eingebornen, die ihn zu ihrem Lebensunterhalt vollauf benötigen, verblieben ist.

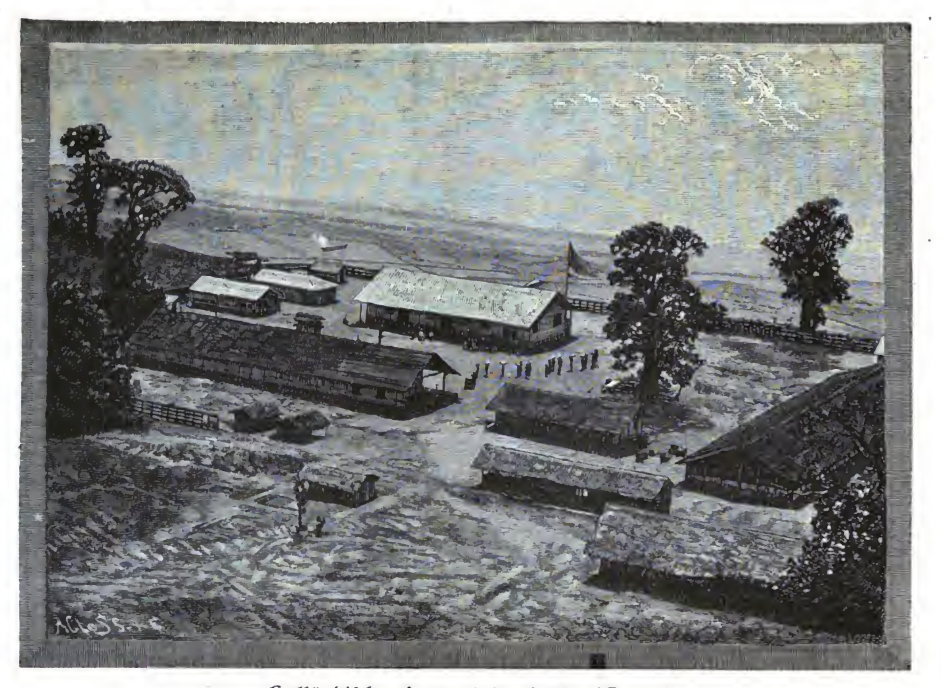
Manche Anzeichen sprechen dafür, daß während des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts in dieser Gegend ein zum wenigsten ebenso reges Leben geherrscht hat wie heutzutage. Neben Franzosen, Spaniern und Portugiesen scheinen namentlich die Niederländer hier Handel getrieben zu haben, wie schon daraus hervorgeht, daß bis weit ins Innere hinein das Wort Kopini (von einer holländischen Maatschappy oder Company) sowohl Niederländer als auch Deutsche bezeichnet. Barbot schreibt über die ältere Geschichte dieser Inseln: „Die Insel Corisco erhielt ihren Namen von den Portugiesen, weil dieselben so schreckliche Blitze hier antrafen. Sie wird nur von 30 oder 40 Schwarzen bewohnt, die sich bei der Nordostspitze, etwa eine Seemeile von dem Platze, wo man Holz und Wasser einnimmt, aufhalten. Der holländische General zu Elmina schickte im Jahre 1679 vierzig Holländer hierher, eine Pflanzstadt anzulegen und den Boden zum Feldbau geschickt zu machen, damit es ein Erfrischungsplatz für die Schiffe der Westindischen Gesellschaft würde, die nach Hause gingen, anstatt, daß sie sich sonst an den portugiesischen Eilanden versorgen müssen. Diese Leute richteten auch ein Fort von Lehm ein, worauf sie einige eiserne Stücke setzten, und bauten das Land einigermaßen an. Aber die üble Luft und die Arbeit bei Bestellung der Felder machten sie bald kränklich, so daß 17 Mann darauf gingen, worauf die übrigen ihr Fort schleiften und nach Elmina zurückkehrten. Die drei kleinen Inseln in der Bai (Groß- und Klein-Eloby) heißen bei den Holländern die Eilande vom Moucheron, vom Balthasar de Moucheron, der 1600 auf der Fahrt nach Ostindien hierher vertrieben wurde und sein Schiff hier ließ. Moucheron ließ auf der größten Insel des Handels wegen ein Fort bauen. Aber dieses war noch nicht 4 Monate eingerichtet, da die Schwarzen vom Rio Gabon aus Furcht für ihren eigenen Handel das Fort überfielen und die Holländer mit allen den Angraschwarzen die sich gleich des Handels wegen hier befanden, niedermachten. Die

Leute um Rio de Angra (Muni-Fluß), die einen König haben und ein besseres Volk aber nicht so mächtig sind, wagten es nicht, sich ihnen zu widersetzen."

Die spanischen Besitzungen an der Corisco-Bucht grenzten früher bloß im Süden an das Gebiet der französischen Colonie Gabun. Aber da seit Deutschlands Colonial-Erwerbungen und der Berliner Congo-Conferenz, namentlich auch durch de Brazzas rastlose Thätigkeit aus der verhältnismäßig unbedeutenden Colonie Gabun ein großes Colonialreich geworden ist, dem man auch nach Norden hin die größtmögliche Ausdehnung zu geben beflissen ist, so sind schon seit längerer Zeit wenigstens alle einleitenden Schritte geschehen, um die kleine spanische Besitzung an der Corisco-Bucht auch nach Osten und nach Norden von der Verbindung mit dem Innern abzuschneiden.

Hierdurch aufgerüttelt, hat die spanische Regierung zu Anfang 1885 in diese Gegenden, in denen sich sonst in vielen Jahren kein Spanier blicken ließ, ein Kriegsschiff entsandt, sie hat auf Corisco und bei Cap St. John Jesuiten-Missionare landen lassen, und die beiden spanischen Forschungsreisenden, Dr. Iradier-Buley und Dr. Osorio, haben, obwohl wie es scheint vergeblich, auf der ganzen Küstenstrecke zwischen Cap St. John und dem Campo-Fluß nach alten spanischen Besitztiteln gefahndet. Die spanischen Besitzungen an der Corisco-Bucht unterstehen ebenso wie die weiter draußen im Ocean gelegene Insel Annabom bloß dem Namen nach dem Gouverneur von Fernando Po, während in Wahrheit und zur großen Freude der sich selbst überlassenen Kaufleute von so etwas wie Verwaltungsmaßregeln auch nicht im allerbescheidensten Maßstabe die Rede sein kann. Früher scheint den Spaniern, die sogar mehrmals eine schwache Garnison auf Klein-Eloby unterhalten haben (es gibt dort einen alten spanischen Kirchhof), diese Besitzung wertvoller erschienen zu sein. Heute aber gibt es dort weder spanischen Handel noch spanische Schiffahrt, weder spanische Verwaltung noch überhaupt irgend einen dauernd im Lande lebenden Spanier.

Der fast ausschließlich von Deutschen betriebene Handel, dem die spanische Regierung keinerlei Abgaben auferlegt, erfreut sich der denkbar größten Freiheit und betrachtet Klein-Eloby, wo man sich außerhalb des Machtbereichs der französischen Verwaltungs-Chicanen befindet, als ein wahres Paradies. Ob sich das ändern



Holländische Factorei in Futila (Congo)
(nach eigner Photographie des Verfassers).

wird, wenn die Spanier ihren Plan, der Insel Klein-Eloby abermals eine Garnison zu geben, verwirklichen? Uebrigens soll die spanische Regierung in aller Form das Versprechen abgegeben haben, daß Eloby dauernd ein Freihafen bleiben werde. Die Eingeborenen haben zu verschiedenen Malen auf gewaltsame Weise an ihr Unterthänigkeits- und Abhängigkeitsverhältnis erinnert werden müssen, so z. B. im Jahre 1872, als einige Dörfer der Insel Corisco, deren Bewohner einen bei Klein-Eloby auf einer Sandbank aufgelaufenen englischen Postdampfer geplündert hatten, von einem spanischen und einem englischen Kriegsschiffe bombardirt und in Brand gesteckt wurden. Die drei Inseln Corisco, Groß-Eloby und Klein-Eloby sowie auch ein Teil der Festlandsküste werden von dem Stamme der Mbinga (oder nach englischer Schreibweise Benga) bewohnt, die nach ihren Erzählungen und Ueberlieferungen sowie nach den vielen in ihre Sprache aufgenommenen portugiesischen Wörtern zu urteilen, schon seit mehrern Jahrhunderten in dieser Gegend gewohnt und Handel getrieben haben müssen. Nach den bei Missionaren, Kaufleuten und Eingebornen eingezogenen Erkundigungen und nach Vergleichung von so und so viel Hundert Wörtern möchte ich die Ansicht aussprechen, daß die Mbinga der südlichste Zweig jenes zahlreiche Mundarten einer und derselben Bantu-Sprache redenden Volksstammes sind, zu denen u. a. die Dualla, die Bakwiri u. s. w. gehören. Die Mpongwe (nicht zu verwechseln mit den Fan oder Mpangwe), die sich weiter südwärts an die Mbinga anschließen, sprechen zwar ebenfalls eine Bantu-Sprache (das wohllautende und grammaticalisch sehr gut bekannte Mpongwe-Idiom), die aber von derjenigen der Mbinga doch ganz bedeutend abweicht.

Infolge der Missionsthätigkeit kann etwa ein Viertel aller erwachsenen Corisco-Männer lesen und schreiben. Sie sind ebenso schlaue Händler wie ausgezeichnete Seeleute, die mit ihren kleinen Segelbooten bis weit nach Norden und Süden fahren und in frühern Zeiten den Handel bis nach Kamerun monopolisirt zu haben scheinen. Bis vor wenigen Jahren trieben sie gelegentlich auch Seeraub und die Insel soll noch heutigen Tages Stapelplatz für alles gestohlene Gut dieser ganzen Küste sein. Noch wäre zu erwähnen, daß es auf Corisco eine von einem Schwarzen geleitete americanisch-presbyterianische Missionsstation gibt; außerdem hausen dort drei Jesuiten.

Einer der wichtigsten Puncte an dieser ganzen Küste ist die winzig kleine (bloß einen Quadrat-Kilometer große) Insel Klein-Eloby, die von deutschen Kaufleuten zu einem Stapelplatz ersten Ranges gemacht worden ist. Klein-Elobys Bedeutung beruht erstens auf seiner Freihafenstellung, zweitens auf seiner centralen Lage und drittens darauf, daß es hier das ganze Jahr hindurch keine das Ausladen und Verschiffen erschwerende Brandung gibt. Schon von der See aus gewahrt man eine solch außerordentlich große Anzahl der stattlichsten und umfangreichsten Warenlager, daß man sich zu einem kleinen europäischen Seeplatz versetzt glauben könnte. Nirgendwo in ganz Westafrica habe ich mehr Ordnung und Sauberkeit gesehen als grade auf Klein-Eloby, was namentlich auch den sehr tüchtigen General-Agenten Consul Schultze (von C. Woermann) und Bruno Stein (von Jantzen u. Thormählen) zu verdanken ist. Die auf Klein-Eloby vertretenen Firmen sind C. Woermann (seit 1872, Herr Handmann und noch vier andere Weiße), Jantzen u. Thormählen (4 Weiße), Gödelt u. Gütschow und John Holt (Herr Strömer). Am Festlande befinden sich beim Dorfe Ukoko (linkes Ufer des Muni) die ebenfalls sehr ausgedehnten Warenlager von Hatton u. Cookson (3 Weiße). Weiter flußaufwärts gibt es von Schwarzen geleitete Zweigfactoreien der deutschen Firmen am Kongue-Fluß, auf der Insel Ngande, am Otongo-Fluß, am Banje-Fluß, am Utamboni-Fluß und am Noya-Fluß.

Der eigene Handel von Klein-Eloby wird durch eingeborne Händler vermittelt, die man mit Waren ausrüstet und flußaufwärts entsendet. Aber dieser eigene Handel, bei dem Rotholz, ein wenig Elfenbein, Ebenholz (neuerdings immer weniger und immer schlechtere Stücke), Palmöl und Kautschuk (neuerdings immer weniger und von immer weiter her) in Betracht kommen, ist verhältnismäßig gering. Dagegen werden alle mit den großen Dampfern aus Europa kommenden Waren, welche für die Küstenstrecke zwischen Malimba im Norden und dem Kuilu-Fluß im Süden bestimmt sind, hier ausgeschifft, um alsdann auf die kleinern Küstendampfer verladen und an die verschiedenen Factoreien verteilt zu werden. Es ist gar nicht so sehr selten, daß zu einer und derselben Zeit vier bis fünf deutsche Dampfer vor Klein-Eloby ankern. Die zum Küstenverkehr benutzten Fahrzeuge sind: der Dampfer Mpongwe, Capitän Busch, der Dampfer Eloby, Capitän Mehlhose, der Schuner Francis Wölber, Capitän Drechsler (C. Woermann),

der Dampfer Fan, Capitän Witt (Jantzen u. Thormählen) und der Kutter Olumi, Capitän Dürholt (Gödelt u. Gütschow). Auch erscheinen bisweilen die ganz eigenartig und höchst altertümlich (mit Kriegsschifftakelage) gebauten nordamericanischen Segelschiffe, die mit den gewöhnlichen americanischen Stapelartikeln, nämlich Brettern, Petroleum und Tabak, befrachtet sind und die, da ihre Bemannung meistens bloß aus einem halben Dutzend Matrosen besteht, mit ihrer Zeit nicht so sehr wie ein europäischer Dampfer zu sparen brauchen.

Als Arbeiter der Factoreien dienen auch in Eloby noch einzig und allein die nützlichen Kru-Leute. Denn die Mbinga, deren es übrigens auf der bloß von den deutschen Kaufleuten und deren Bediensteten bewohnten Insel Klein-Eloby keine gibt, sind zum Arbeiten zu faul und Kabinda-Neger (von der Loango-Küste) hat man bisher noch niemals weiter nördlich als bis Gabun gebracht. Eines Sonntags, als wir grade zu Tische saßen, wurde berichtet, daß die Kru-Leute eben dabei seien, einen ihrer Genossen wegen Hexerei und Giftmischerei vom Leben zum Tode zu befördern. Um den Armen zu retten, wurde er einstweilen scheinbar festgenommen und dann zu einem der auf der Reede ankernden Dampfer gesandt. So verhältnismäßig sanft und willig die Kru-Leute dem Europäer gegenüber zu sein scheinen, so sind sie doch im Grunde genommen ein recht wilder Stamm. Kurz vor meiner Ankunft waren auf Eloby von einer einzigen Truppe von Kru-Leuten 13 unter allen Anzeichen der Vergiftung gestorben. Die Kaufleute halten neuerdings in Fällen, wo der Verdacht einer Vergiftung vorliegt, den Lohn der Verstorbenen zurück, weil die Aussicht darauf, diesen Lohn in Empfang nehmen zu können, eine Anreizung zu weitern Vergiftungen werden würde.

Was die auf Eloby wohnenden Europäer anbelangt, so scheint deren Leben völlig im Handel und in den Interessen des Handels aufzugehen. Aber da wenige Küstenplätze in Westafrica so sehr viel von Gästen heimgesucht werden wie grade Eloby, so wechselt die Gesellschaft sehr stark. In dieser oder jener Factorei mögen vielleicht morgen doppelt so viele Weiße zur Tafel sitzen als heute. Ueber das Stadium der Raphia-Hütten und der hüttenähnlichen Factoreien ist man auf Klein-Eloby, wo sogar schon von so etwas wie Luxus die Rede sein könnte, längst hinausgelangt. Die Wohnhäuser sind aus americanischem Holz erbaute, villenähnliche, auf

Pfählen oder steinernen Pfosten stehende Häuser mit rings herumlaufender Veranda. Und die beinahe beständig wehende Seebrise macht den Aufenthalt auf diesen Veranden sehr angenehm.

Da, wie ich vorher erwähnte, auf Klein-Eloby bloß Europäer und deren Bedienstete wohnen, so gibt es außer einigen Gärten keine Ausnutzung des Bodens. Die Insel ist bedeckt mit Buschwerk und Wald, durch den man überall leicht einen Weg finden kann. Die Gärten erzeugen in besonderer Güte und Größe Radieschen und Rettige. Auch sah ich blühende Rosen, Brotfruchtbäume, Citronen- und Apfelsinenbäume, die aber nur wenig Früchte tragen. Unter den wildwachsenden Bäumen sind ebenso wie im größten Teil von Westafrica die mächtigen Eriodendren, Bombaxbäume oder Wollbäume (englisch Silkcottontrees) die hervorragendsten. Aber so sehr das kühlen Schatten spendende Laubdach dieser Bäume dazu verlocken mag, so ist es doch niemals ratsam, unter einem Eriodendron zu rasten. Denn die gewaltigen Aeste werden häufig dicht am Stamme so morsch, daß sie urplötzlich mit starkem Krachen heruntersausen. Am Strande sieht man vielfach in horizontalen Schichten anstehenden Fels von blaugrauer Farbe, der, wie man mir sagte, bituminöser Schiefer sein soll.

Uebrigens kann auf der winzig kleinen Insel von Spazirgängen nicht viel die Rede sein. Durch eine schöne Allee von Oelpalmen gelangt man zu dem sauber gepflegten neuern Kirchhof, auf dem vornehmlich Deutsche ruhen. Eine kleine Unannehmlichkeit des Umherstreifens ist es, daß Klein-Eloby von den auch bei uns vorkommenden Holz- oder Waldböcken (Zecken) wimmelt, die sich namentlich auf Hunden und Schafen festsetzen, aber auch oft genug dem Menschen lästig werden. Ein paar Herden sehr schöner europäischer Kühe, die im Freien übernachten, sind auf Veranlassung des Consuls Schultze hierher gebracht worden. Diese Kühe geben zwar Milch, verlieren sie aber um so schneller, da außer einem Kru-Mädchen noch niemand von den auf Klein-Eloby verweilenden Negern das Melken erlernt hat. Außerdem gibt es von Haustieren viele sehr große Schweine, eine Anzahl Hühner und Kaninchen und namentlich auch Ziegen, die aber vielfach durch den Genuß einer wildwachsenden giftigen Pflanze, die von Kühen und Schweinen glücklicherweise nicht gefressen wird, dahinsterben. Fliegende Hunde von einer kleinen Spielart und fliegende Füchse werden bisweilen geschossen. Aber wer jagen will, findet auf Groß-Eloby

oder am Festland, wo wilde Enten sehr häufig sind, ein viel besseres Feld. Von den Eingebornen der Insel Groß-Eloby, die den größten Teil der von Klein-Eloby benötigten Lebensmittel liefert, werden bisweilen kleine Seeschildkröten zum Verkauf angeboten. Auch mangelt es nicht an wohlschmeckenden Fischen.

Da es in der Nähe kein Mangrove gibt und auch mäßig gutes Brunnenwasser vorhanden ist, so gilt Eloby als einer der gesundesten und in klimatischer Hinsicht angenehmsten Puncte dieser Küste. Die fast niemals fehlende und bisweilen sehr starke Seebrise läßt eine übermäßige Hitze gar nicht aufkommen. In der Regenzeit soll es sogar bisweilen etwas kühler werden als erwünscht ist. Die Monate Januar und Februar rechnet man zur kleinen Trockenzeit. März ist ganz besonders ein Tornado-Monat. Nachdem von April bis Mitte Juni mehr oder weniger starke Regengüsse gefallen sind, dauert die große Trockenzeit bis Ende September und die zweite Regenzeit von Anfang October bis Ende December. Die Katzen scheinen zu glauben, daß es hier das ganze Jahr hindurch Mai sei, und laufen in allen zwölf Monaten miauend auf den Dächern umher.

Von Eloby aus habe ich mit Dr. Nachtigal, und zwar auf dem mit Rotholz — welches billiger als Steinkohlen ist — geheizten Küstendampfer Fan den Muni-Fluß etwa 20 Seemeilen weit flußaufwärts befahren. Bei der Einmündung des Kongue sahen wir das erste Fan-Dorf. Bis zur Insel Ngande können bei einer Wassertiefe von 5 bis 6 Faden selbst die größten Dampfer verkehren. Gradeaus erscheint, während die schönen Formen jenes Waldes, der die zahlreichen Inseln bedeckt, einen herrlichen Vordergrund darbieten, die Sierra del Cristal. Im Norden liegt der beinahe 4000 Fuß hohe und sehr steile Mitre-Berg, an den sich eine kleine Gebirgskette anschließt. Auffallenderweise scheint dieser interessante Bergkegel auf dem sich nach Angabe der Eingebornen Reste einer alten Straße und Kanonenrohre vorgefunden haben sollen, in neuester Zeit gar nicht mehr bestiegen worden zu sein. Nach einiger Zeit verschwinden jene Hügel, die am Unterlauf zu beiden Seiten des Stromes sichtbar sind, und während die Breite immer noch wenigstens 1000 Meter beträgt, geht es auf weiten Strecken an Mangrove-Dickicht vorbei. Am rechten Ufer sahen wir die creekähnliche Mündung des Utamboni und am linken diejenige des Noja-Flusses.

Der eigentliche Zweck unserer Reise war, den Fan, deren Gebiet hier bis ganz dicht an die Küste herantritt, einen Besuch abzustatten. Da die Fan von Osten kommend nach Westen und Nordwesten vordringen, so werden sie wahrscheinlich auch in nicht allzu ferner Zeit das Flußgebiet von Kamerun erreichen. Eine besondere Gefahr scheint mir aber darin nicht zu liegen, denn die Fan werden kaum sehr viel lästiger sein als schon jetzt die Dualla. Am meisten haben bisher die Franzosen mit den Fan zu thun gehabt, die am Ogowe, sobald es ihnen gut dünkt, die vorüberfahrenden Boote ausplündern. Eine irgendwie ausreichende Züchtigung ist niemals erfolgt, da sich die Franzosen den Fan gegenüber der größten Zurückhaltung befleißigen. Europäer, die viel mit den Fan in Berührung gekommen sind, sprechen bisweilen und handeln wohl auch, als ob diesen Wilden gegenüber jedes Mittel der List und der Gewalt erlaubt sei. Sie rühmen sich, Fan-Leute an ihre Fahrzeuge herangelockt und niedergeschossen zu haben, und verweisen, wenn man ihnen das Unwürdige solches Verfahrens klar zu machen sucht, auf die barbarische Kriegführung der Fan, die bloß mit gleichen Waffen erfolgreich bekämpft werden könnten. Die unaufhaltsame und keine Zwischenpausen kennende Vorwärtsbewegung der Fan geht dennoch, da sie im vollsten Sinne des Wortes eine Art von Colonisation ist, sehr langsam von statten. Unzweifelhaft sind die Fan das zahlreichste und mächtigste Volk an der ganzen Westküste von Africa. In politischer Hinsicht werden sie aber schon deshalb nicht gefährlich werden, weil die einzelnen Stämme stets unter sich in Fehde liegen. Die Fan verdrängen andere Stämme, aber bloß um in deren Rolle einzutreten, nicht um Staatswesen zu gründen.

Wir besuchten zwei am rechten Ufer des Flusses gelegene Ortschaften der Fan, von denen die eine unter König Bodipo, die andere unter König Combe steht. Beide Orte zusammen heißen Massai und sind früher ausschließlich von Tschikiani-Leuten (desselben Stammes wie die Mpongwe oder Gabunesen) bewohnt gewesen. Aber sobald sich eine größere Anzahl Fan-Leute in solchem Dorfe ansiedelt, pflegen sich die frühern Bewohner nach und nach zu entfernen. So wohnen in König Bodipos Dorf bloß noch einige Dutzend Tschikiani; alle übrigen Einwohner sind Fan-Leute. Die viereckigen Hütten der Fan sind niedrig, aber aus dem Material der Raphiapalme sorgfältiger gebaut als

diejenigen der Tschikiani. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde. Dadurch, daß das stark vorspringende Dach vorn von Pfosten getragen wird, entsteht vor jedem Hause ein schmaler Vorbau. Die Hütten liegen dicht nebeneinander (nicht zerstreut) zu beiden Seiten einer langen Straße. Die ungeheure Unsauberkeit der Fan, von der man mir erzählt hatte, habe ich nicht vorgefunden. Ich fand die Leute weder reinlicher noch unsauberer als die Küsten-Neger.

Im allgemeinen sieht man trotz der Wildheit des Aufputzes recht viele freundliche und sogar hübsche Gesichter, die zu den landläufigen Erzählungen von den barbarischen Gepflogenheiten der Fan nicht recht passen wollen. Namentlich die jungen Mädchen haben häufig liebliche und überaus milde Züge, mit denen ihr etwas schüchternes und doch wieder zutrauliches Wesen vollkommen in Einklang steht. Wie überall in Westafrica so sind auch hier die alten Hexen wahrhaft fürchterlich. Das meiste, was über die barbarischen und kannibalischen Sitten der Fan erzählt wird, halte ich für erdichtet. Dagegen sind sie unzweifelhaft ein kriegerisches Volk, das weit mehr Mut besitzt als jene Küstenstämme, mit denen die Europäer bisher zu thun hatten. Was mir betreffs der Küsten-Neger stets sehr zweifelhaft erschienen ist, nämlich daß sie Elefantenjäger seien, kann von den Fan mit aller Bestimmtheit behauptet werden.

Sie sind weder schwärzer noch heller als die übrigen Bantu-Neger. Ihre Hautfarbe ist ein dunkles, in einzelnen Fällen mit etwas Gelb gemischtes Braun. Auch ihr Körperbau gleicht ganz und gar demjenigen der Küstenstämme. Albinos, die unter den Völkern am untern Niger so außerordentlich häufig sind, habe ich vielleicht bloß zufällig unter den Fan nicht gesehen. Auch Nabelbrüche scheinen nicht ganz so häufig zu sein wie bei den übrigen Bewohnern von Westafrica. Die meisten Fan feilen sämtliche Zähne spitz. Andere westafricanische Völker wie z. B. die Kru thun dies bloß mit den beiden vordersten Zähnen.

Ich habe niemals einen Völkerstamm gesehen, dessen Individuen in so ausgiebiger Weise wie die Fan mit Schmucksachen behängt gewesen wären. Auf das, was wir Kleidung nennen, legen sie wenig Wert und tragen die unsaubersten Hüftentücher, die mir in Westafrica vor Augen gekommen sind. Aber eine um so größere Sorgfalt wird der künstlichen Frisur des Haares, dem

Aufputz mit Messingringen, Perlschnüren und ähnlichem zugewandt. Einige Frauen waren in ähnlicher Weise wie die Fetischweiber von Togo über und über mit Kauri-Muscheln behängt. Im folgenden möchte ich versuchen, die Toilette eines mit freundlichem Gesicht und hübscher Figur ausgestatteten jungen Mädchens zu beschreiben: Quer über den Kopf, von der Stirn bis zum Nacken zwei harte, etwa 1½ Zoll hohe Haargeflechte, zwischen denen die Kopfhaut glatt rasirt ist. Zu beiden Seiten dieses Aufbaues und bis zu den Ohren herunterreichend einige Dutzend paralleler und ganz feiner Flechten. An den Ohren und hinten im Nacken baumeln etwa ein halbes Hundert winzig kleiner Zöpfchen herunter. Hoch über der Stirn umschließen diesen Haarputz diademartig drei Ketten blauer Perlen. Etwas weiter abwärts überdecken die Stirn: erstens ein dünnes Geflecht von frischem grünen Gras, zweitens eine Anzahl auf Fäden aufgereihter weißer Porcellanknöpfe. Außerdem hängen noch von der Stirn abwärts drei je 1½ Fuß lange Schnüre roter Perlen über Augen, Nase und Mund herunter. Den Hals umschließen fünf zusammen neun Pfund wiegende Messing-Halsbänder ohne Scharnier, die also, wenn man sie abnehmen will, auseinandergebogen werden müssen. Ueber der eines Leibchens sehr bedürftigen Brust hängen ein in Leoparden-fell eingenähtes Amulett und zwei Reihen größerer Perlen, die Taille etwas oberhalb von dem kurzen, zerrissenen und schmutzigen Hüftentuch wird ebenfalls wieder von einigen Perlenschnüren umschlossen, den rechten Oberarm umspannt ein sehr schwerer Messingring, den man in gleicher Form über jedem der beiden Fußgelenke wiederfindet. An beiden Unterarmen befinden sich oberhalb des Handgelenks je zwei leichtere Messingreifen. Am linken Oberarm ist durch etwa ein Dutzend schmaler Messingringe, deren innerste am engsten sind, eine derartige Einpressung erzeugt worden, daß der Arm dort weniger dick ist als am Handgelenk. Diese selbe Sitte habe ich sonst bloß noch bei den Bubis von Fernando Po gesehen, allerdings mit dem Unterschied, daß man dort zum Einpressen des linken Oberarms Leder und nicht Messing verwendet. Endlich zieht sich vom linken Ohr eine dünne Schnur roter und blauer Perlen durch die inwendig durchbohrte Nase hindurch zum rechten Ohr hinüber.

Mit Ausnahme eines Individuums in Jacke und Zipfelmütze trugen alle Männer bloß Hüftentücher. Einige hatten ihren Kopf

nach Art der Mohamedaner rasirt, andere hatten sich eine regelrechte Tonsur und wieder andere hatten sich einen Aufbau im Stile der Pompadour zugelegt. Darüber trugen sie uralte Schlapphüte, die ihnen ein räuberhauptmannartiges Aussehen verliehen. Von den erwachsenen Männern waren viele mit den Fellen junger Leoparden und einiger Katzenarten behängt. Man zeigte mir einen blitzartig gewundenen, mit einer Schnur zum Umhängen versehenen Messingstab, welcher denjenigen, der ihn trage, unverwundbar mache. Lanzen, Bogen und Pfeile habe ich nicht gesehen, dagegen trifft man fast niemals einen erwachsenen männlichen Fan, der nicht sein geladenes Gewehr mit sich führte. Am verbreitetsten sind die Miniégewehre (besonders preußische), mit denen unsere europäischen Armeen bis zur Einführung der Hinterladersysteme ausgerüstet waren und die zu 4 ℳ das Stück verkauft werden. Diese Gewehre sind dauerhaft und in ihrer Art ganz vorzüglich. Sie stehen weit über jenen Steinschloßgewehren, die selbst bei elendester Beschaffenheit und wenn die Läufe aus alten Gasrohren gefertigt sind, dennoch auf 6 bis 8 ℳ zu stehen kommen. Ihre kurzen, nach Art der altrömischen geformten Schwerter tragen die Fan, ebenso wie die meisten übrigen Neger, entweder an einer kurzen, über den linken Oberarm gestreiften Schnur oder an einem schärpenartigen Riemen, in beiden Fällen hängt das Schwert nicht etwa an der Hüfte, sondern an der linken Seite der Brust.

Ein besonderes Interesse zeigten die Leute, wie ich das auch anderwärts in Westafrica beobachtet habe, für Farbe und Beschaffenheit unseres Haares. Unsere Frage, ob sie uns nicht einen von ihnen — die Fan stehen in dem wahrscheinlich ungerechtfertigten Rufe, Menschenfresser zu sein — zum Verspeisen geben wollten, erregte außerordentliche Heiterkeit. Scherzend erwiderten sie, sie hätten nichts dagegen, wenn wir ihnen den Capitän unseres Dampfers, der gemäß seiner Körperfülle einen guten Bissen versprach, ausliefern wollten. Scheu waren die Leute durchaus nicht. Namentlich die Männer kamen sofort zu uns, um uns die Hand zu schütteln. Die Weiber und Mädchen, die im Vergleich zu denen der Küstenstämme sehr tugendhaft sein sollen, kicherten und zeigten eine gewisse kokette Furcht, wie man das häufig bei Negerinnen zu finden pflegt.

Einige wegen der Trauer um einen kürzlich verstorbenen Häuptling mit gelber Erde beschmierte und als einzige Kleidung

einen Schurz von mehrern Blättern tragende Mädchen befolgten, als sie zu uns gerufen wurden und sich näherten, die weise Hände-Oekonomie der mediceischen Venus. Dieses Anmalen des Körpers oder Gesichts mit gelber oder gelbgrüner Erde verleiht den Gestalten etwas Unheimliches und Gespensterhaftes. Die Sitte, daß bei Todesfällen die weiblichen Mitglieder der Familie jede oder beinahe jede Kleidung ablegen, scheint in Westafrica sehr weit verbreitet zu sein. In Mahin spazirten die Töchter und die Sklavinnen eines verstorbenen Häuptlings pudelnackt umher, ohne den allerleisesten Anflug weder von Kleidung noch von Schmuck. So verschieden dieses Gebaren der Form nach sein mag, so ist es doch dem Sinne nach genau dasselbe, wie wenn unsere Damen schwarzen Crêpe anlegen.

Das Kunstgewerbe der Fan, wenn man bei der niedrigen Culturstufe dieses Volks überhaupt davon sprechen kann, ist durchaus nicht schlecht entwickelt. Besonders schön sind ihre aus Kürbisschalen geschnitzten Gefäße. Auch besitzen sie genau dieselben, aus einem cylinderförmigen, inwendig ausgehöhlten Stück Holz bestehenden Trommeln, wie sie zu der hochentwickelten Signalsprache der Dualla, der Bakwiri, der Edea und anderer mit den Dualla nahe verwandten Stämme benutzt werden. Aber die Trommelsprache selbst ist den Fan unbekannt. Auch die hohen cylinderförmigen, mit einem Stück Fell überzogenen Trommeln, mit denen Musik gemacht und zum Tanz aufgespielt wird, fehlen hier nicht. Dr. Nachtigal erstand eine solche Trommel für ein Gewehr im Wert von 4 ℳ und ein hübsches Schwert für Zeug im Wert von 1 ℳ

Die Fan sind zwar auch sehr faul, betreiben aber doch den Handel mit mehr Energie als die Mbinga. Ihr sehnlichster Wunsch ist es, in jeder Ortschaft eine Zweigfactorei zu haben. Ob eine solche sich rentiren könne oder nicht, daran denken sie nicht. Die Verwalter der Zweigfactoreien haben von den Bewohnern des Dorfes, in dem sie leben, nichts zu befürchten. Von solchen Ortschaften dagegen, die noch keine Zweigfactorei besitzen, pflegt bisweilen auf die vorüberfahrenden Boote geschossen zu werden.

Capitel VIII.

Das französische Colonialreich in Westafrica.

(Geschichte der Colonie Gabun. — Chicanen der französischen Colonialverwaltung. — Die Hauptstadt Libreville. — Protestantische und katholische Mission. — Der ungesunde Monat März. — Die Tänze der Gabunesinnen. — De Brazzas Anlagen bei Cap Lopez. — Majumba, Landana, Kabinda und die übrigen Plätze der Loango-Küste. — Fortschritte des Deutschtums. — Reederei und deutsche Industrie-Erzeugnisse. — Der Ogowe-Handel.)

Schon ehe die Franzosen 1842 Gabun besetzten und dort, wo heute Libreville steht, die ersten, höchst ursprünglichen Regierungsgebäude errichteten, war der Ort bis zu gewissem Grade ein Mittelpunct des Handels für die ganze Umgegend geworden. Obwohl sich 1851 die große englische Firma Hatton u. Cookson und 1862 die deutsche Firma C. Woermann in Gabun einrichtete, so nahmen doch im Verlaufe der Zeit die Chicanen der französischen Verwaltung einen solchen Umfang an, daß sich nach und nach ein großer Teil des Handels nach der nahegelegenen spanischen Insel Klein-Eloby zog, wo von einer Verwaltung weder im Guten noch im Bösen die Rede sein konnte, wo sich aber grade deshalb die Kaufleute am wohlsten fühlten.

Für die Art und Weise, wie solche französische Colonieen wie z. B. Gabun verwaltet werden, ist es bezeichnend, daß dort sowohl am Lande wie auch auf den Flüssen bloß französische Flaggen, Consulatsflaggen oder die Hausflaggen der verschiedenen Firmen, aber beileibe keine deutschen, englischen oder irgend welche sonstigen Flaggen gehißt werden dürfen. Den auf der

Reede ankerndern Schiffen ist es dagegen selbstverständlich gestattet, auch ihre Nationalflagge zu zeigen. Eine andere Beschränkung, nämlich die, daß die Europäer keine Hinterladergewehre besitzen durften, ist jetzt aufgehoben worden. Aber die Zahl der erlaubten Präcisionsgewehre beschränkt sich auf eins pro Kopf der männlichen weißen Bevölkerung und außerdem muß die Nummer eines jeden Gewehrs vermerkt und in ein hierzu bestimmtes Buch eingetragen werden. Die Grundfehler solcher französischen Colonieen sind allzuviel Verwaltung, allzuviel Förmlichkeiten und Umständlichkeiten, wodurch natürlich die Abgaben, die man den Kaufleuten auferlegen muß, unnatürlich gesteigert werden. Und dennoch und trotz der sehr hohen Zölle denkt die französische Colonialregierung nicht im entferntesten daran, dem Handelsverkehr gegenüber den am Ogowe wohnenden räuberischen Fanstämmen ausreichenden Schutz zu verleihen. Es würde das auch wegen der geringen Stärke der verfügbaren Militärmacht seine sehr großen Schwierigkeiten haben. Denn zur Zeit meiner Anwesenheit in Libreville gab es dort, abgesehen von den auf der Reede ankernden Kriegsschiffen, bloß dreißig weiße Soldaten, wozu dann allerdings noch hundert senegalische und „Laptots“ genannte Schwarze, die man von Dakar her erwartete, hinzukommen sollten.

Die seit mehrern Jahren ohne Unterbrechung betriebene Vergrößerung der ursprünglichen Colonie Gabun ist wohl in erster Linie auf des Marine-Officiers und Africareisenden de Brazza Thätigkeit und Vorgehen zurückzuführen. Nicht nur, daß der italienische Graf, vom Ogowe aus zum Congo vordringend, durch Protectoratsverträge immer neue und entferntere Gebietsteile der französischen Herrschaft unterwarf, sondern auch an der Küste hat de Brazza zu einer Erweiterung der Colonialgrenzen den ersten Anstoß gegeben. Nördlich vom Congo gab es bis vor mehrern Jahren die machtlosen und mehr von Fetischpriestern als von Königen beherrschten Reiche oder vielmehr Landschaften Loango, Kabinda und Kakongo. Als im März 1883 die Franzosen ein kleines Stückchen Land bei Loango erworben hatten, wurden ihre Truppen von den Eingebornen angegriffen, worauf alsdann de Brazza den gern befolgten Plan äußerte, daß man nunmehr das ganze Gebiet des ehemaligen Königreichs Loango behalten möge. Schon vor dem Berliner Congreß beanspruchten die Franzosen alles Land bis zu dem bei Massabe mündenden Flusse,

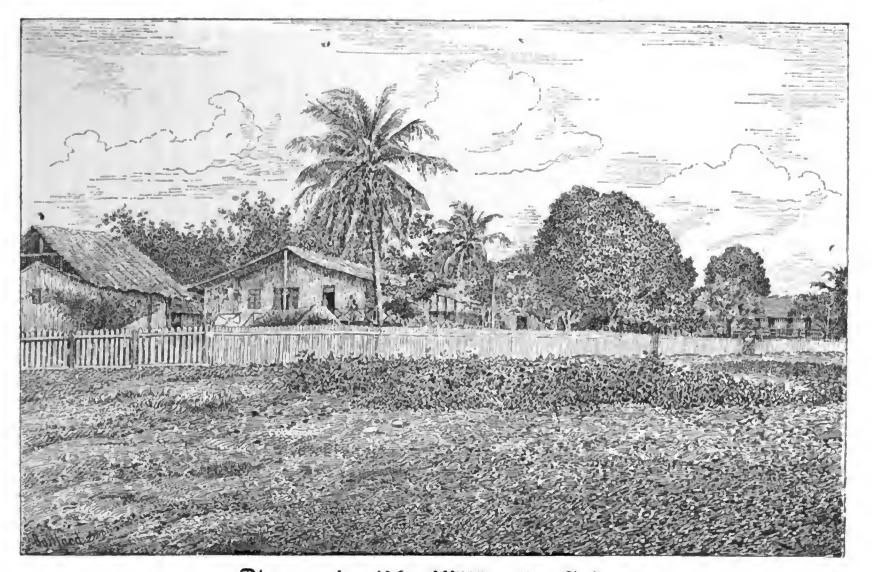
hatten in Ngoto, am Kuilu, in Loango und bei Punta-Negra Militärposten eingerichtet und waren mit den Beamten der Association Internationale Africaine, die das ganze Kuilu-Gebiet als Eigentum des belgischen Unternehmens betrachteten, mehrfach in Zwistigkeiten geraten. Durch die Entscheidung des Berliner Congresses und durch die parallel damit laufenden Abmachungen zwischen Frankreich, Portugal und der Association Internationale Africaine ist dann den Franzosen der ganze Küstenstrich bis Massabe in aller Form zugesprochen worden. Die Portugiesen, die auf diese Küste nicht weniger lüstern waren als die Franzosen, hatten angeblich zur Wiederbelebung älterer Ansprüche am 29. September 1883 für die Küstenstrecke zwischen Massabe (linkes Ufer) und Malemba einen Schutzvertrag abgeschlossen und in dem durch den Mißerfolg der deutschen Loango-Expedition berühmt gewordenen Tschintschotscho einen Delegirten mit 25 schwarzen Soldaten stationirt. Das portugiesische Gebiet nördlich vom Congo, wie es von der Berliner Conferenz festgestellt worden ist, reicht von Massabe bis Yabe und umschließt außer Kabinda auch die Ortschaft Landana, welche die Franzosen, weil sich dort eine französische Mission befindet, sehr gern erworben haben würden. In östlicher Richtung reicht, seit die Kuilu-Provinz der Association Internationale Africaine an Frankreich abgetreten werden mußte, das westafricanische Colonialreich bis an den Congo. Wo dagegen im Norden die Grenze zwischen französischem Gebiet einerseits, zwischen der spanischen Besitzung am Muni-Fluß und der deutschen Colonie Kamerun anderseits verlaufen wird, ist zur Zeit noch nicht festgestellt.

Der von der See Kommende gewahrt bei der Annäherung an Gabun zunächst am Strande ein marschiges Tiefland, des weitern Dörfer, Wald, Factoreien, Gartenland, Felder und kleine Prairiestrecken sowie schließlich im Hintergrunde hohen Urwald, Nebelduft und niedrige blaue Höhenzüge. Die Bucht von Libreville, welches gleichzeitig Flottenstation und Hauptort des westafricanischen Colonialreiches ist, gleicht einer sehr großen Flußmündung und bietet, falls auch etwa, wie das bisweilen im Juli und August vorkommt, eine stärkere Brandung ansteht, beim Landen keinerlei Schwierigkeiten dar. Einen Hafen besitzt Libreville nicht, sondern bloß eine Reede. Es wird jedoch etwas seitwärts vom Regierungsgebäude ein Steindamm ins Meer hinein gebaut,

um das Anlegen der Boote zu ermöglichen. Von diesem Steindamm aus sind, um die Beförderung der ankommenden Waren zu erleichtern, nach verschiedenen Richtungen hin schmalspurige Schienenstränge gelegt worden. Der Untergrund, auf dem Libreville steht, ist fast ausschließlich harter Brauneisenstein, der auch zu fast allen Neubauten und sonstigen Maurerarbeiten das benötigte Material abgibt. Auf einer Küstenstrecke von etwa 7 Kilometer liegen dicht am Ufer, aber in weiten Zwischenräumen, die Factoreien und sonstigen Gebäude der Weißen. Kaum einige Hundert Schritte landeinwärts findet man, halb im Busch versteckt, die kleinen, hauptsächlich aus den Blattstielen der Raphiapalme erbauten Dörfer der Eingebornen.

Die katholische Mission bildet auf dieser langen Küstenstrecke den nördlichsten, die Factorei der deutschen Firma Gödelt u. Gütschow den südlichsten Endpunct. Von den Factoreien von C. Woermann und von Jantzen u. Thormählen ist es bis zum Regierungsgebäude eine halbe Stunde Weges. Die größtenteils dem Strande parallel laufenden Straßen, auf denen, als sie angelegt wurden, zwei Wagen aneinander hätten vorüberfahren können, sind durch das ringsumher wuchernde Buschwerk auf die Breite gewöhnlicher Negerpfade zusammengeschrumpft und bieten vor diesen bloß insofern einen Vorzug, als ordentliche Brücken über die zahlreichen kleinen Wasserläufe und die morastigen Stellen hinüberführen. Das zweistöckige Regierungsgebäude ist aus Stein erbaut, und zwar mit oben und unten herumlaufenden bogenförmigen Hallen. Es liegt auf einer unbedeutenden Anhöhe, von der aus man über einen mit Gras und Bäumen bestandenen Platz hinüber einen hübschen Ausblick auf das Meer genießt. Unten befinden sich die verschiedenen Arbeitsräume wie z. B. das Postbureau und oben die Wohnräume des Gouverneurs. Als Hospital dient ein altes Kriegsschiff, das mit demnächstigem Leckwerden und Versinken zu drohen schien. Aeußerst stolz war man während meiner Anwesenheit auf die Thatsache, daß in Libreville aus europäischem Material ein flachgehender Flußdampfer namens Pionier (mit einem Rade hinten) gebaut wurde.

Außer der Commandantur gibt es in Libreville meines Wissens bloß Bretterhäuser. Erst ganz im Süden von Westafrica bei den Portugiesen werden Steinbauten die Regel und Bretterhäuser eine Ausnahme. Obwohl die Gebäude der Woermannschen Factorei



Die americanische Mission in Gabun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

unter allen Wohnungen in Gabun die comfortabelsten sind, so muß doch der auf einer höhern Terrainwelle gelegenen americanischen Barraca-Mission der Vorzug der gesundern Lage zuerkannt werden, was indessen nicht ausschließt, daß auch dort das Fieber seine Opfer fordert. Die presbyterianischen Missionare, die während vieler Jahre in der von ihnen grammaticalisch bearbeiteten Eingebornensprache Unterricht erteilt hatten, fand ich in großer Sorge, weil die französische Colonialregierung ihnen das Unterrichten in irgend einer andern als der französischen Sprache untersagt hatte. Reisen, die, um diese Verfügung rückgängig zu machen, nach Paris und New-York unternommen worden waren, hatten keinen Erfolg gehabt, und es schien nichts anderes übrig zu bleiben, als daß die Schulen der Mission, die schon so sehr viel Gutes gestiftet haben, gänzlich geschlossen würden.

Die katholisch-französische Mission hat nördlich von Libreville ausgedehnte Ländereien erworben und betreibt auf ihrem großen parkähnlichen und sorgsam gepflegten Landbesitz nicht bloß den Unterricht im Lesen, Schreiben und den landläufigen Handwerken, sondern auch so etwas wie eine landwirtschaftliche Versuchsstation. In ihren Gärten, über denen mit Kennerblick der Elsässer Père Stoffel waltet, sah ich Kaffeesträucher, Cacaobäume, Cocospalmen, Oelpalmen, auf die Père Stoffel für die weitere Entwicklung des Landes in erster Linie rechnet, ferner Vanille, Erbsen, Bohnen, Spargel, Kohl, Salat, Radieschen, Gurken und auch Weinreben, denen, obwohl es im Lande selbst eine Art von wildwachsenden Reben gibt, das Klima doch so wenig bekommt, daß sie bloß kleine und fast gar keinen Saft enthaltende Beeren hervorbringen. Obwohl mehrere Grasarten hier vortrefflich gedeihen, so scheint deren Wert als Viehfutter doch nicht so groß zu sein als derjenige unserer europäischen Futtergräser. Kaninchen, mit denen man in der katholischen Mission viele Versuche gemacht hat, wollen, wahrscheinlich weil das zur Nahrung gereichte Gras allzu feucht ist, nicht recht gedeihen, während Meerschweinchen, die von Weißen und Schwarzen gern gegessen werden, sich mit überraschender Schnelligkeit vermehren. Von sonstigem Hausvieh sah ich noch Schweine, Truthühner, Hühner, Tauben und die sehr großen, wahrscheinlich einheimischen oder aber vor mehrern Jahrhunderten von den Portugiesen ins Land gebrachten Enten. Unter den eingebornen Knaben, die hier die Schule der Mönche, und

unter den Mädchen, die die Schule der Nonnen besuchen, findet man nicht bloß Gabunesen, sondern auch junge Sprößlinge aus den Fan-Dörfern, die sich, obwohl ihr Gesichtsausdruck wilder und häßlicher ist, durch größern Fleiß vorteilhaft vor den intelligentern, aber faulen Mpongwes oder Gabunesen auszeichnen sollen. Aber leider findet man auch hier die betrübende Thatsache, daß Schwarze, die lesen und schreiben gelernt haben, dünkelhaft werden und den Gipfel aller Cultur erklommen zu haben glauben.

Ungerechnet die französischen Truppen leben in Libreville gewiß nicht weniger als hundert Europäer, die teils Colonialbeamte, teils, und zwar überwiegend, allen möglichen Nationalitäten angehörige Kaufleute sind. Obwohl es drei Wirtshäuser (von Madame Pecqueur, Mr. Lagleyze und Mr. Gravier) gibt, in denen man Getränke und Speisen (aber keine Logirräume, die bloß bei den Eingebornen zu finden sein würden) erhalten kann, so leben dennoch die meisten französischen Beamten und Officiere ähnlich wie die deutschen Kaufleute, d. h. sie führen eigene Haushaltung mit eigenen Köchen und Stewards. Es kommt immer mehr in Aufnahme, daß die französischen Officiere, ähnlich wie der jetzige Gouverneur Herr Cornut-Gentille, ihre Frauen mit herausbringen. Zur Zeit mag es ungerechnet die katholischen Nonnen in Libreville etwa ein Dutzend europäischer Damen geben. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen ist durchaus nicht schlecht, soll aber früher bedeutend besser gewesen sein. Es mag den Franzosen bisweilen etwas beschämend vorkommen, daß an einem Orte, wo sie herrschen, ihr Handel doch allerhöchstens ein Viertel des Gesamthandels ausmacht und an Bedeutung vom deutschen Handel nicht bloß überragt wird, sondern diesem gegenüber beinahe verschwindet.

In materieller Hinsicht lebt man in Gabun recht behaglich. Auch ist an solchen Plätzen wie Eloby oder Libreville eher Ueberfluß als Mangel an Ankömmlingen und Neuigkeiten bringenden Besuchern. Lebensmittel und auch frisches Fleisch sind, allerdings zu hohen Preisen, reichlich vorhanden. Was dagegen grade in diesem Klima (Libreville liegt beinahe unter dem Aequator) am drückendsten empfunden wird, ist die Unmöglichkeit, sich Eis oder auch nur gekühltes Wasser zu beschaffen. Die Fabrication von Eismaschinen, die auch in tropischen Klimaten durchaus brauchbar und von nicht allzu complicirter Construction sind, ist eine Sache,

die ich unsern Industriellen aufs angelegentlichste ans Herz legen möchte. Meine Ansicht ist, daß, wer dabei das Richtige träfe, ein Vermögen damit machen könnte. Neunzig Procent aller nach Tropenländern gesandten Eismaschinen erweisen sich entweder sofort oder nach wenigen Tagen und Wochen als unbrauchbar. Was nutzt es, daß man Leuten, die eine Eismaschine kaufen, den Gedanken beibringt, als ob sie eine solche nun auch wirklich besäßen. Die augenscheinliche und nicht zu leugnende Thatsache, daß sie nicht einmal kaltes Wasser, geschweige denn Eis erhalten, wird andere Kaufliebhaber ganz gewiß abschrecken. Und doch gibt es in Deutschland ganz gewiß tüchtige Firmen, die brauchbare Eismaschinen zu liefern imstande sind. Aber es scheint, als ob deren Adressen noch viel zu wenig bekannt wären.

Was die Eingebornen anbelangt, so ist Gabun in bescheidenem Maße ein Culturmittelpunkt für alle umliegenden Landschaften. Die Mpongwes, gewöhnlich Gabunesen genannt, sind durch den Einfluß der Mission so sehr wie kein anderer zwischen Kamerun und dem Congo wohnender Stamm dem äußerlichen Wesen unserer Civilisation gewonnen worden. Es liegt dies nicht bloß daran, daß der Islam, der als der große Feind der christlichen Cultur betrachtet werden muß, diese südlichern Teile von Westafrica niemals erreicht hat, sondern muß auch wohl in der besondern Geistes- und Charakteranlage des Mpongwe-Volks begründet sein. Denn in Kamerun, wo doch auch vom Islam nicht die Rede sein kann, hat die Mission ähnliche Erfolge bisher niemals aufzuweisen gehabt. Uebrigens sind beinahe überall auf der Erde Missionare und Kaufleute geschworene Feinde. Die Kaufleute haben viel lieber mit heidnischen als mit christlichen Eingebornen zu thun, weil erstere, wie sie behaupten, ehrlicher seien. Hinter den Mpongwe wohnen die mit ihnen verwandten, aber viel weniger civilisirten Tschikiani und die dem Kamerun-Volke näher stehenden, noch ziemlich wilden Fan-Stämme.

Da die Mpongwe zu faul und auch zu stolz sind, um energisch das Land zu bebauen, und da ihnen weder der Handel noch der Fischfang unter allen Umständen einen ausreichenden Lebensunterhalt sichert, so müssen sie häufiger darben und Not leiden, als man beim Anblick des Landes und ihrer hübsch eingerichteten Häuser und Hütten erwarten sollte. Es wird wenig Fleisch gegessen, aber auf eine höchst ursprüngliche Art sehr viel gefischt. Abends wird

man erstaunt sein über die vielen Lichter und Lichtchen, die sich am Strande umherbewegen. Es sind das Krabbenfänger, die bei der Laterne kleine Taschenkrebse zu erwischen suchen. In den viereckigen, schrägdachigen, aus den Blattstielen der Raphiapalme erbauten Hütten der Eingebornen findet man nicht selten schöne Betten und andere europäische Industrie-Erzeugnisse, die allein schon auf einen höhern Culturgrad hindeuten, als ihn die übrigen Schwarzen dieser Küste erklommen haben.

Ein schönes und gradezu charakteristisches Specimen civilisirter Neger ist der schwarze Photograph von Libreville, der an der ganzen Küste von Westafrica bloß noch drei oder vier Berufsgenossen besitzt. Von Natur außerordentlich gut beanlagt und in seiner Art so etwas wie ein Künstler, ist er beinahe immer betrunken. Neuerdings lieferte er an gewöhnliche Sterbliche keine Bilder mehr, und zwar, wie die böse Welt behauptete, weil er aus Versehen seine Chemicalien ausgetrunken habe. Für mich aber that Joki — so war sein Name — etwas Außerordentliches, noch nie Dagewesenes, d. h. er arbeitete in meinem Dienste ungefähr eine Woche lang ohne jede Unterbrechung. Und warum das? Weil ich mit vergnügtem Gesicht zugehört hatte, als er auf unbeschreiblichem Harmonium und in deutscher Sprache die Wacht am Rhein vortrug. Eitelkeit ist der wundeste Punct im Charakter jedes Negers. Wer ihn dort zu fassen weiß, wickelt den Hartnäckigsten um den Finger, bis er gar nicht mehr sein eigener Herr ist. Uebrigens könnte es ein guter und fleißiger Photograph an dieser Küste zu einem Vermögen bringen.

Die Gabunesinnen, die im Gegensatz zu den häßlichen Fan-Weibern wirklich anmutige Gesichter besitzen, gehen barfuß, tragen aber lange, auch die Brust bedeckende und sehr sauber gehaltene Hüftentücher von greller Farbe. Ihre niedliche und höchst verwickelte Haarfrisur wird durch mehrere, aus den elfenbeinartigen, bloß sehr viel härtern Zähnen der Flußpferde gefertigte und recht hübsch geschnitzte Pfeile noch mehr hervorgehoben. Bei Frauen und Mädchen ist bisweilen der ganze Unterschenkel mit Perlenringen bedeckt, aber niemals bei Männern. Bei besonderm Anlaß sieht man die Gabunesinnen bisweilen in europäischer Kleidung, d. h. mit langen weißen Strümpfen, mit Stiefeletten und federgeschmücktem Hut. Einige, die sich ein kleines Vermögen erworben

haben, leben in niedlichen Häuschen und ahmen in Bezug auf Kleiderluxus unsere europäischen Damen nach.

Da die Frau in Africa eine Ware ist, für die es niemals an Käufern fehlt, so sind Unverheiratete in den meisten Gegenden etwas vollständig Unbekanntes. Anders in Gabun, wo das weibliche Geschlecht in mancher Hinsicht und mutatis mutandis eine ähnliche Stellung einnimmt wie in Frankreich und wo es viele verwitwete oder unverheiratete Frauen mit eigenem Haushalt gibt. Geht man mit einem in Libreville lebenden Weißen spaziren, so hört man jeden Augenblick den Ausruf: „Guten Tag, Schwager." Es scheint demnach beinahe, obwohl die kirchlichen Ehen doch immer nur einen verschwindend kleinen Procentsatz ausmachen, als ob ganz Libreville miteinander verschwägert wäre.

Die eigentümliche Negercivilisation von Libreville hat bereits den Grad erreicht, daß es sogar etwas wie Bälle gibt, auf denen bloß mit europäischen Gewändern und Schuhen bekleidete Negerinnen erscheinen, die sich Christinnen nennen. Aber so eine Schwarze im Walzer herumzuwerfen, dürfte bei dieser Temperatur eher Arbeit als Vergnügen sein. Auch zu den ursprünglichern Tanzfestlichkeiten der Eingebornen bedarf es nach dem Höflichkeitscomment der Mpongwe einer förmlichen Einladung, ohne welche die schwarzen Schönen ganz gewiß nicht erscheinen würden. Die bei solchen Gelegenheiten zum Tanze antretenden Mädchen tragen über den Fußknöcheln mehrere Dutzend schmaler Kupferringe, die beim Tanzen und beim Aufstampfen des Fußes auf den Boden ein rasselndes Geräusch von sich geben. Zum Hüftentuch kommt noch ein großes, leichtes, hellfarbenes, von der Brust bis zu den Füßen reichendes Stück Zeug hinzu, das um den Körper gelegt und über oder unter dem Busen in einen Knoten verschlungen wird. Diese Kleidung ist äußerst hübsch, ja, sogar malerisch, und da meistens hübsche Gesichtchen und eine sorgsame Frisur (melonenartig oder auch à la Pompadour) hinzukommen, so ist die äußere Erscheinung der meisten Tänzerinnen gar nicht übel. Beim Tanzen tragen die Mädchen in jeder Hand weiße Tücher, die sie mit graziöser Bewegung der Arme auf und nieder schwenken. Es sind fast lauter schlanke, gut gewachsene Figuren, die abwechselnd zum Einzeltanz vortreten oder auch, in einer Reihe stehend, gleich einem Gesangchor die Bewegungen der Vortänzerinnen begleiten. Die hier beliebte Art des Tanzens ist weder erotisch noch wild und aufregend.

Bei aller aufgewandten Grazie überwiegt der Eindruck des Scherzhaften. Man muß lachen, wenn man diesen Tanz sieht; ihn ernst zu nehmen, ist unmöglich. Die Tücher schwenkend tritt so ein schwarzbraunes Fräulein vor und beginnt mit einer in unglaublich schnellem Tempo erfolgenden Bewegung der Hüften und der Oberschenkel sich langsam weiterzuschieben. Dabei rasseln und knirschen die kupfernen Ringe und langsam in nicht ungraziöser Weise beugt sich der Oberkörper vorwärts und rückwärts. Der Rhythmus des Tanzes wird durch lange, dünne Trommeln angegeben, die man mit urwüchsigen Schlägeln bearbeitet. Dazu singt dann die ganze Gesellschaft, ehe der eigentliche Tanz beginnt, ein paar der Gelegenheit entsprechende Worte, z. B. „Bolani ntangani“ (seid willkommen, ihr weißen Männer!) oder irgend etwas Aehnliches. An manchen Puncten der westafricanischen Küsten habe ich schönere Frauen gesehen als irgend eine in Gabun; aber an kaum einem andern Orte Westafricas dürfte die Gesamtheit der Frauen und Mädchen so verhältnismäßig hübsch sein wie grade hier. Die Mpongwes, deren Zahl sich kaum auf mehr als 1200 bis 1500 belaufen mag, haben es zu einer für Negerverhältnisse auffallenden Sittenverfeinerung gebracht, die allerdings mit großer Trägheit Hand in Hand geht. Sie glauben als Rasse durchaus nicht hinter den Europäern zurückzustehen, die ihnen bloß durch größere Kenntnis der Bücher und deren Inhalts überlegen seien.

Von der verhältnismäßigen Geringfügigkeit des Ackerbaues habe ich bereits gesprochen. Nicht besser steht es mit der Viehzucht. Das einheimische Rindvieh, dessen es aber nur sehr wenig gibt, ist sehr klein und hat kurze, grade Hörner. In Gabun wird zwar in sehr geringen Mengen frische Milch verkauft, aber da man sie häufig verfälscht, so ist ihr die allgemeine Stimmung nicht günstig. Die Kühe geben ohnehin auch nicht annähernd so viel Milch wie europäische. Und dann sind auch die Eingebornen zu faul, sie zu melken. Meistens heißt es schon nach wenigen Tagen: „Milk no live for come any more.“ Als Schlachtvieh werden aus den portugiesischen Besitzungen ganze Herden magerer Ochsen nach Gabun verschifft. Diese Tiere sind von sehr viel höherm Wuchse als das einheimische Rindvieh und haben außerordentlich lange, bogenförmig geschweifte Hörner. Bloß der Woermannsche Hauptagent Consul Schultze, die französische Regierung und auch ein Schwarzer besitzen Pferde, deren Zahl sich keinesfalls auf mehr

denn ein Dutzend beläuft. Consul Schultze hat die hohe hannoversche Pferderasse hier eingeführt, während meines Erachtens die kleinen Pferde von Madeira, von Teneriffa oder von Principe das feuchte Küstenklima besser würden vertragen können.

Das Klima von Gabun, das mir persönlich allerdings sehr schlecht bekommen ist, steht im Vergleich zu andern africanischen Küstengegenden nicht grade in übelm Ruf. Alles in allem hat das westafricanische Klima überhaupt nicht bloß, wie bisweilen angenommen wird, Nachteile, sondern auch sehr große und fast unschätzbare Vorzüge, zu denen ich in erster Linie das gänzliche Fehlen jeder Art von Staub und die Seltenheit der bei uns so häufigen Schnupfen und sonstigen Erkältungen rechnen möchte. Die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums im März ist die ungesundeste des ganzen Jahres, und es sind um diese Zeit während meiner Anwesenheit in Gabun in einer Woche nicht weniger als vier Franzosen gestorben. Die im December beginnende und bis Ende Januar oder Anfang Februar andauernde kleine Trockenzeit, in der es durchaus nicht an gelegentlichen Regengüssen mangelt, ist die angenehmste Zeit des ganzen Jahres. Februar und März folgt bei schwüler Temperatur die durch Tornados, Gewitter und Platzregen sich bemerkbar machende stürmische Regenzeit. April, Mai und halber Juni sind die Monate der großen Trockenzeit. Auch die Zeit von Mitte Juni bis Ende September kann man noch als Trockenzeit bezeichnen, obwohl der Himmel dann meistens bedeckt ist. Besonders um diese Zeit pflegt von etwa 1 bis 8 Uhr nachmittags die Seebrise und nachts die Landbrise zu wehen; frühmorgens wird es bisweilen ganz empfindlich kühl. October, November und ein Teil des December sind die Monate der kleinen Regenzeit, in der die Nächte meistens ziemlich klar sein sollen.

Den Ogowe-Strom, der im Gegensatz zu den übrigen Teilen des französischen Colonialreichs in Westafrica als de Brazzas besondere Domäne angesehen werden kann, habe ich bloß an seiner Mündung kennen gelernt. Dort ist von Brazzas Untergebenen, deren wohl einige Hundert sein mögen, bei Cap Lopez eine sogar mit mehrern kleinen Kanonen ausgerüstete Station eingerichtet worden, weil der Ort sich ganz besonders zum Verschiffen der für den Ogowe bestimmten Waren eignet. Zu den Brazza-Leuten, die hier wohnen (ein Stationschef, ein Zollbeamter und 10 Laptots), ist zu Anfang 1885 noch eine Factorei der englischen Firma John

Holt u. Co. hinzugekommen. Die Gegend bei Cap Lopez ist berühmt als einer der besten Jagdgründe an der westafricanischen Küste. Woher diese Ansicht stammt, ist mir unbekannt. Leute, die niemals bei Cap Lopez gewesen sind, geschweige denn dort gejagt haben, erzählen mit vollster Ueberzeugungstreue, daß, wer Elefanten, Büffel oder Gazellen schießen wolle, bloß nach diesem gottbegnadeten Jagdrevier zu reisen brauche. Bei näherer Erkundigung an Ort und Stelle kam ich zu der Ueberzeugung, daß bei Cap Lopez weder mehr noch weniger Wild sei als anderwärts an der westafricanischen Küste. Kleine, gradhörnige und sehr gefährliche Büffel scheinen dort allerdings, wenn auch nicht in nächster Nähe der Brazzaschen Anlagen, ziemlich häufig zu sein. Ein inzwischen verstorbener Herr Hugo v. Koppenfels, der, um Gorillas zu jagen, mehrere Jahre lang bei Gabun und Cap Lopez lebte, wurde bei der Büffeljagd von einem angeschossenen Stier lebensgefährlich verwundet. Cap Lopez ist das westliche Ende einer jener niedrigen Inseln, deren es zwischen den verschiedenen Mündungsarmen des Ogowe so viele gibt. Savannenartige Grasflächen wechseln dort mit Busch- und Waldcomplexen. Auf mehrstündigem Umherstreifen mit Herrn Wolf, Herrn Abraham und Herrn Liesberg schossen wir bloß einige graue Papageien, obwohl Hunderte dieser in Westafrica so sehr häufigen Vögel in Schwärmen von etwa einem halben oder ganzen Dutzend, aber in allzu großer Höhe über uns dahinzogen. In der Trockenzeit sollen manche Seitenarme des Ogowe gradezu von Flußpferden wimmeln, während man in der Regenzeit diese Dickhäuter sehr viel seltener sieht. Gorillas scheinen an der westafricanischen Küste bloß zwischen Kamerun und dem Congo vorzukommen. Schimpansen sind außerordentlich viel häufiger. Von beiden werden bloß junge Tiere zum Verkauf angeboten. Junge Schimpansen bekommt man schon für wenige Pfund Sterling; Gorillas kosten aber doch immer gegen 400 bis 600 ℳ. Die große Schwierigkeit besteht darin, die Tiere lebend nach Europa zu bringen. Wenigstens 95% aller Gorillas, die an dieser Küste aufgekauft werden, sterben auf der Seereise. Der erste nach Europa gebrachte Gorilla wurde mit 20 000 ℳ bezahlt und so sorgfältig gepflegt, wie kaum das kranke Kind einer fürstlichen Familie.

Gegen früher hat der Ogowe insofern an Bedeutung verloren, als Brazza oberhalb von Njole Posten, wo ein französischer Militärposten stationirt ist, keine Factoreien mehr gestattet. Und

doch ist Consul Schultze, den man als einen der ersten Pioniere der Ogowe-Forschung bezeichnen kann, vor Brazzas Ankunft bis weit über Njole Posten hinaus vorgedrungen. Aber wie die Verhältnisse heute liegen, haben die Missionare, denen Brazza keine Grenze gezogen hat, einen großen Vorsprung vor den Kaufleuten. Im Februar 1885 ist de Brazza mit einer Expedition von 60 Schwarzen und einem Weißen abermals den Ogowe hinaufgefahren. Er führte 60 eiserne Kasten mit sich, die zusammengesetzt einen zerlegbaren Dampfer mit bloß sieben Zoll Tiefgang darstellen sollten. Brazza soll damals abgemagert und verkommen ausgesehen und sich des Waschens überhaupt vollständig entwöhnt haben. Brazza, der bei den in regelrechtem Dienst angestellten französischen Colonialbeamten durchaus nicht beliebt ist, legt den am mittlern Ogowe Handel treibenden deutschen Kaufleuten so viel Hindernisse wie nur irgend möglich in den Weg, verschmäht es aber durchaus nicht, sich und seine Leute ohne Zahlung oder Gegenleistung auf den deutschen Dampfern befördern und beköstigen zu lassen.

Zwischen Ogowe und Congo erstreckt sich jene Loango-Küste, von der aus (1873 bis 1875) die deutsche Loango-Expedition unter Dr. Paul Güßfeld vergeblich ins Innere vorzudringen versucht hat, bis sie schließlich durch eine unter ihren Leuten ausgebrochene Epidemie (von 100 Trägern starben 70) zur Rückkehr gezwungen wurde.

Südlich vom Ogowe trifft man auf die Handelsplätze Rembo-Nkomi, Banga-Ngovy, Sette-Cama, Nyanga, Majumba, Kuilu, Loango, Punta-Negra, Massabe, Landana und Kabinda, von denen die drei letztern schon zum portugiesischen Besitz und nicht mehr zum französischen Colonialreich gehören.

Bei Majumba empfängt uns flacher, sandiger Strand mit dahinter gelegenen wohlbewaldeten Hügeln. Im Hintergrunde bemerkt man etwas höhere, aber doch nicht sehr ansehnliche Berge. Die Brandung fand ich in Majumba wieder einmal etwas ungemütlich, aber doch bei weitem nicht so schlimm wie an der Sklaven- und Goldküste. Bismarck und Moltke, die altbewährten Hauptleute der Kru-Männer des „Carl Woermann“, brachten mich glücklich durch die Brandung hindurch, wobei mir Moltke versicherte, daß er nächstens nach Deutschland reisen würde, um seinen großen Namensvetter zu sehen.

Bei Majumba führt auf eine weite Strecke, aber beinahe

parallel mit dem Meere, eine flußartige Lagune ins Land hinein. Ihre Ufer sind, soweit man sie überhaupt befahren hat, mit Mangrove-Busch bestanden, an dessen Wurzeln Tausende und aber Tausende von Austern sitzen. Anstatt der Sandufer findet man an diesem Flusse bloß Bänke, die, so tief man auch nachgraben mag, aus Austernschalen bestehen. Bei einer Bootfahrt auf dieser Lagune schoß einer meiner Begleiter mehrere Becassinen und einen sehr großen, adlerartigen Raubvogel mit gewaltigen Fängen. Eine ziemliche Strecke weiter aufwärts soll es in großer Anzahl Flußpferde geben, denen vor nicht langer Zeit der deutsche Agent des Hauses Hatton u. Cookson beim Umschlagen des Bootes zum Opfer gefallen ist. Die Factoreien von Majumba liegen auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Lagune, und zwar einige am Meer und andere an den Lagunen. Der Ufersand knirscht beim Gehen in höchst unangenehmer Weise unter den Füßen, etwa ähnlich wie bei starkem Frost der Schnee. Bis zur Berliner Conferenz war Majumba nächst Sette-Cama die nördlichste Station der Association Internationale Africaine. Ich sah dort zwei Haussas mit Snidergewehr und blauer Zuaven-Uniform, aber barfuß, auf Posten stehen. Der Stationsvorsteher hatte niemals irgendwelche Verwaltungsrechte in Anspruch genommen und niemals einen Versuch gemacht, die Gerichtsbarkeit auszuüben. Er hielt aber, als ich ihn besuchte, drei Neger in seinem Keller gefangen. Er hatte sich grade ein recht hübsches Häuschen erbaut, als ihn die Nachricht traf, daß alle diese nördlichern Stationen an Frankreich überliefert werden würden. Einige Wochen vor meiner Ankunft in Majumba war auf dem englischen Dampfer Biafra eine Gesellschaft von 42 americanischen Methodisten und Methodistinnen hier durchgekommen. Mehrere Familien waren in Majumba zurückgeblieben, litten aber bereits derart am Fieber, daß man für alle das Schlimmste befürchtete.

Obwohl Landana durch die erwähnte Uebereinkunft zwischen Frankreich, Portugal und der Association Internationale Africaine den Portugiesen zugefallen ist, so sind doch grade hier weit mehr französische Interessen vertreten, als an den meisten übrigen Plätzen des französischen Colonialbesitzes. Die Gärten und Plantagen — namentlich ausgedehnte Orangenpflanzungen — der französischen Mission in Landana sind die großartigsten an dieser ganzen Küste. Nicht weit von den sehr umfangreichen Gebäuden dieser Mission

steht auf hohem Hügel das Haus des Dr. Lucan, eines sehr tüchtigen französischen Arztes, der seit neun Jahren mitsamt seiner Familie an dieser Küste lebt. Ein Sumpf, der zur Zeit der Flut voll Wasser, zur Zeit der Ebbe dagegen halbtrocken ist und der bis weit ins Land hinein reicht, macht Landana zu einem etwas weniger gesunden Aufenthaltsort, als dies sonst unzweifelhaft der Fall sein würde. Landschaftlich ist dagegen Landana ein kleines Juwel. Hohe und hübsch begrünte Hügel treten hier bis dicht ans Meer heran. Während die Scenerie nach Norden hin immer eintöniger wird, setzt sich das hübsche Bild von Landana in südlicher Richtung bis beinahe zum Nordufer der Congomündung fort.

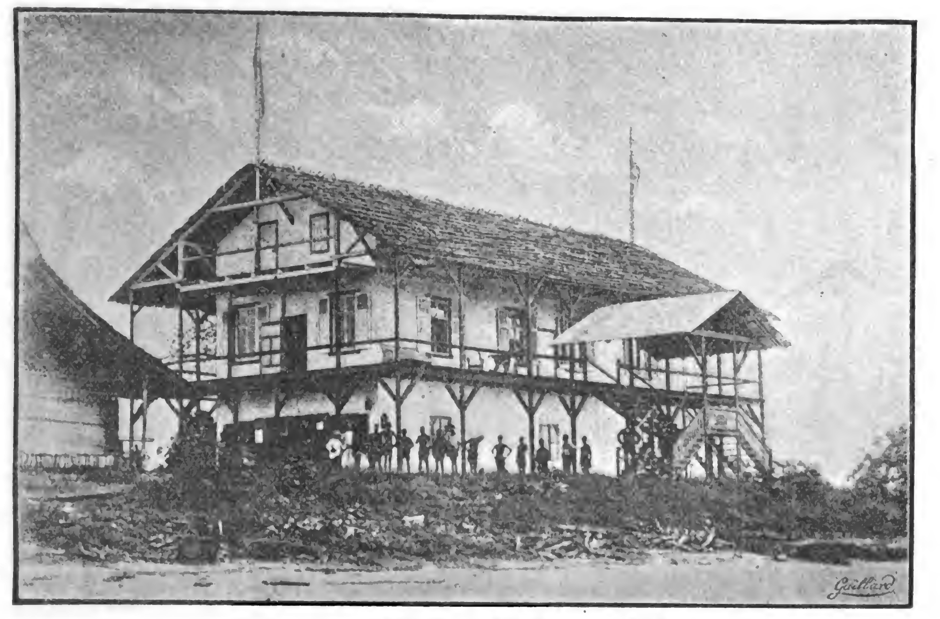
Und nun einige Worte über die Handelsverhältnisse des französischen Colonialreichs in Westafrica. Die Stellung der in Westafrica lebenden deutschen Kaufleute ist während des letzten Jahrzehnts eine ganz andere als früher, sie ist eine wesentlich bessere geworden. Von unserm Lande und Volke spricht man zum wenigsten mit gleicher, aber ich möchte wohl behaupten, mit größerer Hochachtung, als von allem, was englisch und französisch ist. Wie auch könnte es anders sein, da der friedliche Eroberungskrieg, den die Deutschen hier führen, alljährlich und beinahe täglich die Grenzen ihrer Macht und ihres Einflusses weiter vorschiebt. In Westafrica fühlt man so recht, was unter dem Parteigezänk daheim nur zu leicht vergessen wird, daß wir nämlich ein aufwärtsstrebendes Volk sind. Welcher Aufschwung, seit es dem Verfasser dieses Buches zum ersten Mal vergönnt war, fremde Länder zu bereisen! Welche Ausbreitung des deutschen Handels! Welche veränderte Wertschätzung der deutschen Industrie-Erzeugnisse. Vielleicht auch, und das möchte ich dahingestellt sein lassen, ist nur ein Teil davon wirklicher und ein andrer Teil bloß scheinbarer, aus dem Rückgang andrer Nationen sich ergebender Aufschwung. Ein solcher Rückgang scheint mir ebenso unleugbar zu sein wie die Thatsache des eignen Vorwärtsmarsches. Die früher recht bedeutenden Handelsinteressen der Franzosen schrumpfen trotz der schnell auf einander folgenden Colonialerwerbungen immer mehr zusammen, und zwar wohl vorwiegend deshalb, weil sich weder Kaufleute noch Eingeborne unter dem französischen Säbelregiment besonders glücklich fühlen. Selbst alte Häuser, wie z. B. Regis aîné et Cie. und Cypr. Fabre et Cie. zeigen weit mehr Neigung, ihren Geschäftsbetrieb

einzuschränken als ihn auszudehnen. Auch die Engländer machen außer am Niger zum wenigsten keine Fortschritte mehr.

Ebenso wie in Ostasien so ragen auch in Westafrica die Deutschen weniger durch ihre Anzahl als durch ihren Einfluß hervor. Die Zahl der Deutschen in Südbrasilien ist beinahe tausendmal größer, und doch haben die Deutschen in Westafrica mehr Einfluß als in Südbrasilien. In den meisten Sprachen der Küstenbewohner wird ein und dasselbe Wort, nämlich dutch, dytsch oder kopini (von company) zur Bezeichnung von Deutschen und von Niederländern angewandt. Die Eingebornen sind eben mit den Niederländern bekannt geworden, als diese sich selbst noch als Niederdeutsche bezeichneten. Derselben Quelle ist ja auch das englische Wort für „holländisch“ entsprungen.

Manche westafricanische Stapelartikel werden fast ausschließlich und von den Kaufmannshäusern aller Nationen aus Deutschland bezogen, und zwar deshalb, weil sie dort am billigsten hergestellt werden können. Hierzu rechne ich in erster Linie Spiritus, den fast die ganze Welt von Hamburg bezieht; ferner Pulver, Eisenwaren und gewisse Sorten Manufacturwaren. Selbst französische Firmen chartern deutsche Segelschiffe, um solche Waren direct von Hamburg zur westafricanischen Küste zu bringen. Auch die deutsche Reederei hat sich in Bezug auf den Warenverkehr derjenigen aller übrigen Länder gewachsen und vielleicht sogar überlegen gezeigt. In Bezug auf den Postverkehr und in Bezug auf die auch für den Personen- und Warenverkehr wichtige Regelmäßigkeit kann die deutsche Reederei leider noch nicht ganz mit den vom Staat unterstützten Portugiesen und mit den capitalkräftigen Engländern concurriren. Als Passagierdampfer sind die Woermannschen Schiffe namentlich bei Deutschen und Franzosen beliebt. Obwohl diese Woermannschen Dampfer mit dem 1. Januar 1886 von der „Africanischen Dampfschiffs-Actien-Gesellschaft Woermann-Linie“ übernommen werden, so bleibt die Leitung doch nach wie vor beim Hause Woermann.

In wenigen europäischen Colonieen spielt der deutsche Handel eine so hervorragende Rolle wie in der französischen Besitzung Gabun. Aber man möge nicht etwa glauben, daß dies der vortrefflichen französischen Colonialverwaltung zu verdanken sei. Im Gegenteil, der Handel von Gabun ist durch den Verkehr mit den umliegenden freien Gebietsteilen groß gezogen worden und ist,



Factorei von Gödelt u. Gütschow in Gabun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

seit der größte Teil dieser früher unabhängigen Länder dem französischen Colonialreich einverleibt wurde, kaum mehr imstande, die erdrückenden Auflagen und Beschränkungen, welche die französische Colonialverwaltung mit sich bringt, zu ertragen. Aber da nun einmal in die Factoreien und sonstigen Anlagen sehr große Capitalien hineingesteckt worden sind, so können die deutschen Kaufleute ihr Geschäft bloß sehr allmählich von Gabun aus nach andern Plätzen verlegen. In erster Linie sind die Chicanen der französischen Colonialverwaltung der kleinen, dem Namen nach unter spanischer Herrschaft stehenden Insel Eloby zugute gekommen, wo schon jetzt beinahe ebenso umfangreiche Warenlager bestehen wie in Libreville, der Hauptstadt des französischen Colonialreichs. Die Zahl der in Libreville errichteten Firmen ist übermäßig groß und dem entsprechend die Concurrenz dermaßen entwickelt, daß manche Kaufmannshäuser ihr Geschäft bloß noch ehrenhalber und ohne nennenswerten Verdienst fortsetzen.

Ausfuhrartikel von Gabun sind Kautschuk, Ebenholz, Palmöl, Palmkerne, Elfenbein und Gummi. Eingeführt werden Manufacturwaren, Kurzeisen, Pulver, Holzwaren, Spirituosen, Glas, Waffen, Möbel, Steingut u. s. w. Nach dem Zolltarif vom 7. November 1884 werden pro Hektoliter Alkohol (von 56 Centigrad) 1 Franken, pro Hektoliter Wein (von 16 Grad und darüber) 10 Franken, pro Hektoliter Bier 5 Franken, für je 100 Kilogramm Conserven 10 Franken, für jedes Handelsgewehr 2 Franken und für Gewebe 10 Procent vom Wert erhoben. Französische Waren genießen einen Vorzug von 60 Procent, einerlei unter welcher Flagge die Schiffe segeln, auf denen sie eingeführt werden. Solchen Zöllen entsprechend sind die Verkaufspreise in den Läden der Factoreien verhältnismäßig hoch, so z. B. für die Flasche Bier 1,50 Fr. und für ein elendes Steinschloßgewehr 25 Franken.

Den Verkehr mit der nördlich und südlich von Gabun sich erstreckenden Küste vermitteln für Hatton u. Cookson die Dampfer Batanga und Fallaba, für John Holt u. Cie. der Flußdampfer Oviro, für Pierre Soyaux der Gabon, für Louis Royer u. Cie. eine Dampfbarcasse und für Conqui aîné & Cie. die beiden Dampfer Conqui und Jeanne et Louise.

Zwischen Gabun und der Mündung des Ogowe gibt es Woermannsche Factoreien in Cama am Rembue-Fluß (2 Weiße)

und in Ngola. Auch betreffs des Ogowe wird der nichtfranzösische Handel durch allerlei Beschränkungen gehemmt und an weiterer Entwicklung verhindert. Jede Firma, die auf dem Ogowe Handel treiben will, muß in Gabun etablirt sein, und jedes Schiff, welches den Ogowe hinauffahren will, muß zuerst Libreville anlaufen. Consul Schultze, der in Gabun ansässige Hauptagent der Firma C. Woermann, hat 1871 die ersten Factoreien am Ogowe angelegt, worauf dann Hatton u. Cookson bald darauf nachfolgten. Aber während die Kaufleute schon Mitte der siebenziger Jahre bis Aduma vorgedrungen waren, gestattet de Brazza jetzt nur noch Factoreien unterhalb von Njole Posten.

Befahren wird der Ogowe von den Dampfern Okota (C. Woermann), Akelle (Jantzen u. Thormählen) und Gambia (Hatton u. Cookson).

Südlich vom Ogowe folgt eine Anzahl Fluß- und Lagunenmündungen, die man nach Analogie der Oelflüsse und weil hier hauptsächlich Kautschuk eingehandelt wird, als „Kautschukflüsse" bezeichnen könnte.

Loango, wo es einen französischen Militärposten und eine katholische Mission (Succursale derjenigen von Landana) gibt, ist mehr Centraldepot für die umliegenden Factoreien als Handelsplatz. In Landana, in dessen Nähe der Tschiloango-Fluß mündet, werden vorwiegend Palmöl und Palmkerne, aber nur sehr wenig Kautschuk eingehandelt. Ich fand die Bewohner in großer Sorge, weil man wegen mangelnden Regens eine Hungersnot befürchtete. In dem südlich von Landana gelegenen und ebenso wie dieses unter portugiesischer Herrschaft stehenden Kabinda befindet sich das Centraldepot von Hatton u. Cookson (eine der umfangreichsten Factoreien von Westafrica).

Capitel IX.

Eine deutsche Kaffeeplantage.

(Die Woermannsche Sibange-Farm bei Gabun. — Liebliches Landschaftsbild. — Arabischer, Liberia- und Busch-Kaffee. — 26 000 Kaffeebäume. — Die Beschaffenheit des erzeugten Kaffees ist ausgezeichnet, aber die Menge sehr gering. — Ceylon-Gras. — Einrichtungen zum Schutz gegen die Ameisen. — Vey-Leute und Kabinda-Arbeiter. — Bloß ein zeitweiliger, aber kein dauernder Mißerfolg. — Im Kamerun-Gebirge liegen die Verhältnisse viel günstiger.)

Der Besuch der in reizendster Scenerie gelegenen, mit allen besten und luxuriösesten Einrichtungen eines wohlgepflegten Landguts ausgestatteten Woermannschen Sibange-Farm hat mich sehr verstimmt und für einige Tage beinahe melancholisch gemacht. O, möchten meinem Vaterland allzu bittere Erfahrungen auf dem Felde der glorreich begonnenen Colonialpolitik erspart bleiben! Ganz ausbleiben werden solche Enttäuschungen nicht und können sie es nicht. Aber je gewissenhafter jeder Deutsche auf dem ihm angewiesenen Felde seine Pflicht thut, desto geringer werden die niemals ganz zu vermeidenden Mißerfolge sein. Mir persönlich würde es unbeschreiblich bitter sein, wenn das, was ich als der erste schriftstellerische Besucher der deutschen Colonieen über dieselben sage, in diesem oder jenem Puncte zu Täuschungen und falschen Unternehmungen Anlaß gäbe. Und deshalb möchte ich ausdrücklich darum bitten, meine Arbeiten als nichts anderes aufzufassen, als was sie sein sollen, nämlich eine gewissenhafte Schilderung dessen, was ich gesehen und vorgefunden. Aber da

ein Schriftsteller, der von den gesamten Verhältnissen eines Landes ein möglichst anschauliches Bild entrollen soll, unmöglich in allen Dingen Fachmann sein kann, so wäre es ungerecht, wenn man ihm unausbleibliche Fehler, so weit sie in gutem Glauben begangen wurden, zur Last legen wollte. Ebenso wenig wie der Maler, der ein Ackerfeld zeichnet, praktischer Landwirt zu sein braucht, ebenso wenig der Schriftsteller. Aber für weitschichtige Unternehmungen, in die Capital und Arbeitskraft hineingesteckt werden, sollte ein Gemälde ebenso wenig maßgebend sein wie eine erzählende Schilderung. Der Schriftsteller ist strafbar, wenn er wissentlich frevelt, wenn der Grundton des von ihm gelieferten Gemäldes der Wahrheit nicht entspricht. Aber von ihm zu verlangen, daß die Ackererde, die er, nach äußern Anzeichen urteilend, für fruchtbar hält, nun auch wirklich allen Anforderungen an große und größte Fruchtbarkeit entspreche, wäre eine Mißverkennung der allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit. Da ich mehr als zur Genüge von Unternehmungen gesehen habe, die nicht ohne einen gewissen Leichtsinn auf ganz allgemeine Angaben und Berichte hin vom Stapel gelassen worden sind, so glaube ich nicht oft genug wiederholen zu können, daß bei Unternehmungen, die für jemandes Leben oder Vermögen entscheidend sind, bloß das eigene Urteil maßgebend sein sollte.

Von den deutschen Factoreien in Gabun aus kann man zu Pferde bequem in 1¼ oder zu Fuß in 2 Stunden zur Woermannschen Kaffeeplantage gelangen. Meine Begleiter auf diesem kleinen Ausfluge waren Major Hoddister von der Congo-Gesellschaft und der junge Baron v. Hammerstein, der sich landwirtschaftlicher Studien halber hier aufhielt. Consul Schultze hatte von Eloby aus Auftrag gegeben, daß uns Pferde zur Verfügung gestellt würden, eine Annehmlichkeit, die, da es grade der ungesundeste Monat war und wir alle mehr oder minder am Fieber litten, mit großer Dankbarkeit entgegengenommen wurde. Das Hinterland von Gabun ist sehr stark coupirtes Terrain, wie man es beim ersten Anblick der Küste ganz gewiß nicht erwarten sollte. Schattiger Hochwald und grasbestandene oder auch von einzelnen Oelpalmen überschattete Prairieen wechseln in angenehmer Reihenfolge. Einzelne bachdurchrauschte und buschbestandene Thäler sind von äußerster, kaum zu beschreibender Lieblichkeit. Wer dieses Land sieht, ohne näher auf den Boden zu achten, müßte es für

sehr fruchtbar halten. Der Weg von Gabun bis zur Farm ist gut gehalten, besser als irgend einer, der jemals von der französischen Regierung gebaut worden wäre. Aber zwischen dem ältern und dem neuern Teil der Plantage sind einige über den Maweli-Creek führende Brücken in Verfall geraten, sodaß man wenigstens zu Pferde bloß mit Schwierigkeit hinüber gelangen kann. Der Gegensatz zwischen dem urwüchsigen Dickicht des Waldes und den wohlgepflegten Pflanzungen tritt um so auffälliger hervor, da in Westafrica sonst bloß die nachlässig angelegten Felder der Eingebornen die Eintönigkeit der Wildnis unterbrechen. Nichts Lieblicheres als so ein mit den in regelrechten Reihen stehenden Kaffeebäumen bekleideter Hügel. In Brasilien sieht man auf tagelangen Reisen nichts anderes als diese mit brachliegendem Boden abwechselnden Pflanzungen. O, möchte es deutschem Fleiße beschieden sein, Westafrica zu einer ähnlichen Stufe der Entwicklung emporzuheben.

Auf Java sind die Gehänge, an denen Kaffee gepflanzt wird, viel steiler, aber man schützt die Ackerkrume durch vereinzelte, beim Roden des Waldes stehen bleibende Bäume, die gleichzeitig den jungen Kaffeepflanzen gegen allzu starken Sonnenbrand Schutz verleihen. Ohne diese Vorsicht würde der Humusboden schon bald von den Güssen der Regenzeit hinweggewaschen werden. Bei Gabun hat man diese Vorsicht ebenso wenig angewandt wie in den ebenfalls bloß hügeligen und fast nirgendswo bergigen Kaffeegegenden Brasiliens. Auf der Woermannschen Kaffeeplantage ist fast durchweg Liberia-Kaffee angepflanzt worden. Außerdem findet man einige wenige Bäume oder Sträucher arabischen Kaffees und auch einige Exemplare, die als Buschkaffee bezeichnet werden. Diese letztere Sorte, deren gelblich grünes Laub viel heller ist als dasjenige des liberianischen Kaffees, hat man wildwachsend im Lande angetroffen und nimmt an, daß der liberianische Kaffee bloß eine durch die Cultur veredelte Abart sei. Auf eine Hektare rechnet man ebenso wie in Brasilien 900 bis 1000 Kaffeebäume, während auf den fruchtbaren Gehängen der javanischen Berglande und auch Ceylons die einzelnen Bäume oder Sträucher viel dichter beieinander stehen. Auf der sogenannten „neuen“ Sibange-Farm gibt es 7000 fruchttragende und 13 000 neugepflanzte Kaffeebäume. Die alte Farm, in deren Bereich die meisten Bäume eingegangen sind, mag deren noch 6000 enthalten. Der Ertrag

der Farm, in die bedeutende, sich auf mehrere hunderttausend Mark belaufende Capitalien hineingesteckt worden sind, hat den Erwartungen nicht entsprochen. Der nach Europa gesandte Kaffee wurde, falls er vorher sorgfältig gereinigt und von jedem Bruch gesäubert worden war, für sehr schön gefunden. Aber die Gesamtmenge des nach Hause gesandten Kaffees dürfte höchstens auf hunderte von Pfunden zu veranschlagen sein, sodaß also das in Bezug auf die Beschaffenheit sehr günstige Ergebnis durch die Geringfügigkeit des Ertrags wieder aufgewogen und in Schatten gestellt wurde. Es ist bezeichnend für den Stand des Unternehmens, daß man noch jetzt auf der Farm selbst von Hamburg gesandten Kaffee trinkt.

Als Grund, weshalb die Kaffeebäume der Sibange-Farm nicht recht gedeihen wollen, werden in erster Linie die beschränkte und gar nicht übermäßige Fruchtbarkeit des Bodens und in zweiter die geringe Tiefe der Ackerkrume angeführt. Der Kaffeebaum hat eine sehr tiefgehende Pfahlwurzel, und sobald dieselbe den anstoßenden Fels erreicht, ist es mit dem Wachstum vorbei. Sowohl auf der alten wie auf der neuen Farm habe ich bloß gelbgraue, sandige, ab und zu durch Humusschichten bräunlich gefärbte Erde gesehen. Uebrigens sahen die Bäume der Sibange-Farm nichts weniger als kränklich aus und soweit ich darüber zu urteilen vermag, sogar recht üppig. Ein großer Teil war mit Früchten überladen. Und dennoch und trotz alledem ein geringer Ertrag! Man darf aber nicht vergessen, daß zu einem praktischen Erfolg etwas mehr gehört als der Ehrenerfolg eines Botanischen Gartens. Was nutzt es, daß so und so viel Bäume gut aussehen, während die fünffache Anzahl zugrunde geht. Dazu kommt, daß die Einrichtungen zum Trocknen des Kaffees, in die man auf Java und Ceylon große Capitalien hineingesteckt hat, auf der Sibange-Farm noch recht mangelhaft sind, und daß das Auslesen des ungewöhnlich viel Bruch enthaltenden Kaffees grade hier, wo die Arbeitskräfte so kostspielig sind, sehr teuer zu stehen kommt. Das Gedeihen grade des Kaffees hängt von mancherlei Vorbedingungen ab, die, wo sie nicht ohnehin schon vorhanden sind, unmöglich hergestellt werden können. Vielleicht würde hier Cacao, mit dem man auf Fernando Po und bei Victoria am Fuße des Kamerun-Gebirges gute Resultate erzielt hat, sehr viel besser gedeihen. Auch Vanille kommt in den Gärten



Wohnsitz des Woermannschen Hauptagenten in Gabun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

der katholischen Mission zu Gabun recht gut vorwärts. Es scheint aber, als ob Herr Woermann, abgesehen von der Pflege und Ausnutzung der vorhandenen Kaffeebäume, in erster Linie dem Tabakbau seine Aufmerksamkeit zuwenden wollte. In Westafrica, wo die Arbeitskräfte nicht bloß teuer, sondern auch schwer zu beschaffen sind, können bloß solche Culturen gut rentiren, welche in aller und jeder Hinsicht dem Klima und der Eigenart des Bodens entsprechen. Weshalb sich gewisse Länder und Klimate ganz besonders für gewisse Pflanzengattungen eignen, wird wohl niemals bis in alle Einzelheiten hinein festgestellt werden können. Soviel ist sicher, daß Westafrica das Land der Oelpalme ist, daß dieselbe nirgendswo sonst auf der Erde so gut gedeiht wie grade hier. Aber daß auch neue Culturgewächse mit Vorteil hierher verpflanzt werden können, zeigt das Beispiel des auf Prof. Schweinfurths Rat gesäten Ceylon-Grases, mit dem man, da es vortreffliche Weiden für das Vieh gibt, auf der Sibange-Farm sehr gute Erfahrungen gemacht hat.

Nähert man sich der Farm, so könnten die schönen, an Europa erinnernden Gebäude den Gedanken erwecken, daß man ein reiches und wohlgepflegtes Landgut vor sich habe. Die beiden umfangreichen Wohnhäuser, die von Herrn Soyaux erbaut und während geraumer Zeit von ihm und seiner Frau bewohnt worden sind, stehen auf eisernen Pfosten, an denen, da sie von wassergefüllten eisernen Schalen umgeben sind, die Ameisen nicht heraufkriechen können. Die Arbeiterwohnungen, die Vorratshäuser, Pferdeställe u. s. w. sind aus Wellenblech erbaut. Da Herr Soyaux, der Begründer und bisherige Leiter der Sibange-Farm, einige Wochen vor meiner Ankunft nach Europa zurückgekehrt war, so vermochte ich von dem zeitweiligen Verwalter, Herrn Mahncke, bloß Angaben über den gegenwärtigen Stand, nicht aber über die Geschichte des Unternehmens zu erhalten.

Es ist bloß natürlich und selbstverständlich, daß in dem Grade, wie das Vertrauen auf einen endgültigen Erfolg sich verringerte, die Zahl der Arbeiter eingeschränkt wurde. Während früher einige Hundert Mann beschäftigt wurden, fand ich nur noch 62 Kabinda- und 14 Vey-Leute, von denen aber stets ein Drittel als Aufseher, Köche, Diener und Kranke den eigentlichen Feldarbeiten fernblieben. An anderer Stelle (in dem Buche: Das Togo-Land und die Sklavenküste) habe ich bereits erwähnt, daß jene Vey-Leute, deren Wohn-

sitze ungefähr die nämlichen sind wie diejenigen der Kru-Leute, weit mehr Neigung und Geschick für landwirtschaftliche Arbeiten zeigen. Da aber der Vey-Stamm nicht sonderlich zahlreich ist und die Kru-Leute ihr altgewohntes Amphibienleben jedem andern vorziehen, so hat man sich weiter südwärts nach geeignetem Arbeitermaterial umgesehen und ein solches in den an Feldarbeiten gewohnten Eingebornen aus der Umgebung von Kabinda gefunden. Was für den nördlichen Teil von Westafrica die Kru-Leute, das sind für den Süden die Kabinda. Der Versuch, Kabinda-Leute nach nördlichern Gegenden zu bringen, ist zum ersten Mal auf der Woermannschen Farm gemacht worden. Noch weiter nördlich als bis nach Gabun sind Kabinda-Leute bisher noch nicht gekommen. Ueber den Arbeitswert der Kabinda habe ich mir ein entscheidendes Urteil nicht bilden können. Nur soviel wurde auf der Farm mit äußerster Bestimmtheit behauptet, daß sie sich durch Krankstellen und andere Mittel gern an der Arbeit vorbeizudrücken suchten. Besonders kräftig schienen mir die auf der Sibange-Farm angestellten Arbeiter nicht zu sein. Die Kabinda werden ebenso wie die Kru-Leute und auch zu einem ähnlichen Lohn auf jedesmal ein Jahr gedungen. Kurz vor Ablauf dieser Zeit reist der Hauptmann in die Heimat zurück, um eine neue Schar anzuwerben. Der Versuch, die menschliche Arbeitskraft wenigstens teilweise durch die tierische zu ersetzen, ist in Westafrica wohl niemals ernstlich unternommen worden. Auf der Sibange-Farm fand ich nur noch ein Maultier und drei als Lasttiere benutzte Esel, welche sich sämtlich des besten Wohlergehens zu erfreuen schienen.

Mein Schlußurteil über die Sibange-Farm möchte ich dahin zusammenfassen, daß man höchstens von einem zeitweiligen und vorübergehenden Mißerfolg, aber ganz gewiß nicht von einem dauernden sprechen darf. Im Gegenteil! Jene Kaffeebäume, welche überhaupt am Leben geblieben, waren nicht bloß üppig, sondern derart mit Früchten überladen, wie ich etwas Aehnliches kaum irgendwo in Brasilien, Westindien, Java, Ceylon oder Liberia gesehen habe. Daß bei jedem ersten Versuch Fehler gemacht werden, ist unausbleiblich und allerdings traurig genug. Aber wo die Ergebnisse derart sind wie in Gabun, wäre es denn doch mehr als thöricht, wenn man der Hoffnung auf eine bessere Zukunft entsagen wollte. Welche Riesenarbeit, aus jenem unbehauenen Block, aus jener Urwildnis, als welche Westafrica sich



Frauen von Gabun
(nach eigner Photographie des Verfassers).



darstellt, solch eine schöne Anlage herauszuarbeiten. Und nun, da dies alles geschehen ist, sollte man die Hände in den Schoß legen? Die Fehler, welche beim Pflanzen der Kaffeebäume begangen worden sind und das Absterben der meisten verursacht haben, können in Zukunft mit Leichtigkeit vermieden werden. Auch wird mit wachsender Erfahrung das Trocknen und Auslesen des Kaffees erleichtert und die Menge des brüchigen Kaffees verringert werden können. Und vor allem können die bei Gabun gesammelten Erfahrungen nicht für den tiefgründigen, aus veralteter Lava und dicken Humusschichten bestehenden Boden des regenreichen Kamerun-Gebirges maßgebend sein.

Capitel X.

Von Banana bis Vivi.

(Der Congo-Fluß sucht ein Delta zu bilden. — Reißende Strömung. — Banana ist der wichtigste Ort des Congo-Staats. — Die größte Factorei von Westafrica. — Die leibeigenen „Krumanos". — Africanische Gastfreundschaft. — Die holländische Musterfactorei Vista. — Im Sanitarium zu Boma. — Das hübscheste Landschaftsbild am untern Congo. — Grasbekleidete Hügel. — Moderne Africareisende. — Die Stromschnellen des Congo. — Hübsche Scenerie, aber unfruchtbares Land. — Vergleich mit dem Rhein. — Trichterförmige Wirbel vor Vivi. — Steine, Felsen und Gras. — Was ist die Ursache des Baum- und Waldmangels? — Schlechte Aussichten für den Bau einer Eisenbahn. — Im Hauptquartier der Belgier. — Eine Eisenbahn, die nie benutzt worden ist. — Verdorrende Gärten und Ackerfelder. — Die Häuser der obersten Beamten. — So jung und doch schon Ruinen. — Alt-Vivi und Neu-Vivi. — Auf einem Felsvorsprung über den Wasserfällen.)

Der Congo ist einer jener wenigen großen Flüsse, die sich ohne Delta in einer einzigen Mündung ins Meer ergießen. Aber auch dieser bedeutendste Strom des tropischen Africas arbeitet an der Bildung eines Deltas, die ihm dereinst, wie aus dem unaufhörlichen Flacherwerden seiner Mündung mit Sicherheit gemutmaßt werden darf, ganz gewiß gelingen wird. Schiffe von 19 Fuß Tiefgang können nur noch bei Hochwasser und Schiffe von mehr als 21 bis 22 Fuß überhaupt gar nicht mehr in den Banana-Creek hineinkommen. Immerhin stellt die Congo-Mündung nicht bloß den besten, sondern überhaupt den einzigen Hafen in der ganzen nähern Umgebung dar. Wenn auch der Banana-Creek, der den natürlichen Hafen von Banana bildet, bloß für

mittelgroße Schiffe benutzbar ist, so können doch, wenn sie irgendwo an den tiefern Stellen des Flusses ankern, auch die tiefstgehenden Schiffe nicht nur in den Fluß hineinkommen, sondern auch eine gute Strecke weit über Banana hinaus flußaufwärts gelangen. Aber das ist doch auch das allerwenigste, was man von einem so großen Flusse verlangen kann. Im übrigen steht die sehr geringe Bedeutung des Congo als Wasserstraße in starkem Widerspruch zu der Länge seines Laufs und der ungeheuren Ausdehnung seines Flußsystems.

Als wir uns auf dem „Carl Woermann" (Capitän Hupfer) der nur als eine Unterbrechung der niedrigen und unbedeutenden Küste sich darstellenden Mündung näherten, trieben ein paar schwimmende Grasinseln von nicht unbeträchtlicher Größe an uns vorüber. Die Strömung, die noch im Meere bis zur Insel Annabom wahrgenommen werden kann, ist so stark, daß selbst dicht an der Mündung (wenigstens am Südufer) der Einfluß von Flut und Ebbe gar nicht zu seinem Rechte gelangt. Dabei ist die Farbe des Wassers sowohl in der Regen- als auch in der Trockenzeit ganz rotbraun, sodaß man schon draußen im Meere mit ziemlicher Genauigkeit feststellen kann, wann man in den Bereich des Congo-Wassers hineingelangt. Der Fluß ist nirgendwo und auch an der Mündung nicht so breit, daß man nicht aufs genaueste beide Ufer zu sehen vermöchte. Einen wirklich großartigen Eindruck gewährt der Strom an keiner einzigen Stelle seines untern Laufs. Obwohl die Einfahrt für Capitäne von einiger Erfahrung durchaus nicht schwierig ist, so nimmt man doch, um, falls sich ein Unfall ereignen sollte, in jeder Weise gedeckt dazustehen, meistens einen Lotsen. Als solcher fungirt der Strandvogt oder Hafenverwalter des holländischen Hauses zu Banana, und da die Lotsengebühr für Schiffe, die von Norden kommend weiter südwärts und dann wieder zurückfahren, beim erstmaligen Anlegen 14 und beim zweiten abermals 7 L. beträgt, so müssen diese Lotsen wohl ein recht gutes Geschäft machen. Allenthalben an dieser Küste findet man, wo es überhaupt Lotsen gibt, solche übertrieben hohe Gebühren.

Hart an der Mündung des Congo biegt vom Nordufer sich abzweigend eine schmale, niedrige und morastige Landzunge dem Strom entgegen nach Osten herum, solchergestalt eine tiefe und ziemlich geschützte Bucht bildend, welche an dieser hafenarmen

Küste als einer der besten Ankerplätze gilt. Während alle zum Congo kommenden Kriegsschiffe doch wohl lieber an dieser oder jener Stelle des sehr viel tiefern Flusses ankern, können selbst die größten hier verkehrenden Postdampfer ohne jede Schwierigkeit in die oben erwähnte Bucht einlaufen und bis ganz dicht ans Land herankommen. Auf der unvergleichlich günstigen geographischen Lage und dem Umstande, daß hier ein mäßig guter Hafen vorhanden ist, wie es weit und breit keinen zweiten gibt, beruht die Bedeutung jener winzigen Halbinsel, welche heutigentags den Banana genannten Complex von Factoreigebäuden trägt.

Banana ist unzweifelhaft der wichtigste Platz im Gebiete des Congostaats und, was noch viel mehr bedeuten will, einer der wichtigsten Orte an der ganzen westafricanischen Küste. Als Handelsplatz überragt Banana nicht bloß Gabun, sondern vielleicht mit einziger Ausnahme von Loanda alle übrigen Ortschaften in Nieder-Guinea. Aber einer Ausdehnung des Platzes scheinen beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege zu stehen, falls man nicht durch ausgedehnte und sehr kostspielige Aufschüttungen Land gewinnen will. Die Holländer lassen, da das Meer von jener Landzunge, auf der Banana liegt, immer mehr wegfrißt, ihre Factorei durch Steinaufschüttungen, mit denen man Jahr aus Jahr ein ohne Unterbrechung fortfährt, nicht bloß schützen, sondern auch vergrößern. Ein altes Segelschiff hat die Bestimmung, die benötigten Steine herbeizuschaffen. Die Gebäude der niederländischen Gesellschaft (Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap), die überhaupt die bedeutendste Landbesitzerin in dieser Gegend ist, nehmen von der Spitze an etwa die Hälfte der bloß wenige Hundert Schritt breiten Halbinsel ein. Dann folgen das französische Haus Daumas, Beraud u. Co. sowie schließlich, aber schon mit reichlichern Sumpftümpeln rings herum, ein Portugiese und verschiedene englische Firmen. Als endlich zu Anfang 1885 auch die Association Internationale Africaine an die Errichtung einer Station in Banana dachte, mußte sie den zum Bau des Hauses benötigten Grund und Boden erst von den Niederländern pachten. Man beginnt hier am Unterlauf des Congo bereits Landspeculation zu treiben, insofern nämlich der Grund und Boden auf weite Strecken hin von einigen großen Firmen angekauft worden ist. Die Neger, hierdurch argwöhnisch gemacht, wollen neuerdings ihr Land gar nicht mehr verkaufen, sondern bloß noch verpachten.

Dörfer der Eingebornen gibt es weder in noch dicht bei Banana. Aber jede Factorei für sich stellt nicht bloß ein recht ansehnliches Dorf, sondern eine kleine Stadt dar. Namentlich gilt dies von der holländischen Factorei, der umfangreichsten Anlage dieser Art, welche ich in Westafrica gesehen habe, und vielleicht der umfangreichsten Factorei von Africa überhaupt. Die Gebäude der holländischen Factorei, in deren gewaltigen Vorratshäusern für mehrere Millionen Mark Waren — so z. B. ganze Gebirge von englischen Baumwollstoffen, von Salz, Rum u. s. w. — lagern, sind zum größten Teil eben so alt wie die Firma und stehen insofern hinter den sehr viel hübscher angelegten Factoreien anderer Küstenplätze weit zurück; aber zum Entgelt dafür sind sie eben so zahlreich wie geräumig und gut gehalten.

Es leben in dieser Factorei — ungerechnet die niemals fehlenden und meistens sehr zahlreichen Gäste — etwa vierzig Weiße und gegen 300 schwarze Arbeiter, welch letztere teils in gewöhnlichem Stil angeworbene Kru-Leute (aus Liberia), teils von alters her der Gesellschaft gehörige und aus allen Teilen des umliegenden Landes stammende Leibeigene (Kabinda-Leute) sind. Um nicht von Leibeigenen oder gar von Sklaven sprechen zu müssen, bedient man sich jenes Sammelnamens, der auf alle aus Liberia kommenden Arbeiter angewandt wird, aber man bedient sich des Wortes in der portugiesischen Aussprache, sodaß also „Crumanos“ oder „Krumanos“ unfreie, vom Congo stammende, „Kroo-Men“ oder „Kru-Leute“ dagegen freie, aus Liberia stammende Arbeiter bedeutet. Die „Krumanos“ genannten leibeigenen Arbeiter des holländischen Hauses haben seinerzeit, als man zu so etwas wie einer gelinden Art von theoretischer Freilassung überging, ein Buch bekommen, in welches die Höhe ihres Wochenlohnes eingetragen ist. Gegen diese Art, die ehemaligen Sklaven auch fernerhin in Dienst zu behalten, läßt sich füglich nicht viel einwenden. Uebrigens werden neue Sklaven von den Holländern schon längst nicht mehr gekauft und man sucht die Lücken teils durch eingeborene freie Arbeiter, teils durch liberianische Kru-Leute auszufüllen. Die letztern sind viel tüchtiger, aber auch, namentlich der freien Hin- und Rückfahrt wegen, sehr viel teurer als die einheimischen Arbeiter. Die Arbeit der Kabindas stellt sich, Kost und alles Zubehör eingeschlossen, monatlich auf etwa 1½ L. in Waren, was etwa einem Geldwert von 20 ℳ entspricht. Freie Arbeiter konnte man früher

nicht bekommen, und dies war wahrscheinlich auch der Grund, weshalb Stanley, um die Einrichtung der ersten Stationen beginnen zu können, sich mehrfach veranlaßt gesehen hat, zum Preise von 240 bis 300 ℳ das Stück Sklaven in großer Anzahl anzukaufen und nicht etwa freizulassen, sondern ganz und gar in der bisher üblichen Weise zu verwenden.

In aller Form, obwohl unter dem Deckmantel des Contractsystems, besteht die Sklaverei noch immer in den portugiesischen Besitzungen, wo sogar die Regierung gleichzeitig mit einem streng gehandhabten Ueberwachungsrecht das Monopol des Sklavenhandels besitzt. Alles in allem ist die Sklaverei durchaus nichts so Scheußliches, als wie man sich in Europa gewöhnt hat sie anzusehen. Sklaven werden gewöhnlich gut gekleidet, verpflegt und behandelt, während ihre daheim gebliebenen Genossen, wenn einmal der erwartete Regen ausbleibt, vor Hunger dahinsterben. Am Congo besitzt das französische Haus Daumas, Beraud u. Co. die meisten Leibeigenen; auch wird wohl von Portugiesen noch ab und zu etwas Sklavenhandel getrieben. Die unfreien Arbeiter sollen von den Franzosen bisweilen recht hart behandelt worden sein. Betreffs der Niederländer kann ich gemäß eigener Anschauung versichern, daß dies nicht der Fall ist. Die Krumanos sind meistens verheiratet und wohnen in niedrigen, langgestreckten Häusern, die in viele kleine Einzelwohnungen zerfallen. Jede solche Einzelwohnung hat eine besondere Aufgangstreppe und Thür. Hinter jeder Wohnung dient ein aus Wellenblech gefertigtes Häuschen als Küche. Ich fand die Leute durchgehends wohlgenährt, gut gekleidet und zufrieden aussehend.

Im Verkehr mit den Arbeitern und sonstigen Eingebornen spielt hier das Portugiesische dieselbe Rolle, wie weiter nordwärts jenes schauderhafte Neger-Englisch, von dem ich mehrfach Proben mitgeteilt habe. Die Holländer hätten, als sie ihre Thätigkeit an dieser Küste begannen, den Eingebornen ebenso gut Holländisch wie Portugiesisch beibringen können. Daß sie das letztere vorgezogen, hat sich mehrfach bitter gerächt, so noch während der Congo-Conferenz, als die Portugiesen sich zur Aufrechterhaltung ihrer Ansprüche u. a. auch darauf beriefen, daß die Eingebornen von allen europäischen Sprachen bloß das Portugiesische verständen.

In sämtlichen Kaufmannshäusern und namentlich auch im holländischen Hause besteht die überwiegende Mehrzahl der zu unter-

geordneten Stellungen verwandten Commis aus jenen dunkelhäutigen Portugiesen, die garnicht mehr entbehrt werden können, weil sich von allen europäischen Nationen die Portugiesen am meisten „africanisirt" haben. Die Hauptagenten des holländischen Hauses sind ebenso wie diejenigen der deutschen Häuser im Norden fast stets ganz junge Leute von hervorragender Begabung. So ist z. B. der jetzige sehr tüchtige Hauptagent Herr Fontaine erst 27 Jahre alt, während sein Vorgänger Herr de Bloeme sogar schon mit 24 Jahren zu seinem ebenso einflußreichen wie verantwortlichen Posten gelangte. Noch wäre erwähnenswert, daß es den Beamten des holländischen Hauses, so lange sie in Africa verweilen, nicht gestattet ist, sich mit einer Weißen oder einer Mulattin zu verehelichen. Man nimmt an, daß die Verhältnisse für eine weiße Frau zu roh seien und daß eine Mulattin zum Schaden von dessen Untergebenen bald einen ausschlaggebenden Einfluß auf ihren Gatten ausüben würde.

Unter allen seltsamen und fremdartigen Dingen, die man in Westafrica zu sehen bekommt, berührt mit am eigentümlichsten ein fast als selbstverständlich angesehenes Maß von Gastfreundschaft, welches in Europa als unerhört gelten würde, während es hier, wo sich keine Gasthöfe vorfinden, in der Natur der Verhältnisse begründet ist. Ich erwähne das grade an dieser Stelle, weil es in ganz Westafrica keine zweite Factorei gibt, wo die landesübliche Gastfreundschaft in so großartiger Weise ausgeübt wird, wie im holländischen Hause zu Banana. Kein Africa-Reisender, kein Missionar, kein Beamter der Association Internationale Africaine, ja, beinahe kein durchreisender Kaufmann, der nicht hier vor kurz oder lang einmal Gastfreundschaft genossen hätte. Um zu begreifen, was das bedeutet, muß man berücksichtigen, daß an der ganzen Küste von Westafrica kaum irgend ein anderer Ort mehr Fremdenverkehr hat als Banana, und daß das französische Haus, welches außer dem holländischen fast allein in Betracht kommen könnte, mit der Austeilung seiner Gastfreundschaft mehr als zurückhaltend ist. Während eines jetzt glücklicherweise beigelegten Zwistes zwischen der Association und den Holländern ließen die Belgier ihre Beamten im französischen Hause wohnen und entrichteten dafür auf den Kopf und Tag eine gewisse Summe. Die Holländer haben eine solche Entschädigung niemals angenommen. Und doch sitzen mannigfach an der großen, gemeinsamen Tafel des holländischen

Hauses mehr fremde Gäste als eigene Angestellte. Die Factorei ist ein Gasthof großartigsten Stils, aber ein Gasthof aus freien Stücken ohne jede Entschädigung oder Vergütung. Die Summen, die aus Anlaß dieser mehr als großartigen Gastlichkeit alljährlich à fonds perdu ausgegeben werden, müssen ganz bedeutend sein. Bespricht man mit den Herren die mancherlei Unbequemlichkeiten, welche solche Gastfreundschaft für die Factorei im Gefolge hat, so erwidern sie, daß die Fremden ja nirgendwo sonst ein Unterkommen würden finden können. Die Wahrheit ist wohl, daß die aus alten und verkehrsarmen Zeiten stammende Gastlichkeit bloß deshalb nicht abgeschafft oder beschnitten worden ist, weil ein großes und stolzes Haus stets nur ungern mit altüberlieferten Gebräuchen zu brechen pflegt.

Auf die Dauer, wenn der Fremdenverkehr noch mehr steigt, kann das jetzige System der Gastlichkeit unmöglich beibehalten werden. Schon jetzt hört man die peinlichsten Klagen über Mißbrauch der Gastfreundschaft, wie das bei der Masse von Abenteurern, die nach Westafrica herauskommen, nicht zu verwundern ist. Hier hat sich jemand mit unschuldiger Miene als wissenschaftlicher Reisender eingeführt, um, als er das ganze Geschäftsgetriebe studirt hatte, selbst eine Factorei anzulegen, dort trinken ein paar verbummelte Studenten, die angeblich quer hinüber nach Zanzibar wollten, Monate und Jahre lang das Bier der von ihnen bevorzugten Factorei, ohne in ihrer Verkommenheit auch nur einen Schritt nach vorwärts ins Innere zu wagen. Solche Erzählungen wirken, wenn man nicht jedes feinern Gefühls verlustig gegangen ist, im höchsten Grade peinlich, und es kommen schwarze Augenblicke, wo man selbst an der wohlwollenden und erprobten Biedermiene des eignen Gastgebers zu zweifeln beginnt, wo man den argwöhnischen Gedanken: „Solltest auch du unwillkommen sein?“ bis zur Erschöpfung in sich herumwälzt. In Europa würde man einfach mit vielen Entschuldigungen und ausgesuchtester Höflichkeit Abschied nehmen. Hier gibt es, namentlich wenn man fieberkrank ist und einer gewissen Schonung bedarf, kein Entrinnen. Der nächste Dampfer, wird man zu hören bekommen, fährt in so und so viel Wochen, zu einer Reise ins Innere sind keine Träger zu bekommen und im Walde können Sie nicht schlafen. Aus allen meinen Auseinandersetzungen wird man heraushören, daß ich nichts weniger als ein Anhänger dieses Systems der Gast-



Der Congo-Fluß bei Boma
(nach eigner Photographie des Verfassers).

freundschaft bin. Nicht als ob ich in ganz Westafrica auch nur die leiseste unangenehme Wahrnehmung gemacht hätte. Im Gegenteil, meistens erdrückte mich ein nach meiner Ansicht viel zu weit gehendes Maß von Liebenswürdigkeit und Aufopferung. Aber man möge mir glauben, daß ich dem africanischen Fieberklima mit sehr leichtem, der doch in Wahrheit so schönen und edlen africanischen Gastfreundschaft mit sehr schwerem Herzen entgegen gegangen bin.

Die Zimmer des holländischen Hauses, die sich auf über ein Dutzend Gebäude verteilen, liegen, da man in Banana noch keine zweistöckigen Häuser errichtet hat, sämtlich zu ebener Erde und sind, je nachdem sie vom Banana-Creek, vom Hofe oder vom Flusse her Licht und Luft erhalten, mehr oder weniger geschätzt. Denn vom Flusse her kommt die kühle und erfrischende Brise, während der Banana-Creek die Heimat sämtlicher Moskitenscharen von Banana zu sein scheint. In der Trockenzeit verschwindet diese Plage bis auf wenige Exemplare, aber in der Regenzeit ist es trotz der die Betten umspannenden Musselinnetze vor Moskiten kaum auszuhalten. Die Zeit der Mahlzeiten ist im holländischen Hause: 6 Uhr Morgenkaffee, 11 Uhr Frühstückstafel und 7 Uhr Abendtafel. Unter der offenen Halle des Hauses, in welchem der Hauptagent wohnt, sitzen alsdann an einer langen Tafel die „Herren" und an einer zweiten Tafel die Steuerleute, Schreinermeister und sonstigen Unterbeamten — insgesamt bisweilen mehr bis 50 Personen. Alle genießen die gleichen Speisen und den gleichen sehr gesunden, aber nicht sonderlich wohlschmeckenden portugiesischen Wein, von dem auch wohl nach der Abendtafel, wenn der Schimpanse „Leonidas" seine Späße macht, noch einige Gläser getrunken werden. Obgleich hier wie auch noch in einigen andern Factoreien ein Billard zur Verfügung steht, so geht man doch fast immer sehr früh, wenigstens nach europäischen Begriffen sehr früh zu Bett. Denn man lebt in Africa um zu arbeiten, und der ermüdende Einfluß eines arbeitsvollen Tages macht sich hier noch weit mehr als in Europa geltend.

Die Gesamtzahl aller in Banana lebenden Weißen mag sich auf etwa 100 belaufen, darunter zwei Aerzte, nämlich einer im englischen und einer (der Westfale Dr. Koch) im holländischen Hause. Außer den beiden Genannten ist der ärztliche Stand am Congo nur noch durch den Vorsteher des Sanitariums in Boma

und Dr. Leslie (ebenfalls von der Association) in Vivi vertreten. Ein von niemand benutztes Postamt, welches die Portugiesen in Banana eingerichtet hatten, um auf billige Art und Weise den Beweis zu erbringen, daß sie so etwas wie Hoheitsrechte ausgeübt hätten, hat nach der Berliner Congo-Conferenz den gerechten Ansprüchen der Association weichen müssen.

Von Banana aus unternahm ich in der Hängematte einen Ausflug zu der in nordwestlicher Richtung am Meeresstrande gelegenen Muster-Factorei Vista. Die Beförderung mit Hängematten, die an der Gold- und Sklavenküste etwas ebenso Alltägliches ist, wie bei uns der Eisenbahn- und Postverkehr, ist im Kamerun-Lande nicht üblich. Erst im südlichen Teile der Loango-Küste begegnet man abermals diesem seltsamen Verkehrsmittel, das jedoch selbst am Congo bei weitem nicht in dem Grade verbreitet ist, wie in Dahome, im Togo-Land u. s. w. Auch sind die hier gebräuchlichen Hängematten weniger luxuriös als diejenigen der Sklavenküste. Sie ermangeln vor allem des Sonnensegels, sodaß man, um sich gegen Sonnenstich zu schützen, entweder ein die Luft absperrendes Betttuch über die Tragstange ausbreiten oder aber den Sonnenschirm aufspannen muß.

Am Congo-Ufer, an dem unsere Reise eine ganze Strecke weit entlang ging, sah ich in großer Anzahl kastanienähnliche, aber sehr giftige Nüsse, die der Strom dort angeschwemmt hatte. Man nennt sie Calabar-Nüsse, weil sie in Alt- und Neu-Calabar am häufigsten vorkommen sollen. Trotzdem von Banana an stromabwärts Haifische nicht selten sind, so trugen die von mir gemieteten Kabinda-Leute dennoch kein Bedenken, bis zu den Knieen und gelegentlich bis zum Bauche durchs Wasser zu waten, ja, sogar, als wir unterwegs Halt machten, ein Bad zu nehmen. Die der Association Internationale Africaine durch die Entscheidung des Berliner Congresses zugefallene Meeresküste zwischen Banana und Yabe zeigt teils, wie z. B. bei Moanda, hohe und steile Abstürze von rotem Thon, teils auch, wie z. B. bei Vista, flachen und eintönigen Sandstrand.

Vista, das von Banana aus in 3½ Stunden erreicht werden kann, war mir von den Holländern als ein kleines Paradies geschildert worden. Es gilt trotz der sehr mangelhaften Fruchtbarkeit des Bodens als derjenige Ort, der sich am ganzen untern Congo noch am besten zur Anlage einer Plantage eignen würde. Das

Kataraktengebiet des Congo ist noch sehr viel unfruchtbarer, und wie es jenseit von Stanley-Pool aussieht, darüber darf ich mir, da ich nicht selbst dort gewesen bin, kein Urteil erlauben. Die verhältnismäßig alte Factorei von Vista, die jedoch mehr als Curort denn zum Handel dient, ist von Portugiesen gegründet worden und nach verschiedenen Wechselfällen schließlich in den Besitz des holländischen Hauses übergegangen. Hundertjährige Mangobäume, die soviel Schatten spenden, als man dessen nur wünschen mag, bilden herrliche Alleen, während eine nicht zu bewältigende Menge von Kokosnüssen und von Orangen unbenutzt am Boden vermodert. An einer Laube ranken Schlinggewächse herauf, die man mir als die brasilische Pflanze Maracujá, eine fruchttragende Schwester unserer Passionsblume, bezeichnete. Sogar der Weinstock trägt zweimal im Jahr kaum genießbare Früchte. Es ergeht ihm im tropischen Africa wie dem weißen Menschen. Er vermag dort zu leben und seine natürlichen Bestimmungen zu erfüllen; aber trotzdem werden Weinstock und weißer Mann in Westafrica stets Fremde bleiben. Da das viele Fleisch, welches Banana benötigt, keinesfalls von den Eingebornen, die fast bloß Schweine, Ziegen und Hühner züchten, erstanden werden könnte, so unterhalten die Holländer in Vista eine große Herde einheimischer Kühe (als ich dort war, 110 Stück), von denen aber alljährlich in der Trockenzeit, sobald das Futter knapp wird, ein großer Teil hinwegstirbt.

Auf der Congofahrt von Banana bis Boma, die ich nach der Rückkehr von Vista unternahm, hat man nirgendwo die ganze ungeteilte Wassermasse vor sich. Allenthalben gibt es bis weit ins Land hinein Seiten-Creeks, die stellenweise von Flußpferden förmlich wimmeln sollen, während sich der Elefant — es gilt als etwas Außerordentliches, daß neulich in der Nähe von Boma ein Elefant geschossen wurde — nur noch ausnahmsweise in diese Gegenden verirrt. Auf der großen Fahrstraße der Dampfer bekommt man jedoch weder Flußpferde noch auch Krokodile zu Gesicht. Seinem Aussehen und seiner Breite nach würde man den Congo kaum zu den Riesenströmen unserer Erde rechnen dürfen. Er kann, was den Eindruck des Großen und Majestätischen anlangt, nicht im allerentferntesten mit Laplata, Mississippi oder gar Amazonenstrom verglichen werden, und zwar weder an der Mündung noch auch weiter aufwärts. Ein Fluß, dem der Congo außerordentlich gleicht, ist der nordamericanische Hudson. Die Ufer

sind anfänglich ganz flach, und da die große Entfernung von einer Seite zur andern verhindert, daß die Vegetation zu ihrem Eindrucke gelange, so ist die Scenerie außerordentlich eintönig, beispielsweise weit eintöniger als am untern Laplata, wo Fernsichten und schöne Farbenspiele eine große Abwechslung verleihen. An keinem andern westafricanischen Strome habe ich so wenig Mangrove-Dickicht gesehen wie am Congo. Schon ein klein wenig oberhalb Bananas kann von Mangrove überhaupt nicht mehr die Rede sein. Es rührt dies daher, daß die starke Strömung des Congo den Einfluß der Meeresflut überwindet und das Einströmen von Salzwasser, dessen Beimischung zum Gedeihen von Mangrove durchaus notwendig ist, unmöglich macht. Nachdem man an dem eine Ansammlung weißdachiger Factoreien darstellenden Orte Ponta da Lenha vorübergefahren ist, verändert sich der Pflanzenwuchs insofern, als Kokospalmen und Bananenpflanzungen immer häufiger sichtbar werden. Uebrigens ist der Pflanzenwuchs nirgendwo so üppig wie an den in das Sammelbecken von Kamerun einmündenden Flüssen. Streckenweise finden sich, namentlich am Norduser, weite, mit Baumgruppen durchsäte Grasflächen, hinter denen aus bläulichem Duft niedrige Höhenzüge herüberschimmern.

Bei der Annäherung an Boma treten zu beiden Seiten des Flusses gerundete Hügel und Bergkuppen auf, die, obwohl fast so hoch wie die den Rhein begleitenden Berge, dennoch wegen der größern Breite des Stromes nicht zur Geltung gelangen und die Eintönigkeit des Landschaftsbildes nicht wesentlich umgestalten. Anders wenn man das Schiff verlassend zu einem der oben erwähnten Berge, beispielsweise zu demjenigen, auf welchem das Sanitarium oder, wie wir es im Anschlusse an unser gutes deutsches Wort Gesundbrunnen nennen können, das Gesundhaus der Belgier erbaut ist, hinaufsteigt. Das Landschaftsbild, welches sich von dort aus eröffnet, ist das hübscheste am untern Congo und eins der hübschesten in Westafrica überhaupt. Zunächst der mächtige, durch drei Inseln in mehrere Arme gespaltene Strom, dessen Wasserfläche in der Richtung nach der Mündung hin vom Horizont begrenzt wird. Rings herum ein hübsches Durcheinander von wohlgeformten, grasbestandenen Bergkuppen. Die Scenerie erinnert in gewissem Grade an diejenige vom Drachenfels, wo ja ganz ebenso wie hier bei Boma Gebirge und Ebene sich scheiden, wo man auf den letzten Ausläufen des Gebirges stehend nach der einen Seite

hin die weite Rheinebene und nach der andern die mannigfaltigsten Gebirgsformen vor sich hat. Uebrigens möchte ich bei aller Aehnlichkeit die Scenerie von Boma denn doch nicht in bezug auf Schönheit mit derjenigen vom Drachenfels verglichen wissen. Die Maßverhältnisse sind hier am Congo zu groß, als daß das Einzelne so recht eigentlich zur Geltung gelangen könnte. Auch hat die Landschaft etwas Nüchternes, was in den Farben liegt und der romantischen Scenerie des Siebengebirges durchaus fremd ist. Vielleicht auch rührt die Empfindung des Nüchternen und bis zu gewissem Grade Prosaischen nur daher, daß die Erwartung, hier tropisch-üppigen Pflanzenwuchs zu finden, recht gründlich getäuscht wird. Obwohl wir bloß Hügel und mäßig hohe Berge vor uns haben, deren höchste sich kaum 300 Meter über den Meeresspiegel erheben dürften, so glaubt man sich doch auf einer außerhalb der Grenze des Baumwuchses gelegenen schweizerischen Alm zu befinden. Selbst die niedrigsten Hügel sind bloß mit Gras und Kräutern bestanden, die ihnen ein frisches Grün geben, ohne den völligen Mangel an Baumwuchs ersetzen zu können. In den Thälern und bisweilen auch einmal auf den Höhen sieht man vereinzelte Oelpalmen, Affenbrotfruchtbäume, sowie, obwohl schon viel seltener, einige wenige Kokospalmen. Der Pflanzenwuchs ist im großen und ganzen dürftig, dürftig nicht grade nach europäischen Begriffen, wohl aber für ein Tropenland, von dem man eine verschwenderische Fülle zu erwarten gewohnt ist. An manchen Stellen tritt der rote Thonboden zutage, ohne auch nur von Gras überdeckt zu sein.

Von allen Gegenden Westafricas, die ich gesehen, hat die des untern Congo am allerwenigsten den Eindruck großer Fruchtbarkeit in mir hervorgerufen. Und dennoch und trotz alledem ist die Scenerie sehr schön. Das Bild, welches man vom Gesundhaus von Boma aus in sich aufnimmt, wird unvergessen in meiner Seele leben neben allen großartigen Eindrücken aus Deutschland, aus Italien, aus Java, aus Südbrasilien und wie alle die gottbegnadeten Länder der Erde heißen mögen. Drunten am Ufer des Flusses liegen, mit weißschimmernden Dächern freundlich heraufblickend, die langgestreckten Factoreigebäude der Kaufleute und an baufälliger Landungsbrücke ankert einer der kleinen Flußdampfer der Internationalen. Die Inseln im Flusse sind mit Schilf bestanden, aber auf einer, die Eigentum des holländischen Hauses ist, erhebt sich ein hübschbewaldeter Hügel. Vom jenseitigen Ufer

winken aus bläulicher Ferne vereinzelte Berge herüber. Rechts von uns ergießt sich ein kleines krokodilreiches Flüßchen, dessen Insassen noch vor wenigen Tagen eine schwarze Frau aufgefressen haben, in den gewaltigen Congo. Das Bild ist so echt africanisch, wie man sich nur irgend eins wünschen mag. Aber es erinnert nach allem, was ich davon weiß, mehr an die offenen Gras- und Gebirgslande Südafricas als an das Urwald-Dickicht von Kamerun. Die Strömung des Congo ist hier (bei 7 Seemeilen Abwärtsstrom in der Stunde) so mächtig, daß die aufwärts fahrenden Dampfer an einigen Stellen für geraume Zeit vollkommen still zu stehen scheinen. Und dabei ist die Wassertiefe noch so groß, daß selbst Kriegsschiffe von 15 Fuß Tiefgang am Nordufer bis Boma und am Südufer bis Nokki hinauffahren können. Des weitern ist dann allerdings die Schiffahrt der zahlreichen Wirbel wegen viel schwieriger und nur ganz kleine Dampfer können ohne jede Gefahr bis nach Vivi hinaufkommen.

Dieses Land, das sich weit freier zu geben scheint, als es wohl bei urwaldbestandenen Gegenden den Anschein hat, macht, namentlich wenn von der See her eine erfrischende Brise weht, einen harmlosen, einladenden gastlichen Eindruck. O der Täuschung! Wie viel Jugendkraft, wie viel berechtigte Hoffnungen sind allein schon in diesem stattlichen, erst eben vollendeten Gesundhaus auf Nimmerwiederaufrichten geknickt worden. Ein belgischer Arzt hat auf hohem, eine prächtige Aussicht darbietenden Hügel den Platz für dieses Gebäude ausgewählt. Dasselbe ist in seinen einzelnen Teilen, die bloß zusammengestellt zu werden brauchten, fertig aus Belgien bezogen worden. Die acht Krankenzimmer sind luftig und mit allem, was ihrem Zwecke entspricht, auf das vortrefflichste ausgestattet. Die große Veranda, die gleichzeitig als Salon und als Speiseraum dient, ist die stattlichste ihrer Art, die ich in Westafrica gesehen habe. Aber sei es, daß Boma nicht so gesund ist, wie man ursprünglich annahm, sei es, daß jene Beklagenswerten, die mit gebrochener Gesundheit von den weiter flußaufwärts gelegenen Stationen hierher gebracht werden, ohnehin schon unrettbar verloren sind, jedenfalls hat das Gesundhaus bisher nichts weniger als befriedigende Ergebnisse aufzuweisen gehabt. Dies geht so weit, daß die Anstalt von allen, die dort hinein sollen, mit einer gewissen abergläubischen Furcht angesehen wird. Mir selbst, der ich mich erst eben und nicht ohne ein gutes Drittel meiner Kraft

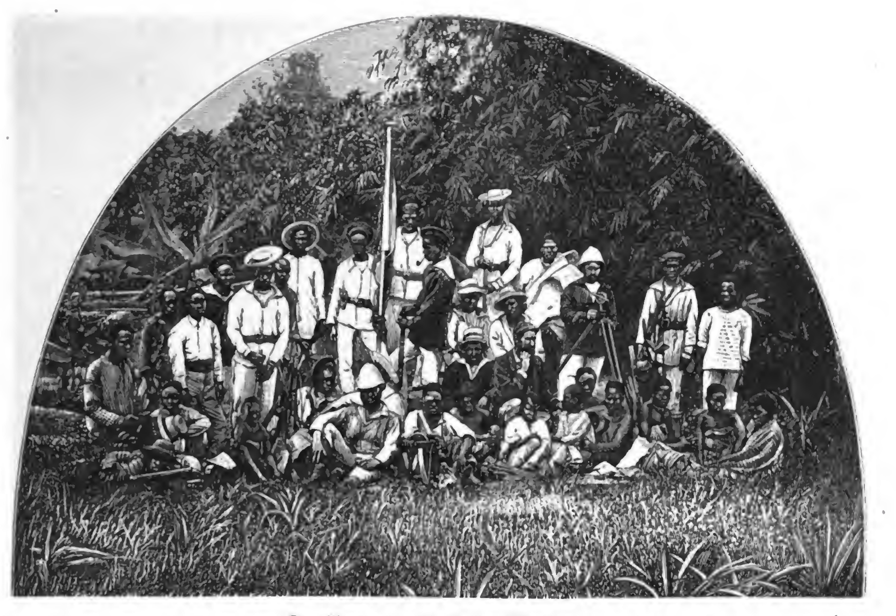
im Stiche zu lassen den Krallen eines schweren Fiebers entrungen hatte, bot dieser Zufluchtsort von Boma einen schmerzlichen Eindruck — einen Eindruck, den ich dem Leser nicht vorenthalten will, und zwar deshalb nicht, weil er manchen von übereilten Entschlüssen zurückhalten mag. Es war erst wenige Monate her, seit ich, um den Mundvorrat zu erneuern, aus dem Innern nach Kamerun kommend drei gut ausgerüstete und mit großen Hoffnungen hinausziehende Congo-Reisende dort angetroffen hatte. Zwei davon waren, als ich zum Congo kam, bereits nach Hause zurückgekehrt, den dritten traf ich todkrank in dem Krankenhause von Boma. Wäre nicht der Name gewesen, so würde ich ihn schwerlich wiedererkannt haben.

Ich habe dieses Beispiel angeführt, um zu zeigen, daß diejenigen, die zum Congo oder überhaupt nach Westafrica gehen wollen, sich die Sache vorher reiflich überlegen sollten. Der Congo ist Modesache geworden, aber wehe denen, die dem Modedrang folgen, ohne sich über das, was sie finden werden, ganz genau klar geworden zu sein. Ich will meinen Landsleuten durchaus nicht davon abraten, Stellungen bei der Internationale anzunehmen, wenn sie solche erhalten können. Aber ich habe gefunden, daß durchschnittlich von zehn Leuten neun mit den verlockendsten Zukunftsbildern, aber ohne die leiseste Kenntnis der Verhältnisse herauskommen. Die meisten sieht man mit großem und elegantem Reiseapparat hüpfend und überkühn heranrücken, als ob es sich um einen Zug in die Schweizer Alpen handelte. In Liberia, oder wo es grade sein mag, kommen dann die unglückverkündenden Raben, jene an keiner Küste fehlende Classe von Menschen, die ein grausames Vergnügen daran finden, Neuankommende einzuschüchtern und ihnen alle Verhältnisse Schwarz in Schwarz erscheinen zu lassen. Dann kommt die Furcht, kommt eine voreilige schmachvolle Rückkehr. Möchte meinen Landsleuten beides, der leichtsinnige Beginn einer africanischen Laufbahn wie das leichtsinnige Aufgeben derselben, erspart bleiben. Ich wiederhole noch einmal, daß ich niemand abraten will, zum Congo oder überhaupt nach Westafrica hinauszugehen, aber ich warne meine jungen Landsleute vor dem nur allzu leicht sich einnistenden Irrtum, als ob sie allein schon durch die Thatsache, daß sie den Mut haben, nach Westafrica hinauszugehen, irgend etwas Besonderes oder Absonderliches seien. Eine Reise nach Africa kann jedermann machen, aber den Boden

Westafricas betreten und sich dort eine Lebensbahn begründen, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Dem Ankömmling, namentlich demjenigen, der in die Dienste der Internationale eintritt, werden sich anfänglich nur Schwierigkeiten entgegenstellen, und denjenigen, der daraus, daß er überhaupt nach Westafrica herausgekommen ist, irgend welche Ansprüche auf irgend welche Rücksichtnahme ableiten wollte, würde man einfach verlachen. Wer nicht davor zurückschreckt, durch Mißgunst und Entbehrungen hindurch selbst seinen Weg zu finden, der darf unverzagt eine africanische Laufbahn beginnen. Aber mit den Einbildungen pflegen Hunger und Fieber unglaublich schnell aufzuräumen.

In meinen Ansichten und Urteilen wird gewiß, da ich als Mensch mit menschlich beschränkten Mitteln arbeite, mancher Irrtum mit unterlaufen. Aber ich hoffe und vertraue, der Leser werde mir die Anerkennung zuteil werden lassen, daß ich mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln das Wahre zu erkennen und wiederzugeben bestrebt gewesen bin. So lebhaft ich für eine deutsche Colonialpolitik eintrete, so möchte ich doch nicht um alle Schätze Indiens das Bewußtsein eintauschen, die Verhältnisse auch nur um eines Haares Breite rosiger dargestellt zu haben, als sie mir wirklich erschienen sind.

Boma, wo ich in der von Herrn Greshoff geleiteten holländischen Factorei wohnte, mag etwa 40 weiße Einwohner zählen und ist dadurch, daß es den am weitesten stromaufwärts gelegenen Punct darstellt, bis zu dem noch Seeschiffe gelangen können, von einer gewissen Bedeutung. Während in Banana der vorhandene Grund und Boden kaum für die bestehenden Handelshäuser ausreicht, geschweige denn für neu zu errichtende ausreichen würde, besitzt Boma einen sanft ansteigenden, zur Anlage von Magazinen vortrefflich geeigneten Strand, an den die Schiffe ganz dicht herankommen können. Außer seinen sechs Factoreien und dem Gesundhaus enthält Boma noch eine von drei Weißen geleitete katholische Mission und eine Station der Association Internationale Africaine, über der zur Zeit meiner Anwesenheit ebenso wie bei der weiter stromaufwärts gelegenen Station Ikongolo die belgische Flagge wehte, während ich bei dem Lager eines Trupps Zanzibar-Leute, die wegen Meuterei von Vivi entfernt worden waren, die blaue sterngeschmückte Flagge der Association bemerkte. Dieses seltsame Mißverhältnis rührt daher, daß die Association seiner-



De Brazza und seine Begleiter
(nach eigner Photographie des Verfassers).

zeit den verunglückten Versuch gemacht hat, durch Vermittlung eines sogenannten „belgischen Hauses" eigenen Handel treiben zu lassen. Der ehemalige Vorsteher des belgischen Hauses ist jetzt Transportagent in Boma, und die sämtlichen Factoreien des Hauses dienen als Stationen der Internationalen.

Eine besondere Annehmlichkeit während meines Aufenthalts in Boma erwuchs mir dadurch, daß ich dort Dr. Zintgraf, den Begleiter des mit der Aufnahme einer Congo-Karte beschäftigten und zeitweilig nach Europa zurückgekehrten Dr. Chavanne, antraf.

Ich muß gestehen, daß keine der Beschreibungen, die ich vorher gelesen, mir auch nur ein annähernd zutreffendes Bild von dem Aussehen des Congo oberhalb Bomas gewährt hat. Wahrscheinlich rührt dies daher, daß sowohl Stanley als auch seine Nachfolger und Nacheiferer weit mehr danach strebten, die Welt für den Congo zu interessiren, als ein photographisch getreues Bild zu entwerfen. Was war natürlicher, als daß man dem beinahe ganz Africa durchquerenden Riesenstrom eine seiner Größe und Länge entsprechende Handels- und Culturbedeutung beizulegen trachtete?

Mein Gesamteindruck auf der neunstündigen Dampferfahrt von Boma nach Vivi ist der gewesen, daß die an den Rhein, die Donau und den Hudson erinnernde Schönheit der Scenerie alle meine Erwartungen übertraf, während der Mangel jedes üppigern Pflanzenwuchses und die augenscheinliche Unfruchtbarkeit des Bodens mein lebhaftes Erstaunen hervorriefen.

Ich weiß kein besseres Mittel, meinen Landsleuten die Scenerie des Congo zu schildern, als indem ich an den Rhein erinnere. An die Stelle der pfälzisch-hessischen Rheinebene setze man den kataraktenfreien und schiffbaren Oberlauf des Congo zwischen den Stanley-Fällen und Stanley-Pool. Die Congo-Strecke zwischen Stanley-Pool und Boma entspricht dem zwischen Bingen und Bonn durch das Gebirge hindurchbrechenden Rhein. Schließlich kann das Flachland zwischen Boma und Banana mit der Rheinebene zwischen Bonn und Rotterdam verglichen werden. Durch eigene Anschauung habe ich bloß den letzten Abschnitt des Stromes sowie den schönsten Teil des vorletzten Abschnitts kennen gelernt. Von der Mündungs-Niederung habe ich bereits gesprochen. Alles nachstehende bezieht sich dagegen auf die Fahrt von Boma nach Vivi, also auf jene Strecke des Stromes, die ich mit dem sich

durch das Gebirge hindurchwindenden Rhein verglichen habe. Grade auf dieser Strecke tritt die Aehnlichkeit zwischen beiden Strömen so augenscheinlich hervor, daß, wer urplötzlich durch Zaubermacht an die Ufer des Congo versetzt würde, wohl glauben könnte, einen vergrößerten und erbreiterten Rheinstrom vor sich zu haben. Während an den Mündungs-Niederungen des Rheins und des Congo der Pflanzenwuchs grundverschieden ist, erinnern weiter aufwärts, dort wo der Congo zwischen hohen und steilen Bergen dahinfließt, bloß in wenigen geschützten Thälern ein paar, selbst in solcher Vereinzelung seltene Palmen an die Thatsache, daß man sich in tropischem Lande befindet. Jene Berge, die, je weiter man sich von Boma entfernt und je näher man an Vivi herankommt, immer höher und immer steiler werden, sind teils ganz steinicht und kahl, teils mit hartem, scharfkantigem und nur wenig brauchbarem Grase bestanden. An einzelnen Stellen tritt in scharfen, an die Schieferfelsen der Loreley erinnernden Abstürzen horizontal geschichteter roter Sandstein zutage.

Der Strom wird, seine auffallend große Tiefe beibehaltend, schmäler und schmäler, die Strömung wird reißender und immer reißender, die Krümmungen werden häufiger und enger, bis man schließlich kurz vor Vivi eine Stelle erreicht, wo in mächtigen trichterförmigen Wirbeln das Wasser zu kochen und zu sieden scheint. Hier ist, wenn man überhaupt von gefährlicher Schiffahrt auf dem untern Congo sprechen kann, die schlimmste Stelle, und von allen den Congo befahrenden Dampfern wurde zur Zeit meiner Anwesenheit bloß einer (die inzwischen untergegangene Ville d'Anvers) benutzt, um diese letzte Strecke bis Vivi zurückzulegen. Die Dampfer der verschiedenen Factoreien fahren, da die entfernteste Factorei doch noch mehrere Kilometer unterhalb Vivis liegt, überhaupt nicht so weit aufwärts. Und von den vier für den untern Congo bestimmten Dampfern der Association waren zwei, nämlich die Belgique und die Espérance, bereits unbrauchbar geworden. Von dem vierten Dampfer, dem Héron, nahm man an, daß er nicht hinreichend dem Steuer gehorche, um ohne Gefahr durch die trichterförmigen Wirbel von Vivi hindurchfahren zu können. Es hatte sich daher der Gebrauch ausgebildet, daß der Héron den Verkehr zwischen Banana und Boma, die Ville d'Anvers dagegen den Verkehr zwischen Boma und Vivi vermittelte.

Wäre nicht der Weinbau an den steinigen Gehängen des

Rheins eingeführt worden, so würden dieselben, da sie sich zu anderweitigem Anbau doch bloß in sehr beschränktem Maße eignen, wahrscheinlich ebenfalls kahl sein. Und doch scheint mir der Schieferboden der Rheinberge unendlich viel fruchtbarer zu sein als der verwitterte oder unverwitterte Sandstein der Congo-Gehänge. Bäume sieht man bloß im untern Teile der sehr steilen und engen Seitenthäler. Alles übrige ist Stein, Felsen und Gras. Auch erinnere ich mich nicht, ein einziges Dorf gesehen zu haben, ohne damit behaupten zu wollen, daß nicht doch etwa das eine oder andere Dorf innerhalb des vom Dampfer aus sich darbietenden Gesichtskreises liegen mag. Augenscheinlich ist das Land äußerst schwach bevölkert. Die meisten Dörfer sollen weiter landeinwärts an solchen Stellen zu finden sein, wo muldenförmige Senkungen das allzuschnelle Ablaufen der Regenwässer verhindern und solchergestalt einen allerdings nur wenig umfangreichen Ackerbau gestatten. Schon an der Loango-Küste hört man aus den Erzählungen der dort Wohnenden heraus, daß von jener allzu großen Regenmenge, wie sie im Kamerun-Gebiet niederfällt, hier schon längst nicht mehr die Rede sein kann. Je weiter man nach Süden kommt, desto häufiger werden die Klagen über Regenmangel und Dürre. Schon in der Umgebung von Landana befürchtete man, als ich dort war, eine Hungersnot, weil während des ersten Teils der sogenannten Regenzeit auch nicht ein Tropfen Wasser gefallen sei. Und aller etwa später kommende Regen könne nicht verhindern, daß die spärliche Aussaat auf den Ackerfeldern der Eingebornen verloren sei. Aehnliches hörte ich dann später in Vivi, und das holländische Haus in Banana traf insofern schon Vorkehrungen für den voraussichtlichen Mangel an Lebensmitteln, als es die zum Verkauf an die Eingebornen bestimmten Vorräte verstärkte.

Welcher Ursache der gänzliche Wald- und Baummangel der Congo-Gebirge zuzuschreiben ist, vermag ich nicht anzugeben. Alle Erklärungen, die mir gegeben wurden, schienen mir wenig stichhaltig zu sein. Oberst de Winton und die meisten höhern Beamten der Association Internationale sind der Ansicht, daß ein umfangreicherer Baumwuchs gegenüber dem bei den Eingebornen zur Sitte gewordenen Niederbrennen des trockenen Grases nicht aufkommen könne. Da mir das nicht recht einleuchten wollte, so führte ich meinerseits das Beispiel mancher von mir durchreisten Gegenden Westafricas, beispielsweise Dahomes, an, wo das dürre

Gras ebenfalls angezündet wird, wo sich aber der stehende sowohl wie der aufsprießende Wald stärker erweist als das Niederbrennen. Auch erinnerte ich an die sehr dünn gesäte Bevölkerung und die noch größere Spärlichkeit des Ackerbaues, um dessentwillen man doch nicht die tausendfach umfangreichern brachliegenden Gebiete ansengen würde. In dieser letztern Hinsicht behielten denn allerdings die Anhänger der Brandtheorie den Sieg. Alle waren einstimmig in der Angabe, daß die Eingebornen ohne Nutzen (da auch das neu aufsprießende Gras nicht benutzt wird) und sozusagen aus purer Liebhaberei alles als dürr befundene Gras anzündeten und daß das Feuer sich unhaltbar und mit großer Schnelligkeit von Berg zu Berg dahinzuwälzen pflege.

Besäße das Land fruchtbaren Boden, so würden meines Erachtens die Grasfeuer den Wald nicht zerstören können. Da aber auf diesem steinichten Untergrund von üppigem Pflanzenwuchs auch ohne die Wirkung des Feuers nicht die Rede sein könnte, so ist es allerdings erklärlich, daß durch den Grasbrand die etwa sich bildenden Anfänge eines Baumwuchses jedesmal wieder zerstört werden. Ob das Land in frühern Zeiten bewaldet gewesen ist, dürfte nur schwer festzustellen sein und scheint mir in Anbetracht der Bodenbeschaffenheit ziemlich unwahrscheinlich. Betreffs der teilweise aus äußerst fruchtbarer Erde bestehenden Prairieen von Nordamerica und der Pampas von Südamerica konnte mit Fug und Recht die Frage aufgeworfen werden, ob etwa in frühern Zeiten eine dichtere Bevölkerung jenen Wald ausgerottet habe, der infolge der Pampero-Stürme nicht mehr habe nachwachsen können. Aber abgesehen davon, daß es am Congo keine so schweren, den Waldwuchs ernstlich schädigenden Stürme gibt, hat dort ganz gewiß niemals eine dichte Bevölkerung gelebt, der man die Ausrottung des Waldes zutrauen könnte. Wahrscheinlich haben die Ungunst der klimatischen Verhältnisse und die ungünstige Beschaffenheit des Bodens ein freiwilliges Wachsen des Waldes verhindert. Eine andere Frage wäre die, ob nicht doch unter dem helfenden und schützenden Einfluß der menschlichen Hand so etwas wie Baumwuchs zu erzielen sein würde.

Es gibt Leute, die sich, mit Europa unzufrieden, in solcher von der Cultur gänzlich unbeleckten Gegend am besten gefallen. Aber mir hat es stets geschienen, als ob, wenn die Reize der Natur im glänzendsten Lichte erscheinen sollen, doch auch ein klein

wenig Cultur dazu gehöre. Was ist die schönste Negerin im Vergleich zu einer von der Natur nicht ganz vernachlässigten Europäerin! Was sind die kahlen Berge des Congo im Vergleich zu den rebenumkleideten, burggekrönten, vom Hauche der Geschichte umwehten Hügeln des Rheinstroms!

Von Boma an und bis weit über Vivi hinaus aufwärts sieht man überall den ungeteilten und völlig insellosen Strom, dessen Breite nirgendwo mehr als das Doppelte derjenigen des Rheins bei Köln betragen mag. Aber da die Uferberge so sehr hoch sind und jeder durch Häuser oder Bäume gebotene Anhaltspunct für eine genauere Schätzung fehlt, so bringt es eine leicht erklärliche Täuschung mit sich, daß der Strom kaum breiter als der Rhein zu sein scheint. Demgegenüber sieht man sofort, daß die Strömung namentlich in der Mitte eine sehr viel stärkere ist als bei unserm heimischen Gewässer. Bei der Bergfahrt pflegen sich deshalb die Dampfer nahe am Ufer, bei der Thalfahrt dagegen in der Mitte zu halten. Trotz der durchschnittlich sehr großen Wassertiefe fehlt es doch nicht an Untiefen, an Sandbänken und weiter aufwärts an Felsen, die der häufigen Krümmungen und der starken, das Steuern erschwerenden Strömung wegen sehr gefürchtet werden. Es mag seltsam erscheinen, daß ein so großer und mächtiger Strom bis zu jenem Puncte, wo die ersten Stromschnellen die Schiffahrt überhaupt unmöglich machen, doch bloß mit Dampfern befahren werden kann, die keinesfalls größer sind als die Spree- oder Seine-Boote. Meines Erachtens dürften, sobald erst einmal das Flußbett ordentlich vermessen ist, auch größere Schiffe bis Vivi hinaufzubringen sein. Einstweilen besteht die Ansicht, daß große Kriegsschiffe und Postdampfer bis etwas oberhalb Banana, kleine Kriegsschiffe bis Boma und Nokki und winzige Dampfer wie die Ville d'Anvers bis Vivi gelangen können.

Jene rötlichbraune Farbe des Wassers, welche für die Mündung des Congo bezeichnend ist, blaßt immer mehr ab, je höher man hinaufkommt. Die Wirbel unterhalb Vivis haben gar keine Aehnlichkeit mit denjenigen des Binger Lochs. Sie entstehen nicht etwa durch nahe an die Oberfläche herantretende Felsen, sondern dadurch, daß an einer Stelle, wo der Strom sich stark verengt, zwei von verschiedenen Richtungen kommende Wasserströme zusammentreffen. Jene kleinen Uferebenen, wie sie sich überall am Rhein zwischen die Berge einschieben, fehlen hier gänzlich. Die

Berge und Thäler fallen hier ganz so steil abwärts, wie etwa bei Caub am Rhein, nur mit dem Unterschied, daß die Berge noch höher und die schluchtenartigen Thäler noch enger sind. Auf weitere Strecken ist es ganz unmöglich und undenkbar, sich am Ufer entlang einen Weg zu bahnen. Wer zu Lande dem Lauf des Congo folgen will, muß, wie das auf der Strecke zwischen Vivi und Stanley-Pool thatsächlich geschieht, unaufhörlich bergauf und bergab klettern. Nach allem, was ich in Erfahrung zu bringen vermochte, scheint es eine Hochebene, von der ähnlich wie am Rhein alle diese Einzelberge abzweigten, auch weiter landeinwärts nicht zu geben. Diese Beschaffenheit des Landes erschwert den Verkehr ganz außerordentlich und läßt, wenn man auch den Kostenpunct in Betracht zieht, den Bau einer Eisenbahn fast als Unmöglichkeit erscheinen. Die meisten mit unsern großen europäischen Flüssen parallel laufenden Eisenbahnen folgen in nicht allzu großer Höhe über dem Wasserspiegel dem Uferrand. So ist es namentlich auch an den beiden Ufern des Rheins. Aber hier, wo es keine Ufer-Ebenen gibt, müßte, wenn man dem europäischen Beispiel folgen wollte, der Raum für den ganzen Bahnkörper in das Berggehänge eingegraben oder eingesprengt werden, wie solches am Rhein doch bloß streckenweise der Fall ist. Und dann die Tunnels, deren es eine Unmasse geben müßte, da die nach Art der Loreley in den Strom hinein vorspringenden Berge beinahe zahllos zu sein scheinen.

Am leichtesten würde der Bahnbau ausführbar sein, wenn es sich herausstellen sollte, daß die Uferberge von einer weiter landeinwärts gelegenen und verhältnismäßig ebenen Hochebene ausstrahlen. Aber dafür scheinen einstweilen wenig Aussichten zu sein.

Während die Bergfahrt von Boma bis Vivi etwa 9 Stunden in Anspruch nimmt, legt man thalwärts fahrend dieselbe Strecke mit Leichtigkeit in 4 bis 4½ Stunden zurück, d. h. wohlverstanden bloß dann, wenn es unterwegs keinen Aufenthalt gibt. Auch kann man, falls andere Beförderungsmittel einmal fehlen sollten, im Canoe flußabwärts fahren, während die Bergfahrt im Ruderboot der langen Dauer und des Sonnenbrandes wegen eine Marter sein würde.

Bei der Annäherung an Vivi gewahrt man schon vom Dampfer aus auf der Hochfläche der Uferberge weißschimmernde Dächer.

Der Dampfer ankert unterhalb hoher Berge bei einer Sandbank, an die das tiefe Wasser nahe heranreicht. Diese verhältnismäßige Leichtigkeit, bis ganz dicht ans Land heranzukommen, ist eine der größten Annehmlichkeiten der Congoschiffahrt.

Ist man mit wenigen Schritten über die Sandbank hinüber zum eigentlichen Ufer gelangt, so beginnt der Boden auch schon sofort recht steil anzusteigen. Auf die Frage, weshalb Stanley die Hauptstation der Association hoch oben auf die Höhe eines steilen Berges verlegt habe, sind mir zwei triftige und durchaus stichhaltige Beweggründe angeführt worden, nämlich erstens, daß nirgendwo unten am Flusse Raum für die Entwicklung einer umfangreichern Station vorhanden sein würde, und zweitens, daß es oben gesunder ist. Da nun aber Vivi bisher nicht bloß das Hauptquartier der Association, sondern auch der Stapelplatz für die vielen ankommenden und die wenigen abgehenden Waren gewesen ist, so hat man auf dem ersten Anstieg in geringer Höhe über dem Wasserspiegel eine Art von Durchgangsstation errichtet, die von zwei belgischen Beamten verwaltet wird. Die mit äußerster Gewalt heruntersausenden Regenwasser haben grade hier tiefe Rinnen in den mit Gras, mit Baobabs und einzelnen Palmen bestandenen Boden eingerissen, sodaß es, um die Station zu schützen, nötig befunden wurde, einen vom Berge herunterführenden Abzugscanal zu graben. Der weitere sehr steile Weg bergaufwärts ist, obwohl er bloß mit europäischen Gebirgs- und Bauernwegen verglichen werden kann, doch für africanische Verhältnisse nicht grade schlecht. Immerhin mußte ich mich, vom Fieber geschwächt und mit einem durch einen Sturz verletzten Fuß, auf den Arm des mich begleitenden Majors Parminter lehnen, um überhaupt hinauf zu gelangen. Anfangs folgt man einer engen Schlucht, dann geht es schon angesichts von Vivi über höher und immer höher werdende Bergrücken dahin.

Hier überraschen uns die Reste eines schmalspurigen Schienengeleises, dessen eiserne Schwellen und Schienen verrostet sind, dessen Unterbau zur Hälfte von den Regenwässern hinweggewaschen ist. Wozu in aller Welt, fragt man sich, dieser bergauf, bergab führende Schienenweg, der augenscheinlich nicht benutzt wird und — wie man bei näherm Nachforschen trotz der leicht erklärlichen Zurückhaltung aller Beamten vernimmt — überhaupt niemals benutzt worden ist? Man braucht nicht grade Ingenieur zu sein,

um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ein Schienenweg mit steilen Steigungen und Senkungen, falls nicht das Zahnrad unserer Bergbahn hinzukommt, ein Unding und durchaus unbrauchbar ist. Die Beförderung auf solcher Eisenbahn würde weit mehr Arbeitskraft erfordern, als wenn die betreffenden Waren nach alter Landessitte auf dem Kopfe getragen würden. Was Wunder also, wenn die Zanzibariten, die Kru-Leute und Kabindas das altgewohnte Tragen dem Schieben der kleinen Waggons vorgezogen haben. Daß ein Mann von der unzweifelhaft hohen Begabung Stanleys dies nicht erkannt haben sollte, ist kaum anzunehmen. Eine Erklärung des Rätsels findet man darin, daß Leute von starkem Willen, wie Stanley ihn unzweifelhaft besitzt, sich leicht selbst täuschen, und daß auch wohl der kluge Americaner das Vorhandensein eines Schienenweges — sei er wie er sei — für das von ihm beliebte Anpreisungsverfahren auszunutzen gedachte.

Nach einiger Zeit überschreitet man auf halsbrecherischer Brücke eine tiefeingeschnittene und in den Congo einmündende Wasserrinne, deren Ausdünstungen zum Teil die Ungesundheit von Vivi zugeschrieben wird. Zu beiden Seiten dieser Rinne dehnen sich eine Strecke weit bergauf und bergab die Gärten der Station Vivi aus, die in der Trockenzeit verdorren und in der Regenzeit zur Hälfte hinweggeschwemmt werden. Nun windet sich der Weg um jenen Hügel herum, auf dem sich früher die Gebäude der jetzt nicht mehr bestehenden ältern Station Vivi befanden, und eine halbe Stunde nach dem Aufbruch vom Ufer des Congo aus steht man auf einer sanft sich senkenden kahlen Hochfläche, welche die später näher zu beschreibenden Gebäude der neuen Station Vivi trägt. Auch von dieser Fläche aus ist der Blick den Congo hinunter sehr schön, aber doch nicht ganz so schön wie von Alt-Vivi aus. Dieser Blick den Strom abwärts hat mich immer wieder an die Scenerie des Hudson (Nordamerica) erinnert, wie sie vom Gasthof in West Point aus gesehen sich darstellt.

Jene Hochfläche, auf der Vivi liegt, ist größtenteils mit hohem, harten und scharfkantigen Grase bestanden, das zwar von Kühen, Ziegen, Schafen u. s. w. gefressen wird, aber doch in Bezug auf Nährkraft und Verdaulichkeit auch nicht im entferntesten mit unserm Grase verglichen werden kann. Immerhin würde die Beschaffen-

heit dieses Grases doch noch eine Viehzucht größern Stils gestatten, wenn nicht während der neun trockenen Monate des Jahres der äußerste Futtermangel einträte und außerdem allerlei Seuchen die Reihen der schlecht genährten und wenig widerstandsfähigen Rinder zu lichten pflegten. Der braune, allerdings etwas steinichte Lehmboden der Hochfläche, auf der Vivi liegt, würde an sich durchaus nicht unfruchtbar sein, wenn sich nicht eben die Zeit der unregelmäßigen schweren und kurzen Regengüsse auf drei Monate beschränkte und während der übrigen Zeit die Dürre allzu groß wäre. Die Wassermenge eines halben Dutzends jener Platzregen, wie sie in der nassen Jahreszeit herniedersausen, würde ausreichen, um für viele Monate den Boden zu befruchten, wenn nicht Geländebildung, Bodenbeschaffenheit und Waldmangel zusammenwirkten, um den ganzen Segen schon binnen wenigen Stunden wieder verschwinden zu lassen. Dazu kommt die Unregelmäßigkeit der Regengüsse, nach denen sich doch der ganze überhaupt hier mögliche Ackerbau richten muß. Bleibt der Regen, wie es dieses Jahr der Fall war, einige Wochen länger aus, als die Eingebornen bei der Bestellung ihrer Aecker angenommen haben, so ist die Aussaat verloren und die Aussicht auf irgend welche noch so kleine Ernte vernichtet. Alsdann folgt Darben und Hungersnot. Immerhin sah ich dicht bei Vivi zwei ausgedehnte und schön bestandene Felder, von denen das eine mit Mais, das andere mit Bohnen besät war.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Eingebornen, wenn sie bloß ein wenig fleißiger wären, dem Boden sehr viel mehr abgewinnen könnten, als dies jetzt der Fall ist. Auch die in kleinem Stil betriebene Hühner-, Ziegen- und Schweinezucht der Eingebornen könnte bedeutend vermehrt werden. Aber bekanntlich lebt der Neger von der Hand in den Mund und kann durch alle verlockenden Aussichten auf einen lohnenden Verkauf nicht veranlaßt werden, mehr als das Allernotwendigste zu pflanzen. Darf man ihm daraus einen Vorwurf machen, da ja doch in manchen ärmern Gebirgsgegenden Deutschlands eine ganz ähnliche Sinnesrichtung vorherrscht, und der zäh am Alten hängende Bauer bloß durch langdauernden Einfluß veranlaßt werden kann, seine Arbeitskraft lohnenden Erwerbszweigen wie z. B. einer verständigen Buttergewinnung und ähnlichem zuzuwenden! Was den von der Association betriebenen Ackerbau und die Viehzucht derselben Gesellschaft anbelangt, so seufzt der tüchtige deutsche Gärtner Herr

Ledien unter der Ungunst der Verhältnisse. Trotz allen Fleißes, aller Zähigkeit, aller aufgewandten Mühe beginnt man an der Möglichkeit, dieses Land in höherm Maße für Ackerbau oder Viehzucht ausnutzen zu können, völlig zu verzweifeln. Ja, wenn es unten am Flusse eine Dampfmaschine oder ein Wasserwerk gäbe, das Wasser heraufpumpte, klagte Herr Ledien ein- über das anderemal, oder wenn ich bloß ein- für allemal über eine bestimmte, wenn auch kleine Anzahl von Arbeitern verfügen könnte! Aber heute gibt man mir 4—6 Arbeiter und morgen, wenn es grade am dringendsten notthäte zu arbeiten, weil die Regenzeit herannaht, nimmt man sie, um eine Transportcolonne herzustellen, wieder weg.

Obwohl man in nicht sehr großer Entfernung von Vivi bisweilen kleine Scharen wilder Büffel gesehen hat, so kann doch von irgendwie ergiebiger Jagd noch viel weniger als von Viehzucht die Rede sein. Dörfer der Eingeborenen sind von Vivi aus nicht wahrzunehmen. Dagegen erblickt man am andern Ufer des Flusses, und zwar am Fuße eines steilen Thales die Gebäude der sehr viel kleinern Station Mposo, von der aus die am Südufer des Flusses entlang gehenden Transportcolonnen ihren Weg stromaufwärts anzutreten pflegen.

Die Vorderseite der kleinen Gebäudegruppe von Vivi nehmen vier im gewöhnlichen westafricanischen Tropenstil erbaute Holzhäuser ein, drei einstöckige und ein zweistöckiges. Das obere Geschoß des ganz kleinen zweistöckigen Hauses bewohnt, während das Erdgeschoß zu Amtsstuben dient, der gegenwärtige General-Administrator Oberst de Winton, der, auf zwei Jahre von der Association angestellt, seine militärische Stellung in England bloß zeitweilig verlassen hat. Ein anderes kleines Haus wird von Major Parminter, dem Chef des bis Isangila reichenden Bezirks, und von Graf Pourtalès, dem Chef der Station Vivi, bewohnt. Die beiden andern Häuser, die in einem kellerartigen Erdgeschoß Vorratsräume und in der Hauptetage Wohn- und Schlafzimmer enthalten, dienen teils den Beamten der Station zur Wohnung, teils sind sie zur Aufnahme von Gästen bestimmt. Die Zimmer sind äußerst einfach hergerichtet und die Wände zeigen die Naturfarbe der flüchtig behobelten Bretter. Aber im großen und ganzen sind alle diese Zimmer, deren die meisten Beamten eins für sich haben, derart, daß nicht allzu anspruchsvolle Leute doch recht gut darin wohnen

können. In den meisten Zimmern sah ich auch, obwohl alles benötigte Wasser auf den Köpfen der Schwarzen vom Flusse her hinaufgeschafft werden muß, metallene Badewannen. Diese Schilderung mag gar nicht so übel klingen, aber einesteils ist von allen Stationen der Association doch bloß Vivi so gut — oder nennen wir es erträglich — eingerichtet und andernteils fehlt doch auch hier in vielen Zimmern manches, was, wie z. B. Moskito-Netze, in diesem Klima als ein Lebensbedürfnis für den weißen Mann angesehen werden muß.

Leute, die sich von der Association anwerben lassen, thun wohl daran, wenn sie eine so vollständige Ausrüstung wie nur irgend möglich mit hinausnehmen und dabei auch Feldbett, einige Moskito-Netze, sehr viel billige Wäsche und sehr viel kräftiges Schuhzeug nicht vergessen. Von einigen Belgiern ist mir in durchaus glaubwürdiger Weise mitgeteilt worden, daß man ihnen bei der Anstellung in Brüssel versichert hätte, sie würden alle diese Dinge in Hülle und Fülle am Congo vorfinden. Diese Versicherung, wenn sie wirklich erteilt worden ist, entspricht jedenfalls nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Derjenige, der hofft, irgend etwas zu seiner Ausrüstung benötigtes, z. B. ein Moskito-Netz, aus den Vorräten der Association zu erhalten, dürfte eine geraume Zeit verstreichen sehen und viel gute Worte verschwenden müssen, ehe er zum Ziel gelangt. Im allgemeinen habe ich mich dem Gefühl nicht verschließen können, daß unter dem Druck der in mannigfacher Hinsicht höchst ungünstigen und untergeordneten Verhältnisse jeder in unendlich viel höherm Grade, als dies bei den Angestellten irgend eines Kaufmannshauses an dieser Küste der Fall ist, zunächst und vorwiegend an sich selbst denkt, daß dem entsprechend Neuankommende gut daran thun, den Grundsatz des Help yourself keinen Augenblick zu vergessen.

Rund um die Wohnräume herum läuft, wie dies bei so ziemlich allen von Weißen bewohnten Häusern Westafricas der Fall ist, eine vielbenutzte Veranda, die sich vor dem als Speiseraum benutzten Zimmer zu einer größern überdachten, aber an drei Seiten offenen Halle erbreitert. Diese Wohnhäuser von Vivi sind, namentlich in Anbetracht der kurzen, seit der Uebersiedlung von Alt-Vivi verflossenen Zeit, das beste, was die Association auf diesem Felde geleistet hat. Hinter der hübschen und stattlichen Reihe der Wohnhäuser gibt es noch etwa ein Dutzend zum Teil

recht winziger Baulichkeiten, so z. B. die Küche, den Schaf- und Ziegenstall, ein Vorratshaus, ein paar Wohnungen für „civilisirte“ Schwarze, ein paar Backöfen und was dergleichen mehr ist. Die schwarzen Bediensteten der Station Vivi wohnen je nach ihrer Stammeszusammengehörigkeit in verschiedenen Gruppen von selbsterbauten Hütten, so z. B. die Zanzibar-Leute auf dem Wege nach Vivi, die Kru-Leute auf dem Wege nach Isangila und die Kabindas auf dem Wege zu dem später zu erwähnenden Felsvorsprung. Eine Anzahl von den flußaufwärts gelegenen Stationen kommender Zanzibar-Leute hatte man, weil sie, auf ihre Rückbeförderung wartend, Unruhen anstifteten und die Magazine plündern wollten, ein besonderes Lager bei Ikongolo beziehen lassen. Ein Dampfer der englischen Firma Donald, Currie u. Co. sollte sie demnächst von Banana nach Zanzibar bringen. Obwohl diese Schwarzen in Bezug auf die ersehnte Rückbeförderung ganz und gar auf den guten Willen der Weißen angewiesen sind, so übt doch die Erinnerung daran, daß ihre Landsleute in frühern Jahren mehrfach Zugeständnisse erpreßt haben, noch immer eine verderbliche Wirkung. In dem oben erwähnten Falle, der sich kurz vor meiner Ankunft zugetragen hatte, genügte jedoch der Aufmarsch von 20 bewaffneten Weißen, um die Aufständischen zur Vernunft zu bringen.

Die oben erwähnte Straße nach Isangila ist übrigens nichts weiter als ein bergauf und bergab in endlosen Windungen, Steigungen und Senkungen sich dahinziehender Gebirgspfad. Andere Verkehrswege sind bis nach Stanley-Pool nicht vorhanden; welche Mühe und welche Kosten der Versand jeder Kleinigkeit erfordert, kann man sich demnach unschwer vorstellen. Und doch müssen, da von den Eingebornen außer einigen Hühnern, Ziegen u. s. w. nichts erstanden werden kann, alle die aus Europa bezogenen, zum Unterhalt für die weißen und schwarzen Bediensteten der Association bestimmten Lebensmittel auf dem Kopfe von Lastträgern zu den zwischen Vivi und Stanley-Pool gelegenen Stationen befördert werden. Es ist eine nicht sehr ermutigende Thatsache, daß zwei Drittel der Arbeitskraft von 150 weißen und 800 schwarzen Angestellten bloß dazu verbraucht wird, um überhaupt und dazu in nicht sehr behaglicher Weise das Leben zu fristen. Ueberfluß kommt überhaupt nicht vor. Bisweilen hat man soviel wie man bedarf, aber fast ebenso häufig ist Schmalhans Küchenmeister, und bereitet die Entbehrung, die man kaum merkt, weil

man sich an sie gewöhnt hat, die Körper langsam aber sicher für die Einwirkungen des Fiebers vor. Es dürfte schwer festzustellen sein, warum das hochgelegene Vivi, in dessen Nähe sich kein Sumpf und keine Ansammlung verwesender Pflanzenstoffe befindet, dennoch unbestritten um eine Kleinigkeit ungesunder ist als das niedrig gelegene Banana. Manche Leute schreiben, ohne einen wissenschaftlich stichhaltigen Grund dafür anzuführen, der Wassermasse des Congo und der ihrem Laufe folgenden Luftströmung eine fiebererzeugende Wirkung zu. Und doch gilt das Wasser des Congo, das in Banana, in Boma, in Vivi u. s. w. das einzige Trinkwasser liefert, für verhältnismäßig gesund. Frisch geschöpft ist es von Farbe gelbbräunlich, aber durch Filtern wird es klar und hat dann einen ebenso angenehmen Geschmack wie das als Trinkwasser ebenfalls sehr beliebte Nil-Wasser.

So jung Vivi ist, so gibt es hier doch schon Ruinen. Stanley wählte den Platz für das ältere Vivi mit Rücksicht auf die Gesundheitsverhältnisse und die Verteidigungsfähigkeit. Aber in der einen wie in der andern Hinsicht erwies sich die Wahl als unpraktisch. Das ältere Vivi, von dem bloß noch ein Gebäude stehengeblieben ist, lag auf einem steil zum Congo abfallenden Hügel, von dessen räumlich sehr beschränkter Hochfläche sich eine herrliche Aussicht flußabwärts eröffnet. Die Erfahrung bewies aber, daß dieser Hügel zwar leicht von einer Handvoll tapferer Leute gegen den Ansturm einer großen Menschenmenge verteidigt, aber auch anderseits in unangenehmer Weise von den umliegenden Höhen aus bestrichen und unter Feuer gehalten werden konnte. Was die Gesundheitsverhältnisse anbelangt, so waren am Tage die Sonnenstrahlung von den Alt-Vivi überragenden Höhen her und nachts die rauhe, den Fluß hinaufwehende Brise so stark, daß der Ort zu den schlimmsten Fieberplätzen dieser ganzen Gegend gerechnet werden mußte. Nach langen Ermahnungen und Bitten entschloß sich Stanley, die Station nach einer gegenüberliegenden, sehr ausgedehnten Hochfläche zu verlegen, die von den überragenden Bergen weiter entfernt ist und wo die allzu rauhe Brise weniger zur Geltung gelangt. Erst Mitte 1884 ist der Bau von Neu-Vivi begonnen und auffallend schnell vollendet worden. Eine Zeitlang gab es getrennte Haushaltungen in beiden Plätzen. Als ich Alt-Vivi besuchte, wohnten dort bloß noch einige mit Gewehr, aufgepflanztem Bajonett und roter sterngeschmückter Mütze umher-

spazirende Haussas. In landschaftlicher Hinsicht ist der Platz einer der bevorzugtesten dieser Gegend. Stundenlang hätte ich hier liegen, träumen und den Congo hinunterblicken können; aber meine Begleiter, Graf Pourtalès und Herr Ledien, die den Sonnenbrand fürchteten, mahnten zum Aufbruch.

Geht man über jene Fläche, auf der Vivi liegt, etwa eine halbe Stunde lang nordwärts, so gelangt man zu einem hoch über dem Congo liegenden Felsvorsprung, der einen der interessantesten Blicke eröffnet, die ich mich entsinne in Westafrica gefunden zu haben. Zwischen hohen steinichten, mit Gras und Buschwerk bestandenen Felsen, deren wagerecht geschichteter rötlicher Sandstein in steilen Abstürzen zutage tritt, windet der Riesenstrom, der, nach den trichterförmigen Wirbeln zu urteilen, noch von den Djellala-Fällen her stürmisch erregt zu sein scheint, sich gleich einer ungeheuren Masse flüssigen Silbers dahin. Mitten im Strom erhebt sich eine kleine Felseninsel, von der aus man, wenn sie erreichbar wäre, eine herrliche Aussicht genießen müßte. Aber enger und immer enger treten die hohen steilen Felswände zusammen, bis sie schließlich die gewaltige Wassermasse zwingen, durch eine kaum 600 Meter breite und grade senkrecht zu unsern Füßen liegende Felsenpforte hindurchzubrechen. Wie schön müßte erst der Anblick von unten aus sein! Von oben her gesehen scheint die Wassermasse sanft und ruhig dahinzugleiten. Bloß einige hübsche trichterförmige Kreise legen Zeugnis ab von der Gewalt der Strömung. Aber wehe dem Boote, das versuchen sollte, hier durchzufahren!

Die Scenerie ermangelt, da vom Strome her kein Laut bis zu dieser Höhe hinaufdringt und Dörfer und menschliche Ansiedlungen fehlen, jenes Lebens, dessen sich die meisten Menschen auf die Dauer doch nur ungern beraubt sehen; doch kann man ihr einen höchst eigenartigen, etwas melancholischen Reiz nicht absprechen. Die Beleuchtung ist bei untergehender Sonne am schönsten. Vielleicht ist es bloß die Eintönigkeit der teils in gleicher Höhe sich dahinziehenden, teils zu Kämmen und Hochebenen sich verengenden Bergkuppen, was unsere Blicke immer und immer wieder auf den in engem Bette zu unsern Füßen dahingleitenden Fluß lenkt. Oder ist es der Gedanke an den von diesem Strome durchmessenen Weg, an die Rolle, die er nach der Ansicht hoffnungsreicher Schwärmer bei der Entwicklung Africas zu spielen

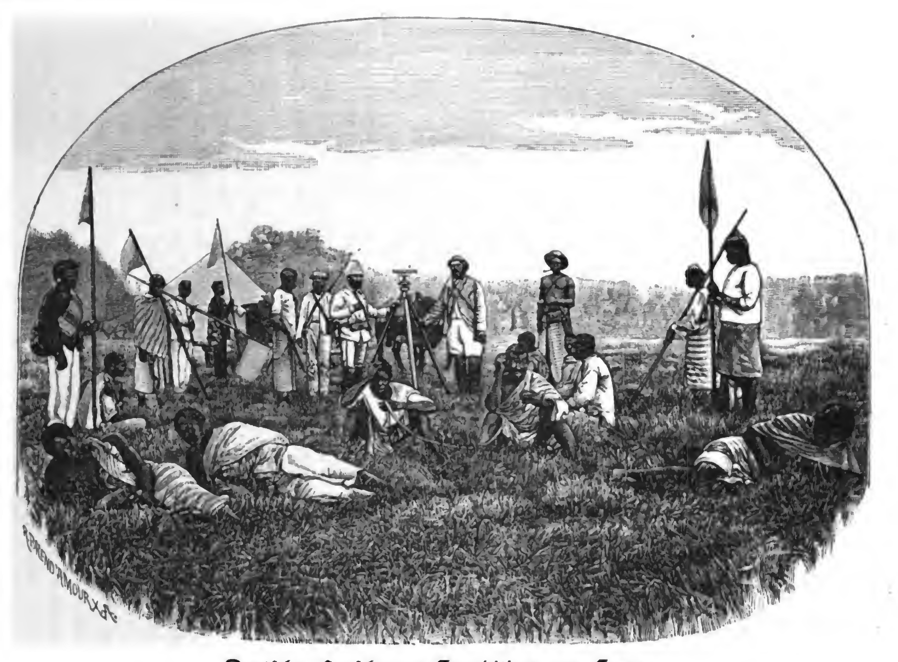
bestimmt ist? Längst war die Sonne untergegangen, als ich in Begleitung des Grafen Pourtalès, der sich in freundlicher Weise als Führer zur Verfügung gestellt hatte, den Rückweg antrat. Im Dämmerlicht verfehlten wir den von holzsuchenden Zanzibar-Leuten ausgetretenen Fußpfad und gelangten in übermannshohes, noch vom letzten Tornado her triefendes Gras, durch das wir uns mühsam und völlig durchnäßt einen Weg nach den licht-schimmernden Häusern von Vivi bahnten. Nachdem ich mich umgekleidet hatte, speiste ich mit Major Parminter, Capitän Elliott, Graf Pourtalès und Dr. Leslie beim Obersten de Winton zu Abend.

Capitel XI.

Der belgische Congo-Staat.

(Europäer-Leben in Vivi. — Essen und Trinken. — Hohe Sterblichkeitsziffer. — Die Gehälter der Beamten des Congo-Staats. — Uniformirung und militärische Titel. — Der Handel. — Die fünf großen Congo-Firmen. — Aus- und Einfuhrwaren. — Währung und Eigentümlichkeiten des Congo-Geschäfts. — See- und Flußschiffahrt. — Protestantische und katholische Missionen. — Geringfügigkeit der deutschen Handels-Interessen. — Ausblicke in die Zukunft. — Aussichten für Plantagenbau und Viehzucht. — Der wahre Wert des Congo. — Was soll die geplante Eisenbahn denn eigentlich befördern? — Der erhabene Gedanke der Nutzbarmachung Inner-Africas und seine schwächliche Durchführung. — Der kosmopolitische Charakter des Congo-Unternehmens. — Die Kriegszüge der Kaufmannshäuser. — Das Südufer des Congo. — Die hauptsächlichsten Handelsplätze der portugiesischen Besitzungen.)

Man kann, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß wissenschaftliche Beobachtungen von den Beamten der Association (mit einziger Ausnahme des längst aus ihrem Dienst ausgeschiedenen Herrn v. Danckelmann) niemals gemacht worden sind. Ihre Thätigkeit hat sich bisher darauf beschränkt, Häuser zu bauen, sich an den zu Stationen bestimmten Plätzen, so gut oder so schlecht wie dies eben anging, einzurichten und sich und die weiter nach vorwärts gelegenen Stationen ebenfalls so gut oder so schlecht wie dies eben anging, vor dem Verhungern zu schützen. In einer einmal eingerichteten Station beschränkt sich demnach die officielle, von oben herab vorgeschriebene Aufgabe der Beamten auf die Weiterbeförderung der Transport-Colonnen. Alles weitere ist Sache der Privat-Initiative. Phlegmatische Na-



Deutsche Forschungs-Expedition am Congo.

turen legen sich zum großen Schaden ihrer Gesundheit auf die Bärenhaut, während thätigere Leute mit dem ihnen zur Verfügung stehenden schwarzen Menschenmaterial Wege anzulegen und etwas Gartenbau und Viehzucht zu treiben suchen. Vivi unterscheidet sich insofern von den übrigen Stationen, als hier, wo alle Fäden zusammenlaufen, ein regeres Leben waltet. Dementsprechend ist die jetzt von dem schweizerischen Grafen Pourtalès, einem ehemaligen Adjutanten des Feldmarschalls Manteuffel, bekleidete Stellung eines Chefs von Vivi durchaus keine Sinecure. Jeden Augenblick müssen Transport-Colonnen geschaffen, müssen für die nutzbringende Verwendung der Schwarzen Anordnungen getroffen und die zwischen dem aus allen Nationen zusammengewürfelten Beamtenpersonal entstehenden Zwistigkeiten geschlichtet werden.

Die Station Vivi beherbergte zur Zeit meiner Anwesenheit außer den bloß vorübergehend dort weilenden Gästen 16 Weiße und 250 schwarze Angestellte der Association. Die 16 Weißen führten folgende Titel: General-Administrator (Oberst de Winton), Administrations-Secretär, Privat-Secretär, Arzt, Buchhalter, Stationschef, erster und zweiter kaufmännischer Agent, Stations-Buchhalter, Magazin-Verwalter, zweiter Magazin-Verwalter, Aufseher, Gärtner, Zimmermann, Koch und Ochsenzüchter. Von den 250 Schwarzen stammten 3 aus Lagos, 10 aus Loanda und 39 von der Loango-Küste, während 67 Kabindas oder Leute vom Congo, 49 Haussa, 54 Kru-Leute und 28 Zanzibariten waren. Betreffs eines gut aussehenden Schwarzen, der mein Gepäck besorgen sollte und mit dem ich mich in Portugiesisch auseinanderzusetzen suchte, rief Major Parminter mir scherzend zu, daß derselbe vielleicht kaum weniger gut deutsch verstände als ich selbst. Es war nämlich des Prinzen Karl von Preußen ehemaliger Kutscher, welcher zu einer Zeit, als es in Deutschland noch nicht so viele schwarze Bedienstete gab als heute, zu den bekannten Figuren von Berlin gehörte.

Das Leben verläuft auf den Stationen der Association fast noch eintöniger als in den Factoreien der Küste. Man erhebt sich morgens dem Klange einer Glocke folgend kurz nach Sonnenaufgang und nimmt Kaffee oder Thee zu sich. Um 12 Uhr folgt der Lunch und um 6½ Uhr abends die Hauptmahlzeit. Es gibt drei Tafeln, nämlich diejenige des Obersten de Winton, diejenige der drei bis vier höchsten und diejenige der übrigen Angestellten.

Aber alles kommt aus einer und derselben Küche und wird von einem und demselben Koch zubereitet. Ein gewisser Unterschied in der Verpflegung besteht bloß insofern, als den höhern Beamten teils aus den Magazinen der Association, teils aus privaten Bezugsquellen mancherlei besondere Genüsse zuteil werden, die den übrigen versagt bleiben. Zu jeder Mahlzeit wird portugiesischer Wein getrunken, da eine geringe Menge von geistigen Getränken zur Erhaltung der Gesundheit durchaus notwendig zu sein scheint. Aber die Beamten der Association werden lange nicht so gut verpflegt wie diejenigen des holländischen Hauses, denen man z. B. allmonatlich eine gewisse Menge Bier und Sodawasser zur Verfügung stellt, während bei der Association Bier und namentlich auch Cigarren als Luxus gelten. Man vermag sich bloß mit Berücksichtigung der weniger ausreichenden Verpflegung die große Verschiedenheit der Sterblichkeit zu erklären, welche bei den Angestellten der Association namentlich auch wegen der weniger geregelten Verhältnisse, in welchen dieselben leben müssen, zwei- bis dreimal größer ist, als bei denjenigen der verschiedenen Kaufmannshäuser. Daß es mit all solchen Dingen im Anfang eines Unternehmens am schlimmsten stehen muß, liegt auf der Hand, und ich hege keinen Zweifel, daß sich im Verlauf der Zeit grade die Frage der materiellen Verpflegung immer günstiger gestalten wird. Einstweilen aber bringt es trotz aller Besserung, die seit des Obersten de Winton Amtsantritt wahrzunehmen sein soll, ein noch immer nicht völlig überwundener Mangel an Ordnung mit sich, daß viele Magazine entweder leer oder mit sauer gewordenem Wein und halb ausgelaufenen Mehlsäcken angefüllt sind. Ich erzähle grade dies so ausdrücklich, weil ich mich von dem Zustand mehrerer Magazine mit eigenen Augen überzeugen konnte, während es wegen der viele Ränke mit sich bringenden Vielscheckigkeit des Beamtenpersonals kaum möglich sein würde, bei den mancherlei Erzählungen, welche man zu hören bekommt, genau festzustellen, wo die nur selten ausbleibende Uebertreibung anfängt.

Es ist ein eigenes Ding um eine Anstellung bei der Association, und wer eine solche annehmen will, sollte sich die Sache denn doch vorher reiflich und abermals reiflich überlegen. Indem ich solches ausspreche und des nähern darlege, glaube ich der Association eher zu nützen als zu schaden, denn Leute, welche unüberlegt oder mit falschen Vorstellungen hinausgehen, werden,

indem sie vorzeitig erkranken oder vorzeitig zurückkehren, weit mehr Kosten verursachen als Dienste leisten. Die Gehälter sind, wenigstens soweit bisher Deutsche in Betracht kamen, ziemlich niedrig (etwa 1200, 2000 und 2400 Franken jährlich) und können keinesfalls für die Einbuße an Gesundheit und Lebensgenuß einen genügenden Ersatz bieten. Auch gibt es, wenigstens einstweilen, im Dienst der Association keine Laufbahn, die jemand für sein ganzes Leben oder auch nur länger als ein paar Jahre Verdienst geben könnte. Wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, werden die Beamten der Association aus Gesundheitsrücksichten kaum länger als mehrere Jahre in Africa bleiben können. Was aber dann? Pensionen oder Anstellungen in Europa oder eine Fortdauer der Gehälter während des zur Herstellung der Gesundheit erforderlichen Aufenthalts in Europa sind Dinge, an denen es einstweilen noch fehlt. Vielleicht mag das alles jetzt, wo aus der Association eine geordnete Staatsverwaltung werden soll, sich besser gestalten. Aber meine Pflicht ist es, die Verhältnisse zu schildern, wie sie sind, und nicht, wie sie unter günstigen Umständen einmal werden könnten. Manche Leute haben mir in durchaus glaubwürdiger Weise versichert, daß bei ihrem Wunsche, sich von der Association anstellen zu lassen, das Gefühl, daß es eine Ehre sei, solcher Sache zu dienen, eine hervorragende Rolle gespielt habe. Aber meines Erachtens sollten um solcher Gefühle und Liebhabereien willen die praktischen Interessen doch nicht allzu sehr vernachlässigt werden. Mancher mag denken: wenn ich drei Jahre in Africa gewesen bin, so habe ich einen großen Namen. Aber in einer Zeit, wo mit dem ehedem ehrenvollen Titel eines Africareisenden solcher Schwindel getrieben wird, daß jedermann, der auf bequemen Dampfern umhergefahren ist, sich als Mann des Wissens und der Forschung bezeichnet, in solcher Zeit dürfte es selbst bei wirklich tüchtigen Leistungen, die ja aber doch auch wieder vielfach vom Zufall abhängen, nicht grade leicht sein, sich einen Namen zu machen.

Die zwischen der Association und ihren Beamten abgeschlossenen Verträge lauteten bisher auf drei Jahre, sollen sich aber in Zukunft auf fünf beziehentlich sechs Jahre erstrecken. Die ersten drei Jahre würden in Africa zuzubringen sein, dann würden ein in Europa zu verlebendes Erholungsjahr und schließlich wieder zwei Jahre in Africa folgen. Den meisten Angestellten der Asso-

ciation ist vor ihrer Abreise eine gewisse Summe zur Ausrüstung bewilligt worden. Die Gehälter wechseln zwischen den 75 000 Franken des Obersten de Winton oder den 12 500 Franken einiger andern englischen Beamten und den 2400 Franken des belgischen Lieutenants oder den 1200 Franken des gut empfohlenen Deutschen. Das höchste Gehalt beziehen durchschnittlich die Engländer, dann folgen die Belgier, dann die Schweden und zuletzt die Deutschen. In den oben erwähnten Verträgen wird u. a. auch das ausbedungen, daß die Beamten von dem, was sie sehen und hören, nichts veröffentlichen dürfen und daß die von ihnen angelegten Sammlungen der Association gehören. Wird ein Beamter der Association krank oder bedarf er der Kräftigung, so pflegt man ihm, und zwar, wie es mir schien, ohne viel Umstände, einen mehrmonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Mossamedes zuzugestehen.

Man scheint in den leitenden Kreisen der Association nicht besonders gut auf die ausgeschiedenen deutschen Beamten und auf deutsche Beamte überhaupt zu sprechen zu sein. Man wirft den neu herauskommenden Deutschen vor, daß sie die Dinge sofort mit allzu kritischem Blick musterten, während Belgier und Engländer die Verhältnisse nähmen, wie sie lägen. Bis zu gewissem Grade mag das richtig sein, und ebensowenig ist es zu leugnen, daß manche Deutsche, als die von Hause mitgebrachten Einbildungen zerstört waren, beinahe ebenso schnell, wie sie gekommen waren, wieder verschwanden. Aber anderseits habe ich trotz der Zweifel, die ich anfänglich allen solchen Behauptungen entgegenstellte, mich doch am Ende der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß manche Leute unter dem Eindruck von Schilderungen, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmten, sich haben anwerben lassen.

In ihrer äußerlichen Erscheinung unterscheiden sich die Angestellten der Association nicht wesentlich von den an der Küste lebenden Kaufleuten. Es gibt zwar eine Art von Uniform, welche aus blauer goldbordirter Jacke und blauer goldbordirter Mütze bestehen soll; aber die Leute, welche solche Kleidungsstücke besitzen — ohne sie darum zu tragen —, könnte man an den fünf Fingern einer einzelnen Hand aufzählen. Es wäre ja auch gradezu thöricht, wenn man in einem Lande, wo auf das körperliche Behagen so sehr viel ankommt, die Art der Bekleidung von oben

herab vorschreiben wollte. Die mehrfach aufgetauchte und ebenso häufig wieder aufgegebene Absicht, dem Beamtentum der Association eine militärische Gliederung zu geben, tritt übrigens in mancherlei Kleinigkeiten zutage, so z. B. auch darin, daß man am Kuilu recht freigebig die militärischen Titel „Lieutenant“, „Capitän“ und „Major“ verliehen hat. Die Haussa, welche unter den schwarzen Angestellten der Association mehr theoretisch denn praktisch als Soldaten bezeichnet und behandelt werden, besitzen am Congo keine Uniform, während am Kuilu unter Capitän Elliotts Leitung so etwas wie eine notdürftige Uniformirung vorhanden war. Exerciren und militärische Uebungen gibt's nicht, weil, wie man mir sagte, bisher noch niemand Lust gehabt habe, sich mit dergleichen nicht durchaus zum Leben erforderlichen Dingen abzugeben. Und wenn das auch nach allem, was über den Congo laut geworden ist, für europäische Ohren etwas befremdend klingen mag, so ist solche Selbstbeschränkung doch einstweilen nach Lage der Verhältnisse durchaus gerechtfertigt.

Der Congo-Handel ist bis zu gewissem Grade noch immer Monopol einiger großen Firmen, unter denen in erster Linie die Nieuwe Afrikaansche Handelsvennootschap sowie Hatton u. Cookson, in zweiter Linie Daumas, Beraud u. Co., Valle e Azevedo und Congo and Central African Co. zu nennen sein würden. Bloß von diesen fünf Häusern wird directer Handel mit Europa betrieben, während eine Anzahl kleinerer Firmen den Zwischenhandel betreiben. Neuerdings soll einem größern englischen Actien-Unternehmen die Aufgabe zufallen, einen Teil des Congo-Handels an sich zu reißen. Die Association Internationale Africaine hat mehrfach den Versuch gemacht, für eigene Rechnung, obwohl mit Vorschiebung irgend eines Strohmannes, der Namen und Firma abgab, Handel treiben zu lassen. Die Sache scheint sich aber niemals rentirt zu haben, sodaß jetzt sämtliche Factoreien des sogenannten belgischen Hauses als Stationen der Association dienen.

Die Nieuwe Afrikaansche Handelsvennootschap, welche für Nieder-Guinea das größte Kaufmannshaus darstellt, besitzt zur Zeit 58 Factoreien sowie gegen 150 weiße und gegen 1000 schwarze Angestellte (darunter allein 400 Kru-Leute). Während der Sitz des Hauses in Rotterdam ist, dient Banana, wo der Hauptagent wohnt, als Central- und Stapelplatz für die sämtlichen africanischen Factoreien sowie für jene portugiesischen Zwischen-

händler, die gemäß eines Vertrags bloß von den Holländern ihre Waren beziehen und bloß an diese die eingekauften Landeserzeugnisse abliefern dürfen. Es gibt kein westafricanisches Kaufmannshaus, welches längs dieser ganzen ungeheuren Küste Handel triebe, und eben so wie Woermann sich auf Liberia, Kamerun und Gabun beschränkt, eben so haben sich die Holländer einen Küstenstreifen ausgesucht, der zwischen ihrer nördlichsten Factorei von Majumba (an der Loango-Küste) und ihrer südlichsten Factorei bei Benguela (portugiesische Besitzungen) liegt. Was im besondern den Congo-Fluß anbelangt, so besitzen die Holländer längs seines Laufes die 12 Factoreien Banana (Centralplatz), Ponta da Lenha Boma (große Factorei), Angu-Angu (große Factorei), Kissangue, Wumbe, Endua, Sinde, Kassala, Katala, Loango und Massabe. Das holländische Haus, welches mit großen Capitalien arbeitet, besitzt allein schon dadurch, daß es die in ungeheuren Massen bestellten Einkaufswaren billiger bezieht als die übrigen Firmen, einen großen Vorsprung vor diesen. Es kann überhaupt als Regel gelten, daß das africanische Geschäft bloß dann, wenn es mit sehr reichlichen Mitteln betrieben wird, einen ausreichenden Verdienst abwirft.

Das alte und sehr gut gestellte englische Haus Hatton u. Cookson besitzt heutigentags für den Congo bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie noch vor zehn oder fünfzehn Jahren. Längs der Congo-Ufer unterhält es nur noch Factoreien in Ponta da Lenha, Kissangue, Katala, Kalle-Kalle und Boma. Der Hauptplatz dieser Firma, von dem aus sämtliche Factoreien bis Massabe im Norden und Kinsembo im Süden verwaltet werden, ist das an der Loango-Küste gelegene Kabinda. Uebrigens besitzen Hatton u. Cookson auch eine große Anzahl Factoreien in der französischen Colonie Gabun. Obwohl das französische Haus Daumas, Beraud u. Co. einen ziemlich großen Geschäftsumsatz haben soll, so sind die Factoreien, die ich gesehen habe, doch etwas ärmlich. Weiteres habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Das portugiesische Haus Valle e Azevedo, welches nicht grade umfangreiche, aber gute Geschäfte macht und welches auch ein Comptoir in Liverpool besitzt, ist die einzige am Congo ansässige portugiesische Firma, welche direct mit Europa Handel treibt. Die Congo and Central African Company, ein junges und mit einigen Schwierigkeiten kämpfendes Unternehmen, besitzt Factoreien in Banana, Kissangue,

Kassala, in Boma, bei Boma und bei Wunde. Wie es heißt, wäre dieses Unternehmen bloß dazu bestimmt, demnächst in einer erst zu bildenden großen British Congo Company aufzugehen. Noch wäre zu erwähnen, daß der Portugiese Juan Luis da Rosa, der bislang bloß mit den Holländern Handel trieb, seine ausgedehnten Factoreien an eine portugiesische Actiengesellschaft, die auf eigenen Füßen zu stehen beabsichtigt, verkaufte.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel des Congo-Gebiets sind Palmöl, Erdnüsse oder Arachiden, Palmkerne, Kautschuk und Elfenbein. Bloß die Ausfuhr der erstgenannten Landeserzeugnisse dürfte einer Steigerung fähig sein, während gemäß allgemeiner Annahme Elfenbein nach und nach gänzlich aus dem Handel verschwinden wird. Als durch Stanleys Anpreisungen und die mit dem lebensunfähigen belgischen Hause gemachten Versuche am Congo höhere Preise für Elfenbein bezahlt wurden als bisher, wurde auch von den Eingebornen mehr Elfenbein als bisher eingeliefert. Aber genau in gleichem Grade, wie dies geschah, verminderte sich die Zufuhr von Elfenbein in Kinsembo, Ambriz und andern weiter südlich gelegenen Küstenplätzen, sodaß die Gesamtausfuhr genau die gleiche blieb. Das beweist denn doch, wenn man die große Entfernung der obengenannten Plätze in Betracht zieht, zur Genüge, daß Stanleys Ansicht, als ob im Innern große Massen von Elfenbein bloß des Käufers harrten, nicht richtig sein kann. Ueber die Menge und den Wert der einzelnen Ausfuhrartikel habe ich nichts durchaus Zuverlässiges in Erfahrung bringen können, wie denn auch die sich auf diesen Punct beziehenden Zifferangaben Stanleys nach Angabe der Kaufleute gänzlich in der Luft schweben. Nur so viel ist sicher, daß der Dampfer Afrikaan, der die gesamte Elfenbein-Ausbeute des holländischen Hauses wegzuschaffen pflegt, viermal jährlich eine Ladung von je 15 Tons oder 1500 kg Elfenbein nach Europa bringt. Betreffs zweier hauptsächlichsten Handelsartikel Westafricas glaube ich eine früher von mir offengelassene Frage jetzt beantworten zu können. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß der größere Teil des in den Handel gelangenden Elfenbeins nicht von getöteten, sondern von gestorbenen Elefanten herrührt und daß die Mehrzahl aller Oelpalmen künstlich angepflanzt wird.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß nicht in allen Handelsplätzen des Congo-Gebiets die gleichen Landeserzeugnisse

angekauft werden. In Banana, welches vorwiegend als Stapelplatz dient, wird von den Holländern gar kein Handel getrieben und von den übrigen Firmen bloß sehr wenig. In Ponta da Lenha kauft man das ganze Jahr hindurch Palmöl, Erdnüsse und Palmkerne, einmal im Jahre während kurzer Zeit Sesam und außerdem in geringen Mengen Kautschuk und Copal. In Boma werden dieselben Erzeugnisse, aber in sehr viel größerer Menge erstanden. In Nokki, Angu-Angu, Fuca-Fuca u. s. w. werden Geschäfte vorwiegend in Erdnüssen, Kautschuk und Elfenbein gemacht. Außerdem kauft man in geringer Menge Uruku oder Orleanssamen (aus dem in Europa ein zum Färben der Kunstbutter benutzter Stoff bereitet wird) und Arbrus-Samen (ein in der Augenheilkunde verwandtes Arzneimittel).

In den großartigen Warenlagern des holländischen Hauses zu Banana sah ich, vielleicht mit einziger Ausnahme einer gewissen Branntweinsorte, einiger Eisen- und Spielwaren sowie von etwas Pulver, gar keine deutschen Industrie-Erzeugnisse. Die Manufacturwaren, von denen hier für eine halbe Million lagern mochte, kamen zum größern Teil aus England, zum geringern Teil aus Holland, der Rum und Genever aus Amsterdam oder Schiedam und das ein kleines Gebirge darstellende Salz (am obern Congo einer der hauptsächlichsten Handelsartikel) aus Setuba in Portugal und aus England. Die Steinschloßgewehre (Hinterlader sollen nicht verkauft werden) bezieht man fast ausschließlich aus Frankreich, Glas und Porcellan aus England oder aus Holland (Mastricht), die Messinggeräte und namentlich den Messingdraht, der zum Elfenbeingeschäft unentbehrlich ist, aus England, die Eisenwaren, wie z. B. Messer, Löffel und Buschmesser (Machetes), aus England und der Rheinprovinz, das Pulver aus Holland und von Hamburg sowie einen Teil der Glasperlen und die bei den Eingebornen sehr beliebten Blutkorallen aus Italien.

Die Bücher der verschiedenen Kaufmannsfirmen werden in einer imaginären, also in Wirklichkeit nicht vorkommenden Münze, nämlich in Reis Fracos geführt. Man berechnet ein Pfund Sterling in Reis Fortes (geprägter portugiesischer Münze) zu 4,500 Rs. und in Reis Fracos (die Münze der Buchführung) zu 7,312 Rs. Bares Geld ist wenig in Umlauf; noch am häufigsten begegnet man englischen Münzen. Die Währungseinheit, nach der allgemein im Verkehr mit den Eingebornen gerechnet wird, ist in



Factorei in Kabinda
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Boma ein Steinschloßgewehr und in Banana ein von den Engländern „Long“, von den Portugiesen „Cortado“ genanntes Stück Zeug. Ein Steinschloßgewehr hat den Wert von 4 Cortados. Einen Cortado des gewöhnlichen Baumwollzeugs (White Calico) rechnet man zu 6 Falten, die früher gleichbedeutend waren mit englischen Yards. Neuerdings aber hat man, ohne daß die Eingebornen dies anfänglich merkten, die Falten immer schmäler gemacht, sodaß jetzt auf 6 Falten nur noch 3 oder $3^1/_2$ Yards entfallen. Der Wert eines Cortado gewöhnlichen Baumwollzeugs stellt sich etwa auf eine Mark. Bei bessern Sorten wird eine Falte gleich einem Cortado gerechnet.

Worte, die man in der Handelssprache des Congo-Gebiets jeden Augenblick zu hören bekommt, sind „Fetisch“ und „Lingster“. Fetisch bedeutet den Laden einer Factorei und Lingster (von dem portugiesischen Worte Lingua, gleich Sprache) den die Geschäfte mit den Eingebornen vermittelnden Dolmetscher. Der landläufige Gruß, der einem auf Schritt und Tritt zugerufen wird, lautet Bote oder Mbote, und außerdem wird sich der Ankömmling schon bald mit der Bedeutung des oft gebrauchten Wortes Mput zu beschäftigen haben. Bei den Anwohnern des Congo und der Congo-Gegenden bedeutet Mput oder Mputu die Küstenplätze, die Brandung, die See und in weiterer Folge Europa. In frühern Zeiten kannte man bloß einen Herrscher von Mput — das war der König von Portugal. Neuerdings aber ist man mit dem Unterschied und dem Machtverhältnis der verschiedenen Nationen besser vertraut geworden.

In Deutschland scheint man über die Postverbindung nach Westafrica noch ziemlich schlecht Bescheid zu wissen. Es gibt manche, obwohl nicht ganz regelmäßige Gelegenheiten, welche weit schneller sind als die Woermannschen oder die englischen Dampfer. Die vom Staat unterstützten portugiesischen Postdampfer — die einzigen nach Westafrica fahrenden, welche ihre fahrplanmäßige Fahrzeit wirklich innehalten — habe ich bereits früher erwähnt. Im folgenden nun ein paar Postgelegenheiten für den Congo: Alle $2^1/_2$ bis 3 Monate fährt der niederländische Dampfer Afrikaan in 23 Tagen von Rotterdam nach Banana (directe Reise) und beinahe ebenso schnelle Fahrten macht der alle 3 Monate zwischen Banana und Kabinda verkehrende, der Firma Hatton u. Cookson gehörige Dampfer Angola. Die Association Internationale Africaine,

die einen großen Teil der benötigten Waren (namentlich Manufacturwaren, Perlen u. s. w.) von der Firma James Hutton in Manchester entnimmt, bedient sich zum Bezug und zur Verschiffung der deutschen, englischen und portugiesischen Dampfer. Bloß ab und zu wird auf eigene Rechnung ein Segelschiff behufs directer Fahrt von Antwerpen nach Banana gechartert. Die Beamten der Association pflegen meistens mit portugiesischen oder englischen Dampfern herauszukommen, während jene Zanzibar-Leute, auf die Stanley so große Stücke hält, mit besonders gecharterten Dampfern der die Verbindung zwischen England und dem Cap unterhaltenden Firma Donald, Currie u. Co. bezogen und nach Hause zurückgesandt werden. Das holländische Haus bezieht und verschifft, von dem Afrikaan abgesehen, mit 20 bis 30 jährlich hinauskommenden Segelschiffen. Daumas, Beraud u. Co. besitzen ein eigenes Segelschiff und bedienen sich außerdem ebenso wie Valle e Azevedo und wie die Congo and Central African Co. der deutschen, englischen und portugiesischen Dampfer. Auf dem Congo selbst verkehren außer vielen kleinen Seglern folgende Flußdampfer: K. A. Niemann, Prins Hendrik, Moriaan (Nieuwe Afrikaansche Handelsvennootschap); Kabinda (Hatton u. Cookson); Albuquerque (Congo u. Centr. Afr. Co.); Conqui (Daumas, Beraud u. Co.). Die Association Internationale Africaine besitzt auf dem untern Congo den Dampfer Héron (die Belgique und die Espérance sind ausrangirt worden) sowie auf dem obern Congo den Royal und den kleinen Raddampfer En Avant. Bei Lutete (zwischen Vivi und Stanley-Pool) lag, als ich in Vivi war, der auf Weiterbeförderung wartende Stanley einstweilen am Lande.

Die Missionare haben von Stanleys bahnbrechenden Congo-Forschungen einstweilen weit mehr Vorteil gehabt als die Kaufleute. Während die Kaufleute noch nicht einmal bis Vivi gelangt sind, haben die Missionare der verschiedenen Gesellschaften ihre Stationen schon bis weit über Stanley-Pool hinaus vorgeschoben. Am kühnsten sind die englischen Baptisten (dieselben, die auch in Kamerun Niederlassungen besitzen) vorgegangen. Die Livingstone Inland Mission, die auch sehr Tüchtiges leistet, ist neuerdings in americanischen Besitz übergegangen. Für den Katholicismus arbeiten eine portugiesische Mission (die in San Salvador auf Tod und Leben gegen die nicht minder mächtigen Engländer kämpft) und die Pariser „Congrégation du Saint-Esprit et de l'imma-

culé cœur de Marie“. Es möge hier erwähnt werden, daß es, obwohl man in Westafrica sehr viele deutsche katholische Missionare trifft, die in französischen Diensten stehen, dennoch eine deutsche katholische Missionsgesellschaft nicht gibt.

Das Gedeihen des Handels ist an ganz andere Bedingungen geknüpft als das Gedeihen der Missionsthätigkeit. Während die Missionare erst in Stanleys Fußstapfen flußaufwärts gegangen sind, waren Handel und Dampfschiffahrt auf dem Congo schon vor Stanleys Ankunft von Zanzibar her genau ebenso sehr entwickelt wie heute und erfreuten sich sogar einer größern Blüte. Stanley selbst ist schon damals auf einem Congo-Dampfer des englischen Hauses von Boma an flußabwärts gefahren.

Als das wesentlichste Ergebnis meiner über die Handelsverhältnisse des Congo-Gebiets eingezogenen Erkundigungen glaube ich feststellen zu können, daß deutsche Handelsinteressen am Congo bloß in ganz verschwindend geringfügigem Maße vertreten sind. Sie beschränken sich darauf, daß ein winziger Procentsatz der Einfuhrwaren deutschen Ursprungs ist und daß deutsche Dampfer einen kleinen Teil des Frachtverkehrs besorgen. Eine Entscheidung darüber, ob für die Ausdehnung oder Verstärkung der deutschen Handelsinteressen Aussicht und Raum vorhanden ist, will ich mir nicht anmaßen. Ich möchte mir bloß gestatten, daran zu erinnern, daß in der Voraussicht eines gewissen Andranges unternehmungslustiger Kaufleute alles zwischen Banana und Vivi zu beiden Seiten des Congo gelegene Land in den Privatbesitz der Association Internationale Africaine, der Nieuwe Afrikaansche Handelsvennootschap, des Hauses Daumas, Beraud u. Co. und einiger portugiesischen Firmen übergegangen ist.

Die Geschichte des belgischen Congo-Unternehmens kann mit wenig Worten dahin zusammengefaßt werden, daß König Leopold am 25. November 1878 das „Comité d'études du haut Congo“ gründete, daß drei Monate später Stanley im Auftrage des Königs der Belgier nach Africa abreiste, um im folgenden August die Fahrt stromaufwärts anzutreten, und daß im Januar 1880 Vivi gegründet wurde. Im December 1881, als bereits der erste Dampfer die Gewässer des Stanley-Pool befuhr, folgte die Gründung von Leopoldville. Am 26. Februar 1885 entstand mit dem Schlußact der Berliner Congo-Conferenz der unabhängige Congo-Staat (État indépendant du Congo) und am 30. April ver-

liehen die belgischen Kammern dem König das verfassungsmäßige Recht, die Souveränetät über den neuen Staat zu übernehmen.

Betreffs meines Urteils über den Congo und alles dessen, was drum und dran hängt, befinde ich mich in einer schwierigen Lage. Bei aller Hochachtung vor jenem hohen und erhabenen Werke, an dessen Spitze einer der edelsten und erlauchtesten Fürsten Europas steht, würde ich dennoch meine Pflicht zu vernachlässigen glauben, wenn ich den großen Gegensatz unerwähnt ließe, der zwischen dem in Europa bekannten Congo und dem Congo der Wirklichkeit besteht. Dort überspannte Hoffnungen und eine durch Stanleys großartiges Reclametalent angefachte Begeisterung, hier die ernüchternde Thatsache, daß kein Anwohner des Congo, sei er nun Kaufmann oder sei er einer der anderthalbhundert Beamten der Association, an die Möglichkeit einer baldigen Nutzbarmachung des Congo-Gebiets zu glauben scheint. Es ist keine rhetorische Uebertreibung, sondern die buchstäbliche Wahrheit, wenn ich behaupte, daß ich unter allen mit den Verhältnissen der Congo-Länder durch Augenschein vertrauten Leuten noch keinen gefunden habe, der die von Stanley entwickelten Ideen für ausführbar gehalten hätte. Mag immerhin hierin genau ebensoviel Uebertreibung liegen wie in der europäischen Congo-Schwärmerei, so fordert solche Allgemeinheit des absprechenden Urteils dennoch zu näherm Eindringen in die Sache auf und hat mich veranlaßt, das wenige, was ich gesehen habe, unbeirrt von der einen oder andern Seite, so wie ich es gesehen, wiederzugeben. Ich laufe dabei Gefahr, sei es von dieser, sei es von jener Seite, angegriffen zu werden. Aber das ist eine Gefahr, welcher der Journalist, der die Wahrheit herauszufinden trachtet, stets ausgesetzt ist und durch die er sich nicht beirren lassen sollte. Man wird mir hauptsächlich vorwerfen, daß ich stromaufwärts nicht weiter als bis Vivi gelangt bin, wohin mit verhältnismäßig leichter Mühe auch jeder Vergnügungsreisende gelangen kann, und daß ich dementsprechend über die Verhältnisse am mittlern und obern Congo nicht urteilen könne. Ich erwähne das so ausdrücklich, weil ich mir auch gar nicht anmaße, über die Verhältnisse am obern und mittlern Congo zu urteilen, weil ich bloß das erzähle, was ich während eines einmonatlichen Umherstreifens am untern Congo gesehen und gehört habe.

Als mich zu Anfang August 1884, während ich mich auf

einer Erholungsreise befand, der telegraphische Befehl erreichte, da wurde mir der Auftrag zuteil, so eingehend und gründlich wie nur möglich die bis dahin fast ganz unbekannten deutschen Besitzungen zu studiren, dem Congo dagegen nur nebenbei und „wenn es sich grade so mache“ meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, jedoch unter keinen Umständen in dem Grade, daß die wichtigste und Hauptaufgabe meiner Reise dadurch gestört oder beeinträchtigt werden könnte. Diesem Befehl entsprechend habe ich gehandelt. Fieberkrank und von den in einem nichtswürdigen Klima erlebten Strapazen dermaßen geschwächt, daß ich während längerer Zeit kaum allein und ohne Stütze zu gehen vermochte — in solchem Zustande gelangte ich nach Vivi. Oberst de Winton fragte mich zweimal in sehr formeller Weise, ob ich gewillt sei, nach Stanley-Pool weiterzureisen. Von Brüssel aus habe er die Weisung erhalten, mir dabei soweit wie nur irgend möglich behülflich zu sein. Zweimal erwiderte ich darauf ausdrücklich, daß, wenn ich nicht nach Stanley-Pool weiterreise, das meine eigene, durch den geschwächten Zustand meines Körpers veranlaßte Entscheidung sei. Ich schulde dem belgischen Congo-Unternehmen diese Erklärung, damit nicht etwa der Gedanke auftauche, als ob man irgend etwas habe verbergen oder verheimlichen wollen. Von Brüssel aus wird, sobald einmal jemand etwas weniger günstig, als man dort wünschen möchte, über den Congo urteilt, stets mit Vorliebe darauf hingewiesen, daß der Betreffende bloß so und so weit gelangt und bloß so und so lange geblieben sei. Dem gegenüber dürfte darauf zu verweisen sein, daß grade die Leiter der Association und grade diejenigen, die am allerenthusiastischsten über den Congo zu schreiben pflegen, überhaupt niemals dort gewesen sind. Auch haben unter den deutschen Besuchern des Congo grade die vertrauenswürdigsten, von denen ich bloß Dr. Nachtigal, Dr. Buchner, Dr. Pechuel-Lösche, Dr. v. Danckelmann zu nennen brauche, ganz ebenso wie der Verfasser dieses Buches geurteilt.

Als Stanley von Zanzibar kommend an der Mündung des Congo eintraf, war er der einzige, der das Congo-Gebiet oberhalb Isangilas durch eigene Anschauung kannte. Das war jene schöne, goldene Zeit, als man noch ohne Widerspruch von den Schätzen des Congo-Gebiets sprechen konnte. In dem Grade wie auch andere Leute den Congo immer weiter und weiter von der Mündung aufwärts kennen lernten, mußten, um die öffentliche

Meinung zu befriedigen, die erhofften Schätze immer weiter nach Osten verlegt werden. Jetzt ist man sogar so weit gelangt, daß alles Schöne und Verlockende kaum am Stanley-Pool, vielleicht sogar erst an der Aequatorstation beginnen soll. Mag dem so sein. So lange das Gegenteil nicht erwiesen ist, haben wir kein Recht, solche Angaben zu bezweifeln; aber auch angenommen, daß sich östlich von Stanley-Pool fruchtbarer Boden in Hülle und Fülle vorfände, so würde doch derjenige ein Thor sein, der tief im Innern Plantagen anlegte, während an der Küste, wo man direct von der Plantage verschiffen könnte, noch so viel fruchtbarer Boden, wie man nur wünschen mag, frei ist.

Nicht sehr viel günstiger wie für den Ackerbau sind die Aussichten für Viehzucht. Denn obwohl Schafe, Ziegen, Ochsen und sonstiges Hausvieh überall gehalten werden (in Vivi hat man sogar einen Schakal gezähmt), so ist doch bisher noch kein Beispiel bekannt, daß größere Viehherden die Trockenzeit überstanden hätten, ohne daß die Hälfte oder zwei Drittel der Tiere darüber gestorben wären. Auch ist, wo am Congo eine Rindviehzucht größern Stils versucht wurde, noch stets eine epidemische Krankheit aufgetreten, der die Tiere um so eher unterlagen, weil Futter und Pflege gleich schlecht waren. Die Ochsen, deren Fleisch man am Congo verspeist, werden samt und sonders vom Süden, namentlich auch von Mossamedes, bezogen.

Von allen wirklichen oder bloß eingebildeten Thatsachen, auf welche sich die zur Modesache gewordene Verherrlichung des Congo stützt, vermag ich nur eine als berechtigt anzuerkennen, die nämlich, daß der Oberlauf des Congo die einzige bisher bekannte Wasserstraße darstellt, die ins wahre und wirkliche Herz von Africa hineinführt. Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß diese Wasserstraße dermaleinst für die Entwicklung Africas von der größten und einschneidendsten Bedeutung sein wird. Aber was nützt die schönste Wasserstraße in Gegenden, die durch weite, nicht schiffbare Strecken von der Küste abgeschnitten sind und die in ihrem gegenwärtigen Zustande fast bloß geringwertige, den Transport nicht lohnende Güter erzeugen könnten! Wie ganz anders liegen die Verhältnisse am La Plata, wo man von der See aus in ununterbrochener Linie bis zu der brasilischen Provinz Matto Grosso gelangen kann! Und dennoch und trotz alledem ist das ungeheure, von tropischer Fruchtbarkeit strotzende Gebiet der oben

genannten Provinz ein von Handel und Cultur fast noch gänzlich unberührtes Stückchen Erde. Fragt man, weshalb dem so sei, so werde ich darauf verweisen, daß Brasilien zu viel schönes Land dicht an der Küste besitzt, als daß man nötig gehabt hätte, eine so weit entlegene, obwohl auf ununterbrochenem Wasserwege zu erreichende Gegend in Angriff zu nehmen. Aehnlich liegen doch auch wohl, sobald man an Plantagenbau denkt, die Verhältnisse in Africa.

Betreffs des obern Congo wird man noch für lange Zeiten, vielleicht für über ein Jahrhundert, von Plantagenbau absehen und sich auf die Entwicklung des Handels beschränken müssen. Aber grade in diesem Puncte haben alle Lobpreisungen Stanleys und seiner Nacheiferer bisher keine Klarheit zu schaffen vermocht. Man spricht immer und immer wieder von den Schätzen des Congo-Beckens. Wo sind dieselben und welcher Art sind sie? Stanley hat meines Wissens bloß Oelpalmen, Kautschuk-Lianen, Nutzhölzer und Elfenbein besonders aufgezählt und im übrigen die Schätze des Congo in ein unbestimmtes Dunkel gehüllt. Nun wird aber das Vorhandensein größerer Mengen von Elfenbein und von Kautschuk mit äußerster Bestimmtheit bestritten, und was Palmöl, Palmkerne und Nutzhölzer anbelangt, so leugnen die Kaufleute, daß dieselben wesentlich höhere Transportkosten als die bisher in Africa vorkommenden vertragen könnten. Wenn am Niger, dem bedeutendsten „Oelflusse" von ganz Africa, Palmöl und Palmkerne von weit aus dem Innern her bezogen werden, so rührt dies daher, daß der Niger, der nicht wie der Congo dicht an der Mündung Stromschnellen hat, bis weit ins Innere hinein schiffbar ist. Aber man kennt kein Beispiel, daß Palmöl, Palmkerne und Nutzhölzer auf weitern Strecken anders als auf dem Wasserwege bezogen würden. In Belgien scheint man sich der Ansicht hinzugeben, daß, sobald erst einmal die Stromschnellen durch eine Eisenbahn umgangen sein würden, die Frage der Nutzbarmachung Inner-Africas gelöst sei. Dem gegenüber verlohnt es sich, zu erwägen, was das belgische Congo-Unternehmen denn eigentlich bisher geleistet hat und wie, ohne Vorurteil betrachtet, die Aussichten für die Zukunft sich darstellen. Trotz aller Fehler und Uebertreibungen, deren Stanley sich schuldig gemacht hat, trotz aller unsympathischen Seiten seines Charakters kann ihm niemand den unsterblichen Ruhm streitig machen, unter den Africa-Problemen

dasjenige, welches vielleicht von allen das interessanteste ist, gelöst zu haben. In Stanleys Fußstapfen haben die Belgier weiter gearbeitet. Mag man immerhin darüber kritteln, daß trotz der so sehr günstigen Verhältnisse keinerlei wissenschaftliche Beobachtungen angestellt worden sind, ja, daß, so viele Instrumente auch herausgesandt wurden, dennoch zur Zeit am ganzen Congo bei allen Beamten des belgischen Congo-Unternehmens auch nicht die leiseste Spur von wissenschaftlichen Instrumenten zu finden sein würde, so steht die Thatsache, daß die Belgier in geographischer Hinsicht ganz Ausgezeichnetes geleistet haben, doch ebenso unbezweifelt da wie Stanleys Verdienst. Aber die Belgier legen in erster Linie Wert darauf, praktische Erfolge erzielt zu haben. Und grade das ist es, was man ihnen bestreiten muß. Nicht als ob solcher bloß scheinbarer Mißerfolg einzig und allein ihre eigene Schuld wäre. Die Verhältnisse liegen eben derart, daß das vom König der Belgier erstrebte Ziel der Nutzbarmachung Inner-Africas einer fernern Zukunft angehört, aber selbst bei einem noch so großen Aufwand an Opfermut und Geldmitteln nicht in wenigen Jahren erreicht werden kann. Das Ziel ist so kühn, so edel, so großartig erdacht, daß ich mich selbst nach allen Enttäuschungen, die einem am Congo in jeder denkbaren Form zuteil werden, einer gewissen Begeisterung dafür nicht entschlagen kann. Wenn nur die Durchführung des Unternehmens mit den hohen Plänen des königlichen Auftraggebers ein klein wenig mehr im Einklang geblieben wäre! Aber wenn man sich in Africa von der allgemeinen Unklarheit über den einzuschlagenden Weg, von der vielfach ganz nutzlosen Verwendung reichlicher Geldmittel, von der Trostlosigkeit der zunächstliegenden Aussichten überzeugt hat und wenn man überall und überall bloß auf Ratlosigkeit und ungünstige Urteile stößt, so erscheint einem die Uebertreibung, mit der in Europa eine abgeschmackte Reclame betrieben wird, gradezu als verwerflich.

Für ein Unternehmen, das die Grundlage zu einem großen Staatswesen der Zukunft abgeben soll, genügt es doch nicht, wenn man bloß auf geographische Erfolge und auf nichts weiter als geographische Erfolge hinweisen kann. Wenn es wahr ist, wie Stanley behauptet, daß bereits 10 Millionen Mark ausgegeben worden sind, so liegt die Frage sehr nahe, ob ähnliche Geldmittel denn auch noch für eine ziemlich weit reichende fernere Zeit

à fonds perdu ausgegeben werden sollen und ausgegeben werden können. Einstweilen ist man ja noch nicht einmal bis zur Schwelle des Ziels gelangt. Endlich aber muß doch einmal, wenn man sich überhaupt auf dem richtigen Wege befindet, der Zeitpunct kommen, wo das Unternehmen sich rentirt, und grade dafür sehe ich keine Aussichten irgendwelcher Art.

Nachdem allerseits anerkannt werden mußte, daß der untere Congo keinerlei andere dem Handel dienende Schätze darbiete, als auch schon vor Stanleys Ankunft von den bestehenden Kaufmannshäusern ausgenutzt worden sind, ist man dazu übergegangen, alles Heil von der zur Umgehung der Wasserfälle bestimmten Eisenbahn zu erwarten. Es ist klar, daß der Congostaat nicht bloß von den Auflagen leben darf, die man dem schon vor Stanleys Ankunft am Congo bestehenden Handel zumuten könnte. Eine irgendwie nennenswerte Vermehrung des Handels ist aber bisher nicht zu bemerken gewesen, und wenn man vom Bau der Eisenbahn spricht, so pflegen die Kaufleute so ironisch zu lächeln, als ob ein günstiges Ergebnis gänzlich ausgeschlossen wäre. Die dem Bau der betreffenden Bahn entgegenstehenden Terrainschwierigkeiten scheinen sehr groß zu sein. Aber wie würde, selbst wenn sie sehr gering wären, eine solche Eisenbahn sich rentiren können? Was würde denn die Bahn überhaupt zu befördern haben? Alles im Innern vorhandene Elfenbein würden ein paar Züge hinwegnehmen können, und daß Palmöl, Palmkerne und Nutzhölzer solche Transportkosten vertragen könnten, wird von den Kaufleuten mit äußerster Bestimmtheit bestritten. Nun sagen allerdings die Belgier, daß ja auch in Nordamerica manche uncivilisirte Gegenden erst durch den Bau von Eisenbahnen erschlossen worden seien. Aber was für den des Beackerers harrenden Weizenboden von Nordamerica gilt, paßt doch wohl kaum auf Inner-Africa, wohin europäische Ackerbauer niemals werden auswandern können. Daß Inner-Africa einmal europäische Industrie-Erzeugnisse in großer Menge kaufen und africanische Waren dafür liefern wird, halte ich nicht nur für möglich, sondern für im höchsten Grade wahrscheinlich. Auch würde der Bau einer Eisenbahn die Entwicklung Inner-Africas sehr beschleunigen. Aber wie man die Geldmittel für ein Unternehmen aufbringen könnte, das sich bestenfalls erst in vielen, vielen Jahren rentiren würde, vermag ich mir mit dem besten Willen nicht vorzustellen. Es würde nicht bloß das Anlagecapital für eine sehr

lange Zeit gänzlich unverzinst bleiben, sondern es würden auch zunächst die Betriebskosten à fonds perdu ausgegeben werden müssen.

Können aber die Belgier auf halbem Wege stehen bleiben, ohne praktische Erfolge erzielt und ohne irgendwelche Einnahmequellen eröffnet zu haben? Schon das jetzt vorhandene Beamtenpersonal würde durch Auflagen auf den bestehenden Handel keinesfalls unterhalten werden können. Wie aber, wenn man, wie es fast den Anschein hat, in einem Lande, wo es beinahe nichts zu verwalten gibt, einen complicirten Verwaltungsapparat einrichten und thatsächlich Hoheitsrechte ausüben will? Bis Mitte 1885 hat die Association sich der Ausübung jedweder Hoheitsrechte enthalten und dementsprechend kaum eine andere Stellung eingenommen als dieses oder jenes große Kaufmannshaus.

Es würde mich im höchsten Grade freuen, wenn die Zukunft lehren sollte, daß die Ansichten, die ich mir am Congo gebildet habe, nicht die richtigen gewesen sind. Aber trotz alles Wohlwollens, welches ich für das Congo-Unternehmen hege, und trotz aller guten Wünsche für dessen Gedeihen habe ich es namentlich auch deshalb, weil die Beamten der Association zwar sehen und hören, aber kaum sprechen, geschweige denn schreiben dürfen, für meine Pflicht erachtet, meinen Landsleuten verschiedene Thatsachen vorzuführen, nämlich erstens, daß die landläufigen Schilderungen des Congo und seiner Reichtümer mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen, zweitens, daß das Geheimnis, mit dem die Association ihr wahres Wesen bis vor kurzem zu verhüllen pflegte, in engstem Zusammenhange steht mit der Thatsache, daß man nicht bloß allgemein menschliche und kosmopolitische, sondern sehr greifbare und praktische Ziele verfolgt, sowie drittens, daß dem Erreichen dieses Zieles sehr große, jedoch hoffentlich nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

Der kosmopolitische oder nach dem in Brüssel gewählten Ausdruck der „internationale“ Charakter des belgischen Congo-Unternehmens besteht einzig und allein darin, daß man aus verschiedenen europäischen Ländern Geld- und Menschenmaterial heranzuziehen sucht. Im übrigen und namentlich auch, was die in nebelhafter Ferne liegenden Früchte des Unternehmens anbelangt, scheint, nach mancherlei Anzeichen zu urteilen, der internationale Charakter nicht ganz ebenso genau beibehalten werden zu sollen. Der mehrfach

gewechselte Titel des Unternehmens lautete, ehe sich der Congo-Staat daraus entpuppte, Association Internationale Africaine, weshalb man auch auf vielen dem Unternehmen gehörigen Gegenständen die Buchstaben A. I. A. liest. Die Schiffe der Association führten ebenso wie mehrere Stationen (Boma, Ikongolo u. s. w.) die belgische Flagge, während über dem Stationsgebäude zu Banana, über Vivi u. s. w. die blaue Flagge mit dem goldenen Stern weht. Wir haben am Congo ein belgisches Unternehmen vor uns, dessen Amtssprache englisch ist und bei dem die übrigen Nationen bloß zur Staffage dienen. Es ist das ziemlich deutlich hervorgetreten, als unser Landsmann Dr. Pechuel-Lösche während längerer Zeit Stanleys Stellvertreter wurde. Oberst de Winton, von dem man übrigens bloß Lobenswertes hört, konnte von Anfang an mit viel größerer Autorität auftreten und verstand es außerdem, seinen englischen Begleitern einen entscheidenden Einfluß zu sichern.

Als ich vor Antritt meiner africanischen Reise in Brüssel war, erzählte man mir dort, daß es am Congo bereits eine Armee von 3000 Haussas gebe. Die Wahrheit ist, daß außer einigen sehr kostspieligen, aber inzwischen unbrauchbar gewordenen Kanonen und Mitrailleusen etwa 5000 Gewehre herausgesandt worden sind, von denen höchstens noch 800 übrig sein sollen. Desgleichen sind beinahe in ähnlicher Weise, wie Kinder am See-Ufer Gebäude aus Sand auftürmen, Forts errichtet worden, die ein Jahr später schon nicht mehr existirten oder längst vergessen waren. Da hat mir doch die kriegerische Ausrüstung der Kaufleute weit mehr imponirt. Die großen Kaufmannshäuser, wie z. B. das holländische und die Firma Hatton u. Cookson, haben früher eine beinahe souveräne Stellung eingenommen. Sie verfügen noch heute über einen größern Stab weißer und schwarzer Angestellter und sind in jeder Hinsicht mächtiger als die Association. Wäre es nach ihrem Sinne gegangen, so würden die frühern Zustände so lange wie nur irgend möglich beibehalten worden sein. Immerhin sind sie mehr als zufrieden, daß der Haupthandelsplatz Banana ein Teil des eine gewisse Freiheit der Bewegung verheißenden Congostaates und nicht etwa ein Teil des französischen oder portugiesischen Colonialbesitzes geworden ist. Wie die Dinge früher lagen, haben die großen, am Congo und nördlich davon arbeitenden Firmen Selbsthülfe in allergroßartigstem Maßstab und weit häufiger geübt, als dies anderwärts an den westafricanischen Küsten

geschehen ist. In solchen Hauptfactoreien wie die holländische in Banana oder diejenige von Hatton u. Cookson in Kabinda findet man ganze kleine Arsenale von Waffen, und zwar nicht bloß vortreffliche Hinterladergewehre, sondern auch ab und zu kleine Kanonen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß selten mehrere Jahre verflossen sind, ohne daß zur Züchtigung dieses oder jenes Volksstammes diese oder jene bewaffnete Expedition unternommen worden wäre. Vor einigen Jahren setzte man einen solchen Kriegszug ins Werk, weil die Eingebornen eine 4000 kg Elfenbein enthaltende Factorei abgebrannt hatten. Man zeigte mir Stücke des verbrannten Elfenbeins, welche aufs deutlichste die Structur desselben veranschaulichten. Uebrigens ist zwischen der Association und dem holländischen Hause, die mehrere Jahre lang verfeindet waren, jetzt wieder ein gutes Verhältnis angebahnt.

Die Auslagen der Association für ihre 150 weißen und ihre 2200 schwarzen Angestellten (etwa 800 Zanzibariten, 300 Krus, 800 Haussas und 300 Kabindas), welche letztern außer der Beköstigung, die sich auf etwa 1½ ℳ stellt, einen Tagelohn von 1 ℳ erhalten, sind so außerordentlich hoch (insgesamt zwischen zwei und drei Millionen Franken jährlich), daß die Möglichkeit, als ob auch nur die zukünftige Verwaltung durch Auflagen auf den Handel bezahlt werden könnte, gänzlich ausgeschlossen erscheint. Man würde, wie von Kennern der Verhältnisse behauptet wird, am klügsten handeln, wenn man zunächst durch Abschaffung der kleinern Stationen, die nur wenig Nutzen bringen, die Auslagen verminderte. Wenn dies in dem Grade geschehen könnte, daß man in der Lage wäre, abwarten und die Dinge sich etwas ruhiger entwickeln lassen zu können, so würde sich vielleicht nach und nach auch diese oder jene Aussicht auf steigerungsfähige Einnahmequellen eröffnen. Es wäre das im höchsten Grade wünschenswert, denn ein Zusammenbruch des Congo-Unternehmens würde nicht allein mit Rücksicht auf den hochherzigen Begründer, sondern auch wegen der sehr viel schlimmern Zustände, die später darauf folgen könnten, aufs tiefste zu beklagen sein.

Durch die von Brüssel aus betriebene Reclame, durch die Geheimniskrämerei und die Furcht vor jeder gesunden Kritik wird nicht bloß den am Congo angestellten Beamten, die mit dem besten Willen kaum ein Hundertstel dessen, was in die Welt hineinposaunt wurde, leisten können, eine ersprießliche Thätigkeit

außerordentlich erschwert, sondern es wird auch, so sympathisch man dem Unternehmen an sich gegenüberstehen mag, in die sich gegen die oben erwähnte Reclame richtende Kritik eine kaum zu vermeidende und im Grunde genommen unnötige Schärfe hineingetragen. Weshalb braucht die Association, seit sie allerseits anerkannt ist, das Licht zu scheuen? Sie könnte dadurch den Verdacht erwecken, als ob sie aus jenem rosigen Licht, in dem sie die Congo-Verhältnisse erscheinen läßt, Capital zu schlagen suchte. Oder schämt sie sich etwa, weil man sich des einzuschlagenden Weges noch so wenig bewußt und, was die praktische Nutzbarmachung anbelangt, noch gar nicht zur Schwelle des Zieles gelangt ist. Sachliche Widerlegungen würden aller Welt willkommen sein, aber indem die Association jeden, der eine wohlwollende Kritik übt, mit Gift und Galle überschüttet, schadet sie bloß sich selbst und ihrem eigenen Werke.

Wie bekannt, ist auch Franzosen und Portugiesen ein Teil des Congo-Gebiets zugefallen. Uebrigens soll das Südufer des Congo, das bis Nokki den Portugiesen gehört, weit weniger wertvoll sein als das nördliche Ufer. Die portugiesischen Kaufmannshäuser haben im Verein mit den Officieren der portugiesischen Kriegsschiffe noch während der Verhandlungen des Congo-Congresses ihr bestes gethan, um den ganzen untern Congo für Portugal zu annectiren. Allen nichtportugiesischen Kaufleuten war dagegen ein Stein vom Herzen genommen, als mit dem holländischen Dampfer Afrikaan die Nachricht eintraf, daß wenigstens das Nordufer des Congo mit den wichtigen Orten Banana und Boma den zollwütigen Portugiesen entgangen sei. Von Kaufleuten und Seecapitänen werden die Portugiesen nicht bloß ihrer hohen Zölle wegen, sondern auch deshalb gefürchtet, weil sie als Kleinigkeitskrämer wegen Dinge, die von andern Nationen kaum beachtet werden, sehr viel Plackereien zu machen pflegen.

Im übrigen sind die portugiesischen Colonieen nicht so schlimm, wie man sie namentlich am Congo zu schildern liebt, und von jenen deutschen Reisenden, welche für ihre Expeditionen nach Inner-Africa die portugiesischen Besitzungen in Nieder-Guinea als Ausgangspunct gewählt haben, wurde mir in allen Tonarten deren Lob gesungen. Nirgendwo in ganz Westafrica ist der sich mit Kaffee, Baumwolle, Tabak und Zuckerrohr beschäftigende Plantagen-

bau so hoch wie grade hier entwickelt, was zum großen Teil dem die Sklaverei ersetzenden (oder vielmehr dem Wesen nach mit der Sklaverei übereinstimmenden) Contractsystem zu verdanken ist. Zudem hat wenigstens Mossamedes ein beinahe europäisches Klima, das namentlich vom Mai bis September (weniger während der Regenmonate März und April) verhältnismäßig kühl und recht gesund ist.

Obwohl es mir nicht vergönnt war, die jetzt bis zum Süd- ufer des Congo reichenden portugiesischen Besitzungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so möchte ich mir doch gestatten, das, was ich über die Handelsverhältnisse der Küstenplätze in Erfahrung habe bringen können, hier anzuschließen. Bis zur Congo-Conferenz bildete das 1855 von den Portugiesen besetzte Ambriz die Nordgrenze; seitdem sind die bis dahin unabhängigen Küstenplätze Cobra da Cabeca, Muculla, Ambrizette, Musera und Kinsembo hinzugekommen. In Cobra da Cabeca finden wir das in Manchester domicilirte deutsch-französische Haus Samson u. de Liager (früher Conqui), in Muculla die Nieuwe Afrikaansche Handelsvennootschap, das französische Haus Daumas, Beraud u. Co., das portugiesische Haus Viana und abermals die Firma Samson u. de Liager. Der Ort genießt eine gewisse Berühmtheit dadurch, daß am 17. December 1883, als die bloß von zwei Weißen und ihren Kru-Leuten verteidigte holländische Factorei von 600 Schwarzen belagert wurde, grade während des schlimmsten Musketenfeuers das französische Pulvermagazin mitsamt der fran- zösischen und portugiesischen Factorei in die Luft flog. Bei dem wackern Verteidiger der holländischen Factorei habe ich in Vista mehrere Tage zu Gast gewohnt.

Ambrizette ist für Nieder-Guinea der wichtigste Elfenbeinplatz (es wird mit Stolz erzählt, daß am 23. December 1884 der Franzose Conqui „vor dem Frühstück“ 1½ Tonnen Elfenbein einkaufte); außerdem werden bloß noch Kautschuk und in geringer Menge Erdnüsse (Arachiden) eingehandelt. Gemäß allerseits be- folgter Uebereinkunft wickeln die Kaufleute ihre gesamten Geschäfte vormittags ab und gestatten nicht, daß die Neger sie nachmittags belästigen. Die Firmen, unter denen es keine portugiesischen gibt, sind: Nieuwe Afrikaansche Handelsvennootschap, Hatton u. Cookson, Congo and Central African Co., Daumas, Beraud u. Co.,

Samson u. de Liager (Deutsch-Engländer), Burdot u. Jaubert (belgisch) und ein englisches Haus, dessen Namen ich vergessen habe. In Musera, wo außer Kautschuk auch schon eine ziemliche Menge des im Süden viel reichlicher angebotenen wildwachsenden Kaffees zu Markte kommt, finden wir die Häuser Samson u. de Liager (Nachfolger des französischen Hauses Conqui) und Daumas, Beraud u. Co. Kinsembo liefert außer etwas Elfenbein, Kautschuk und Erdnüssen (die in frischem Zustande von vielen Feinbäckern an Stelle unserer Mandeln verwandt werden) namentlich sehr große Mengen wildwachsenden Kaffees. In Ambriz, einem europäisch aussehenden Orte, der einen Gasthof und einen Club besitzt, wird vorwiegend Kaffee und Kautschuk, und zwar, wie auch in allen weiter südwärts gelegenen Hafenplätzen, fast ausschließlich gegen englisches und portugiesisches Bargeld eingehandelt. In der 12 000 Einwohner (darunter außerordentlich viele Mulatten) zählenden Hauptstadt Loanda, in der es ebenfalls Gasthäuser und sogar Zeitungen gibt, ist das holländische Haus die hervorragendste Firma. Von Deutschen wäre Alexander Stock und von Schweizern Th. Marti (Ladengeschäft) zu nennen.

Benguela, wo die Kaufleute in dem 25 Kilometer von der Küste entfernten Orte Catambela wohnen, erzeugt Orseille, Copalgummi, Kautschuk, Wachs und liefert auch namentlich sehr viel Elfenbein. Es scheint, als ob der aus dem Innern kommende Handelsweg, auf dem das Elfenbein zur Küste gebracht wird, einen Ausläufer nach Ambrizette und einen zweiten nach Benguela entsende. Mossamedes (Betonung auf dem a), unter allen bedeutendern Ortschaften der portugiesischen Besitzungen der südlichste, hat als Gesundheitsstation zum wenigsten eine ebenso große Bedeutung wie als Handelsplatz. Eine Strecke landeinwärts wohnen bei dem in 1946 Meter Meereshöhe gelegenen Orte Empata 32 Boer-Familien, welche den Rest der nach der englischen Besitzergreifung aus dem Transvaal-Lande ausgewanderten Boeren darstellen. Sie ernähren sich namentlich von der Jagd auf Giraffen, Flußpferde u. s. w., beabsichtigten aber, da das Wild immer seltener wird, demnächst in nordöstlicher Richtung weiter zu ziehen. Es möge erwähnt werden, daß, obwohl zwischen Loanda und Benguela so etwas wie Pferdezucht kleinern Stils betrieben wird, dennoch selbst das Klima von Mossamedes den Pferden noch nicht

so recht zusagen will, weshalb denn auch, während im Innern ein Ochse bloß 30—40 ℳ gilt, der Preis eines Pferdes auf 1500 ℳ zu stehen kommt. Bis zum Binnenlande von Mossamedes hat ab und zu (das letztemal in Begleitung des englischen Lords Mayo) jener schwedische Jäger Ericsson seine Jagden ausgedehnt, der, indem er Hunderte von Weißen und Farbigen ausrüstete und sich mit der Jagdbeute bezahlen ließ, in den Besitz eines beinahe fürstlichen Vermögens gelangt ist.

Capitel XII.

Die Heimreise.

(Strapazen des Reisens in Westafrica. — Keine Gasthöfe. — Langsame Dampfer. — Der Nordost-Passat. — Fliegende Fische und sonstige Meeresbewohner.)

Die meisten Schriftsteller, die lange an einem bestimmten Puncte fremder Erdteile gelebt haben, verfallen in den Fehler, die von ihnen gesammelten Erfahrungen auf allzu große Länderstrecken zu übertragen. Was für Liberia gilt, paßt nicht auf die Sklavenküste und was für die Sklavenküste zutrifft, ist vielleicht in Kamerun ganz anders. Allerdings findet sich längs der ganzen westafricanischen Küste manches Gemeinsame. Aber des Verschiedenen und Abweichenden gibt es, sobald zwei nicht ganz dicht bei einander liegende Länder in Betracht kommen, doch noch mehr als des Gleichartigen. Das ist der Grund, weshalb ich mich, da ich ein photographisch getreues Bild unserer westafricanischen Colonieen zu geben beabsichtigte, nicht kürzer fassen konnte, als ich es gethan habe.

Nach mir werden andere Reisende kommen, die schon mit weniger Strapazen zu kämpfen haben werden, als sie mir zuteil geworden sind; denn die schlimmste Seite des heutigen Westafrica — und das morgige wird vielleicht schon um eine Kleinigkeit besser sein — ist nicht etwa das Fieber und auch nicht die Hitze, sondern der mangelnde Comfort. Besonders schwierig wird das Reisen in Westafrica durch den vollständigen Mangel an Hotels. Auf der ganzen Erde gibt es keinen andern Landstrich von gleicher Größe, wo man wegen des Fehlens der Gasthöfe so sehr wie hier bloß auf Gastfreundschaft angewiesen wäre. Ein so schöner

Zug auch die Gastlichkeit sein mag, so hat sie dennoch für beide Teile ihre sehr schlimmen Seiten. Man kann nicht fordern, was man haben möchte, man muß stets bitten, stets ein freundliches Gesicht machen. Man fühlt sich glücklich, wenn man einmal wieder zahlen, befehlen und für sich allein ein eigenes Zimmer besitzen kann, in dem man als unumschränkter Herr arbeiten und wirtschaften darf.

Das Ungeziefer, welches in Westafrica den Reisenden zu plagen pflegt, sind Moskiten und Sandfliegen in erster Linie, dann auch Ratten, Kakerlaken, Spinnen u. s. w. Flöhe kommen dagegen nicht vor und Wanzen sind äußerst selten. Die Moskitenplage ist die schlimmste, und niemand sollte, ohne sich mit einem oder mehrern Moskito-Netzen (und einem Feldbett) versorgt zu haben, eine Reise nach Westafrica antreten.

Aber weit schlimmer als das tierische ist jenes menschliche Ungeziefer, mit dem namentlich jeder, der ins Innere vordringen will, zu kämpfen hat. Um gut damit auszukommen, bedarf man einigen Talents und einiger Erfahrung. Im Besitz dieser beiden Eigenschaften wird man vielleicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß das africanische Gesindel gar nicht einmal so schlimm sei wie das europäische.

Da im Verkehr zwischen Europa und Westafrica dem alles überwiegenden Gütertransport gegenüber die Personenbeförderung kaum in Betracht kommt, so fahren auf den westafricanischen Linien bloß langsame Dampfer, deren Fahrzeit außerdem noch durch das Anlegen an allen kleinen und kleinsten Orten — von einem dieser Dampfer weiß ich, daß er in 3½ Monaten 80 Plätze angelaufen hat — ganz ungebührlich verlängert wird. Durchschnittlich legen die Dampfer 7—9 Seemeilen in der Stunde zurück; 12 Seemeilen sind schon eine Seltenheit. So kommt es, daß, während man von England zur Capstadt in 21 Tagen gelangen kann, eine Fahrt von Hamburg nach Kamerun beinahe die doppelte Zeit in Anspruch nimmt. In dieser wie in mancher andern Hinsicht ist Westafrica eins der am meisten vernachlässigten Gebiete unserer Erde. Nicht bloß Nord- und Südafrica, sondern auch Ostafrica ist mit Telegraphen und schnellfahrenden Dampfern viel besser bedacht worden. Vor allem wäre es auch wünschenswert, daß die einzige dampferlose Linke an Africas Küste (Mossamedes-Capstadt) bald ausgefüllt würde.

Mit einer Reise nach Westafrica ist es grade umgekehrt wie mit einer Reise nach Nordamerica. Während man der vorherrschenden Winde wegen viel schwieriger nach New-York gelangt als zurück, ist die Hinreise nach Westafrica viel leichter und für Leute, die der Seekrankheit unterworfen sind, viel angenehmer als die Rückreise. Südwärts von Madeira, und zwar je nach seiner Stärke bis zu größerer oder geringerer Entfernung vom Aequator weht das ganze Jahr hindurch, aber mit besonderer Heftigkeit in unsern europäischen Sommermonaten der Nordost-Passat, der nach Europa dampfenden Schiffen die Fahrt noch mehr erschwert, als er sie den von Europa kommenden erleichtert. Dieser Nordost-Passat pflegt kühle europäische Lüfte mit sich zu bringen, welche die durch längern Aufenthalt in Westafrica verweichlichten Naturen vor Frösteln erschauern lassen.

Bis zu den Canarischen Inseln wimmelt das Meer von fliegenden Fischen, die namentlich nachts oft auf Deck niederfallen. In den heißesten Monaten unseres nördlichen Sommers erstrecken sie ihre Fahrten bis ungefähr nach Madeira, als ihrem nördlichsten Puncte. Es scheint aber, als ob bloß die größten und kräftigsten Exemplare eine so sehr weite Reise wagten. Denn die in jenen nördlichen Regionen der Tropenmeere gefangenen fliegenden Fische sind sehr viel größer, als das Durchschnittsmaß dieser beschwingten Meeresbewohner. Der größte fliegende Fisch, den ich überhaupt jemals gesehen habe, maß in der Länge 18 Zoll. Schweinsfische (Delphine) sieht man auch beinahe täglich und Walfische, wenigstens zu gewissen Zeiten des Jahres, wenn sie, ihre Reise von der nördlichen zur südlichen Hemisphäre machend, den Aequator passiren. Dagegen scheint es mir, als ob andere Meere reicher an leuchtenden Quallen wären. Besonders starkes Meerleuchten habe ich in diesem Teil des Atlantischen Oceans niemals beobachtet.

Nach den Canarischen Inseln, der Vorhalle Europas, wenn man so sagen darf, wird, wessen Herz von Sehnsucht nach der Heimat geschwellt ist, in neun Fällen von zehn vergeblich ausblicken; denn die Gipfel aller dieser oceanischen Inseln sind fast stets von Wolken umlagert. Madeira beispielsweise kann bei sehr klarem Wetter bis auf 80 Seemeilen Entfernung gesehen werden. Aber zuweilen verhüllen Nebel es derart, daß die Schiffer erst eine halbe Stunde vor der Ankunft das Land erblicken.

Capitel XIII.

Togo und Kamerun im Jahre 1698.

(Die alten Reiseschriftsteller und die mündliche Ueberlieferung der Eingebornen. — Die runden Hütten der heiligen Fetischstadt Be. — Der Ursprung des Land- und Städtenamens Popo. — Alte preußische Zweigfactoreien in Klein-Popo und Weida. — Kamerun im Jahre 1698. — Welche Stämme bewohnten damals das Kamerun-Gebiet. — Das Volk der Amboser. — Verschwundene und noch bestehende Ortschaften.)

In dem Grade, wie der heutige Zustand der vom deutschen Reich erworbenen Colonieen besser bekannt wird, dürfte auch der ältern Geschichte dieser Länder, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, mehr und mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden. Es gibt zwei Quellen, aus denen wir dabei schöpfen können, nämlich erstens die alten Reiseschriftsteller und zweitens die mündliche Ueberlieferung der Eingebornen. Leider entsprechen die ältern Werke ganz und gar nicht jenen Anforderungen, welche man heute an eine wissenschaftliche Reisebeschreibung zu stellen pflegt. Und was die mündliche Ueberlieferung der Eingebornen anbelangt, so gibt dieselbe zwar mancherlei Aufschlüsse, würfelt aber Ereignisse und namentlich Daten so bunt durcheinander, daß solche Angaben, falls sie nicht durch die alten Reiseschriftsteller festgestellt und berichtigt werden können, doch nur wenig Wert haben. Ein Beispiel möge dies erläutern: In den Popo-Ländern hörte ich überall, daß die heutigen Einwohner eine Mischung von Ewe-Leuten und Auswanderern aus Accra (englische Goldküsten-Colonie) seien. Nach den übereinstimmenden und sehr zuversicht-

lichen Angaben der Eingebornen und der seit vielen Jahren im Lande wohnenden katholischen Missionare mußte ich annehmen, daß diese Mischung mit Accra-Leuten so etwa um das Jahr 1825 herum stattgefunden habe. Als ich aber, nach Europa zurückgekehrt, die ältern Reiseschriftsteller zur Hand nahm, fand ich, daß diese Mischung mit Accra-Leuten (von der auch die Sprache der Popo-Neger einen deutlichen Beweis liefert) schon im Jahre 1697 ebenso sehr eine vollzogene Thatsache gewesen war wie heute. Das beweist also, daß Ereignisse, welche vor mehrern hundert Jahren stattgefunden haben, in der Erinnerung der Eingebornen fortleben, wenn auch die Daten bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden sind.

Demjenigen, der sich für die ältere Geschichte unserer Colonieen interessirt, möchte ich ein im Jahre 1749 bei Arkstee und Merkus in Leipzig erschienenes Werk empfehlen, betitelt „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande oder Sammlung aller Reisebeschreibungen, welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden".

Ueber die Sklavenküste, wo unsere Colonie Togo liegt, haben namentlich Barbot, Bosman und Marchais berichtet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sklavenküste damals (d. h. um das Jahr 1698) von demselben Volke, welches noch heute dort wohnt, nämlich von verschiedenen Zweigen des Ewe-Stammes, bewohnt war. Auch scheinen sich, abgesehen von einer unbedeutenden Verringerung des Machtansehens der Könige, die politischen Verhältnisse nur sehr wenig geändert zu haben. Oestlich vom Volta-Fluß, welcher auch damals als die Scheidelinie zwischen Goldküste und Sklavenküste angesehen wurde, finden wir die Königreiche Koto oder Lampi, Klein-Popo, Groß-Popo und Whida (welch letzteres 1728 vom König von Dahome, der bereits das Königreich Groß-Ardra erobert hatte, zerstört wurde). Der Name Togo und auch die heutigentags so sehr volksreiche Stadt Agué werden von den alten Reiseschriftstellern nicht erwähnt. Bloß an drei Puncten der Sklavenküste gab es damals Factoreien, nämlich in Koto oder Verhu (dem heutigen Quitta) eine Factorei der englisch-africanischen Compagnie, in Whidah (dem heutigen Weida) englische, französische und holländische Factoreien und außerdem ein englisches und ein französisches Fort sowie in Jakin (3 Seemeilen östlich von Weida) eine englische Factorei. Außerdem hatten die Holländer bei Groß-Popo ein Zelt, also so etwas, was man heutigen-

tags Zweigfactorei nennen würde, und die Brandenburger, die sich in Groß-Friedrichsburg festgesetzt hatten, besaßen in Klein-Popo und in Whidah zeitweilig zum Einkauf von Sklaven bestimmte Agenturen. Das Königreich Koto oder Lampi, dessen Hauptstadt 1698 und auch noch 1725 die Ortschaft Quitta war, wird als sehr schwach geschildert und soll bloß durch die Einmischung des Königs von Aquambo, welcher das Gleichgewicht zwischen den Küstenstämmen nicht gestört wissen wollte, vor den häufigen Ueberfällen der Popo-Neger (die außer bei vielen andern Gelegenheiten Koto im Jahre 1700 angriffen) geschützt worden sein. Karten aus dem Jahre 1698 verlegen Quitta fälschlicherweise westlich von Cap St. Paul und verzeichnen zwischen Quitta und Klein-Popo, also dort, wo sich unsere Togo-Colonie ausdehnt, ein Vorgebirge namens Monte, von dem ich sonst niemals etwas gehört habe und das auf unsern heutigen Seekarten nicht mehr vorkommt. „Die Ostnordost laufende Küste von Cap Paolo bis Cap Monte, heißt es bei Bosman auf Seite 330, ist niedrig, flach, eben und offen. Nahe bei Cap Monte scheint das Ufer von einem Flusse geteilt zu sein. Eine Seite desselben ist niedrig und offen, die andere ist ein erhabener Boden mit vielen runden Hütten oder Häusern. Es kommen aber niemals Canoes von daher, indem die Eingebornen wenig oder gar keine Handlung mit den Europäern treiben. Der Flecken Beguo ist nicht weit von hier." In der Schilderung des Flusses erkennt man unschwer die Lagune von Togo, deren eines Ufer flach und das andere hügelig ist. Auch ist es auffallend, daß schon Bosman im Jahre 1698 von runden Hütten spricht. Denn in unsern westafricanischen Colonieen habe ich bloß an einem einzigen Orte, nämlich in der großen und heiligen Fetischstadt Be, runde Hütten gesehen, während sonst überall im ganzen Togo- und Kamerun-Land alle Häuser rechteckig sind. Sollte vielleicht Bosmans Beguo mit der von mir besuchten Fetischstadt Be identisch sein? Ueber die Eingebornen schreiben Bosman und in ähnlichem Sinne Marchais:

Ihr Handel ist mit Sklaven, von denen sie zuweilen eine gute Anzahl liefern können, aber niemals genug, ein Schiff zu laden. Diese stehlen sie vornehmlich aus dem innern Lande und verkaufen sie meistenteils an die Portugiesen, welche diese Küste mehr besuchen, als sonst eine europäische Völkerschaft. Weil aber dieser Handel ungewiß ist und man in einigen Jahren keine Sklaven daselbst haben kann, so haben sich auch keine Europäer dort niedergelassen.

An dieser Stelle muß denn auch eine kleine Bemerkung über die Wortformen Popo und Povo Platz finden. Zur Zeit, als die Rede davon war, daß jene Länder deutsch werden würden, brachte die Zeitschrift „Reform" eine Auseinandersetzung, nach welcher der Name Popo nur eine Entstellung des portugiesischen povo (Ort, gleich spanisch pueblo) wäre und es sich daher aus einem naheliegenden Grunde empfehle, diese entschieden salonfähigere Form wieder herzustellen. Diese Ausführung hatte einen Schein der Richtigkeit für sich und fand vielfach Anklang. Inzwischen aber habe ich mich überzeugt, daß sie nicht Stich halten kann. Das Wort ist nicht portugiesischen, sondern einheimischen Ursprungs und wird schon vor ungefähr 200 Jahren von deutschen, holländischen und französischen Schriftstellern Popo oder Popoh, von den Engländern dagegen Popo oder Papau geschrieben. Auch ist bisweilen von den Papa-Schwarzen die Rede. Die Portugiesen nannten damals (um 1698) die Lagune den „Rio Poupou" und die beiden Königreiche Klein-Popo und Groß-Popo „os Poupos".

Ueber Klein-Popo schreibt Bosman:

Die Stadt Klein-Popo liegt am Ufer, 10 Seemeilen östlich von Koto (in Wirklichkeit viel mehr) und 5 Seemeilen westlich von Groß-Popo. Die nicht zahlreichen, aber kriegerischen Einwohner stammen aus dem Königreiche Akra. Aforri, des Königs Bruder, im Jahre 1700, und der vor ihm regierte, war ein tapferer Prinz, der Weida im Osten und Koto im Westen bekriegte und schließlich im Kampf erschlagen wurde. Die Einwohner von Klein-Popo leben meist von Raub und Sklavenhandel, in welchen beiden Stücken sie die von Koto übertreffen. Denn da sie mehr Herz haben, so rauben sie auch mit mehrerm Glück, wiewohl man doch einige Monate warten muß, ehe man ein Schiff befrachten kann. Im Jahre 1697 konnte ich allhier nur drei Sklaven in drei Tagen bekommen, wiewohl sie mir noch 200 innerhalb weiterer dreier Tage versprachen. Weil ich ihnen aber nicht trauen wollte, segelte ich nach Whidah, wo ich erfuhr, daß sie bei ihren Einfällen so glücklich gewesen, daß sie über 200 Sklaven hinabgebracht, welche sie aus Mangel anderer Schiffe an die Portugiesen hatten verkaufen müssen. 1698 fand ich ein dänisches Schiff daselbst, welches auf 500 Sklaven länger gewartet hatte, als ich zu Whidah gebrauchte, 2000 zu kaufen. Unter der Regierung des Bruders dieses Königs war mit dem Volke noch leichter zu handeln, denn er erlaubte seinen Unterthanen nicht eher, die Europäer zu hintergehen, als bis er selbst seine Sachen mit ihnen gethan hatte. Zu seiner Zeit erhandelten die Schiffe der holländischen Compagnie in elf Tagen über 500 Sklaven.

Ueber Groß-Popo schreiben Barbot, Bosman und Marchais:

Man kann an diese Küste fast nicht kommen, indem die See hier die meiste Zeit im Jahre so gewaltig schlägt, daß sich keine Canoes heraus-

wagen dürfen. Die Stadt Groß-Popo, die in drei Teile geteilet wird, steht auf einem Eilande an der Mündung des Tari, welche von Sümpfen und Morästen gemacht wird. Die Einfahrt in den Tari oder Torri, der von den Portugiesen Rio de Poupou genannt wird, ist mit einer Barre verschlossen, über welche aber die Barren-Canoes leicht fahren können. Des Königs Palast ist so groß, daß man drei Höfe durchschreiten muß, deren jeder eine Wache von Soldaten hat. Dieser Fürst bringt die beste Zeit des Tages mit Tabakrauchen zu oder daß er mit seinen Weibern redet. An den Ufern des die Landschaften Ardra, Torri und Weida durchfließenden Tari oder Torri liegt der Flecken Koulain-ba. Einige Reisende vermuten, der Staat von Popo sei ehemals so mächtig gewesen, daß Whidah ihm zinsbar gewesen. Allein dies ist ein Irrtum, denn Whidah, Popo und Koto sind abgerissene Königreiche von Ardra, mit dem sie oft im Kriege liegen, noch öfter aber untereinander mit so veränderlichem Glücke kriegen, daß sie nur einander schwächen. Popo insbesondere hat seine Erhaltung bloß der vorteilhaften Lage seiner Hauptstadt zuzuschreiben. Denn da solche auf einem Eilande des Flusses liegt, so sind die Schwarzen von Whidah genötigt, sich der Flöße zu bedienen, um hinan zu kommen, sodaß die Leute von Popo sie oftmals mit Verlust zurücktreiben. Die Eingebornen von Groß-Popo, welche Räuber und Diebe von Profession und oftmals betrunken sind, tauschen gegen Kauri-Muscheln, Eisen, Glasknöpfchen, Leinewand und andere europäische Güter ihre Sklaven, welche sie, wenn keine Schiffe zu ihnen kommen, nach Klein-Popo verkaufen. Ihr größter Gewinst aber kommt von den Fischen, welche sie in ihrem Flusse fangen und auswärts verkaufen. Ihre Neigung zum Stehlen hat alle Völker außer den Holländern abgehalten, zu Popo eine Factorei anzulegen. Weil aber der Handel wegen des Streites zwischen Whidah und Popo abnahm, so wurde die Factorei nach des Factors Tode verlassen. Nach der Zeit haben die Franzosen wegen des Sklavenhandels eine kleine Factorei angelegt, worinnen zweene Agenten und einige Schwarze sind, die unter dem Generaldirector zu Whidah stehen, von dem sie die Güter empfangen und dem sie die Sklaven schicken.

Der Fluß Tari oder Torri ist unzweifelhaft die Lagune, die etwa fünf oder sechs Kilometer östlich von Groß-Popo ins Meer mündet. Auf einer Karte vom Jahre 1699 figurirt ein großer Fluß namens Eufrates, der, von Nordosten kommend, östlich von Klein-Popo ins Meer münden soll. Obwohl die Lagune auch bei Klein-Popo zeitweilig eine jetzt verstopfte Verbindung mit dem Meere gehabt hat, so ist dennoch dieser Eufrates-Fluß unzweifelhaft nichts weiter als ein Phantasiegespinst. Gerüchte von dem bei Groß-Popo in die Lagune mündenden Agomé-Fluß mögen der Legende dieses Eufrates zugrunde liegen. Auf jener Karte von 1699 ist (aber fälschlicherweise als zum Königreich Weida gehörig) ein Ort namens Abanga verzeichnet, der jedenfalls mit Abanage, der heutigen Hauptstadt des Königreichs Groß-Popo, identisch ist.

Die meisten andern Ortsnamen wie z. B. Agoga, Assom, Gregoue, Soli, Xavier Zonto, Xavier Goga, Apologa, Banga, Danio u. s. w. sind heute nicht mehr vorhanden. Das Wort Weida wird meistens Whidah, aber auch Fida und Fuida geschrieben. Interessant ist es, daß in Klein-Popo deutsche Interessen schon vor mehrern Hundert Jahren vertreten waren. Barbot schreibt darüber: „Der vornehmste Befehlshaber des Forts Friedrichsburg, der sich einen Generaldirector im Namen des Churfürsten von Brandenburg nennet, hat die Aufsicht über die preußischen Factoreien zu Takrama und das Dorotheenfort zu Akoba, wie auch über die preußischen Niederlagen zu Popo und Whidah."

Während es feststeht, daß die Sklavenküste schon vor mehrern Hundert Jahren und wahrscheinlich sehr viel länger von den Voreltern der heutigen Bewohner besiedelt war, dürfte es betreffs des Kamerun-Landes zum mindesten sehr zweifelhaft sein, ob die Dualla, welche heute das Flußgebiet von Kamerun, und die Bakwiri, welche das Gebirge bevölkern, auch nur im vorigen Jahrhundert dort gewohnt haben. Während die südlichen Stämme des Kamerun-Volks, wie z. B. die Banoko, Bapuko, Kumbe und namentlich die Mbinga, viele portugiesische Worte in ihre Sprache aufgenommen haben, lassen die rohen und ursprünglichen Sitten der Bakwiri durchaus nicht auf einen längern Verkehr mit den Weißen schließen, während die von einem Stammvater namens Bela (König Bells Urahne) abstammenden Dualla laut ihrer von den Missionaren gesammelten Ueberlieferungen etwa zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Norden her durch die Bezirke von Victoria und Bimbia eingewandert sein und allmählich das Flußgebiet bevölkert haben würden. Möglich, daß der Zeitpunct dieses Ereignisses viel weiter zurückdatirt werden muß, möglich aber auch, daß die Dualla bloß eine wenig zahlreiche Aristokratie sind, welche die große Masse der Bevölkerung ihrem Einfluß unterworfen. Die Sprache sämtlicher Kamerun-Völker wie z. B. der Bombuku, Bakwiri, Dualla, Bapuko, Kumbe und Mbinga ist mit der Sprache der unzweifelhaft aus dem Herzen von Africa zur Küste vordringenden Fan-Völker so nahe verwandt, daß man die Kamerun-Neger, die Fan und die am Ogowe wohnenden Bakelle als eine eigene Gruppe der großen und weitverbreiteten Bantu-Rasse bezeichnen kann. Vor 200 Jahren hat, wie man aus den wenigen, von den Reiseschriftstellern mitgeteilten Worten der Eingebornensprache ersehen kann, am

Kamerun-Fluß bereits ein Bantu-Volk gewohnt; aber ob es die heutigen Dualla waren, dürfte, wie oben erwähnt, zum mindesten ein wenig zweifelhaft sein. Die das Kamerun-Gebirge damals bevölkernden Amboser sollen ebenso wie die am mittlern Lauf des Kamerun-Flusses wohnenden Kamerun-Neger laut Barbots Beschreibung von Guinea eins mo, zwei ba, drei melella, vier meley und fünf matan genannt haben. Nach meinen Erkundigungen lauten dieselben Worte heutigentags in

	Bakwiri.	Dualla.	Fan.
1	Jokko.	Ewo.	Fa.
2	Beba.	Biba.	Ba.
3	Beva.	Bilalu.	Ila.
4	Binni.	Bine.	Inei.
5	Beta.	Bitanu.	Tan.

Ueber den Rio del Rey, der die Nordwestgrenze unserer Kamerun-Colonie bildet, schreibt Barbot wie folgt:

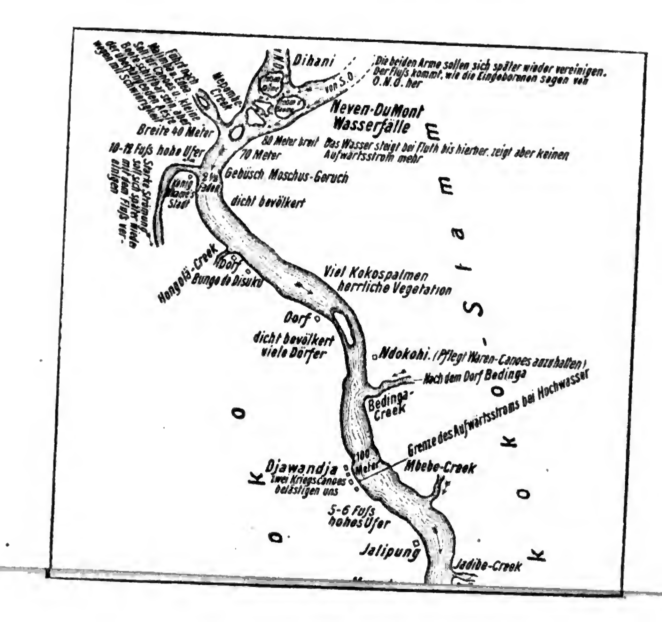
Der Handelsplatz an der Westspitze des Flusses ist ein Flecken an einem kleinen Flusse, der in den Rio del Rey gleich an dessen Mündung hineinfließt und für Schaluppen schiffbar ist. Die Holländer handeln hierher mit Waren, die sie in Jachten von ihrem Fort Elmina an der Goldküste absenden. Sie kaufen jährlich 400—500 Sklaven und 1000 bis 1200 Tonnen schöne große Elefantenzähne, deren zweene oder dreye ordentlich einen Centner wiegen. Auch gibt es Wurfspieße, eine Art von Messern, die hier von den Negern in großer Vollkommenheit gemacht werden, und Akkori oder blaue Korallen. Rio del Rey wird von den Kalbongos bewohnt; diese sind in zwei Bezirke geteilet, davon einer längs dem Oberteil des Flusses gen Norden nach der Landschaft Gabon zu wohnet. Die Kalbongos (das Wort ist zweifellos von Kalabar abgeleitet) sind stark, aber arm, treulos und viehisch. Sie gehen nackend, beschmieren sich den Leib mit roter Farbe, wickeln das Haar auf mancherlei Art und feilen ebenso wie die Quaqua-Schwarzen ihre Zähne so spitz als Nadeln. Die Art, wie sie wegen angeblicher Verbrechen ihre Unschuld an den Tag legen, ist, daß sie einen Schnitt in den Arm thun und das Blut aussaugen. Eben das thun die Bewohner der Landschaften Ambozes, Ambo und Boeteri. Die Landschaft der Ambozes (das heutige Kamerun-Gebirge), die zwischen Rio del Rey und Rio Kamarones liegt, ist an ihren ungemein hohen Bergen, die sich nahe am Ufer befinden, kenntlich, daher die Portugiesen sie Tierra alta de Ambozi nennen. Man schätzt einige von ihnen so hoch als den Piko von Teneriffa. Fünf Seemeilen darunter liegt der Rio Piqueno oder kleine Kamarones-Fluß (der heutigentags Bimbia-Creek genannte Mündungsarm des Mungo-Flusses). Das Land der Ambozes enthält verschiedene Dörfer westwärts von dem Vorgebirge Kamarones, darunter Serges, Bodi und Bodiwa (letzteres vielleicht das heutige Bota), wo vornehmlich von Holländern

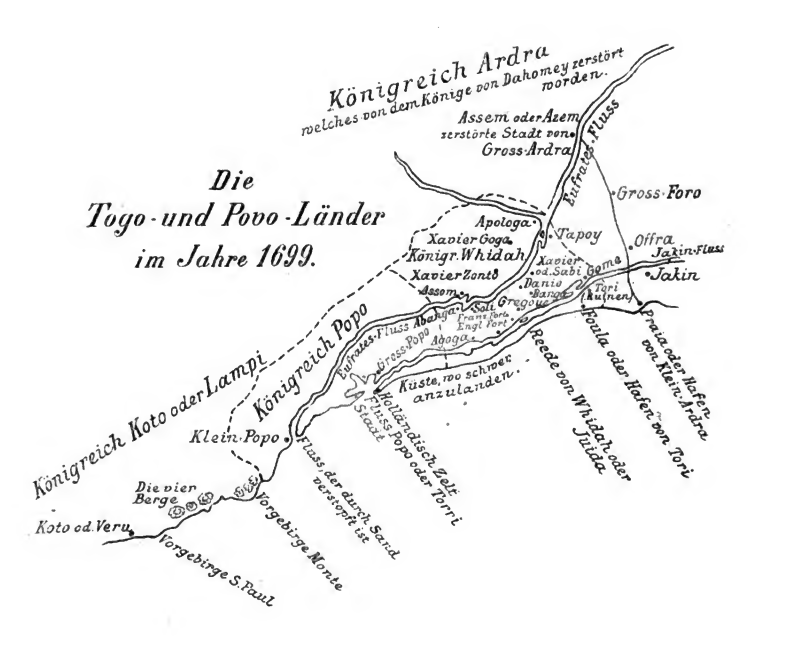
ein kleiner Handel mit Sklaven und Akkori betrieben wird. Das Land, das auch reich an Federvieh u. s. w. ist, trägt alle Arten von guineischen Früchten, den Palmbaum ausgenommen (heute gedeiht derselbe dort ganz vortrefflich). Den Mangel des Palmweins zu ersetzen brauchen die Amboser ein Getränk aus einer gewissen Wurzel namens Gajanlas (heute unbekannt), die in Wasser gekocht wird und nicht unangenehm schmeckt, auch für die Kolik gut ist. Zwo oder drei Seemeilen vom festen Lande (die Entfernung ist viel geringer) sind drei runde Inseln, die eben so hoch als die gegenüberstehenden Ambozes-Berge sind (das ist übertrieben) und von den Portugiesen Ambozes-Inseln (noch heute heißen sie Ambas-Inseln) genannt werden. Die südlichste (die Insel Mondole) hat das größte und höchste Land. Die mittelste (wahrscheinlich die Bubia-Felsen) ist die kleinste. Ob diese Inseln gleich in der Weite wie öde Felsen aussehen, so sind sie doch sehr volkreich (die nördliche oder Ambas-Insel ist heute unbewohnt), sehr fruchtbar an Palmwein, Palmöl und sehr reich an Fischen. Die Reede, wo man handelt, ist östlich des südlichsten Eilandes (also die Gegend des heutigen Victoria). Die Leute verstehen sehr gut portugiesisch (die heutigen Eingebornen verstehen weder portugiesisch noch finden sich in ihrer Sprache irgendwelche portugiesische Worte), sind aber die schlimmsten Schwarzen in ganz Guinea. Die drei Inseln machen einen einzigen Staat zusammen aus (heute nicht mehr) und die Leute erhalten sich von ihren Streifereien auf das feste Land.

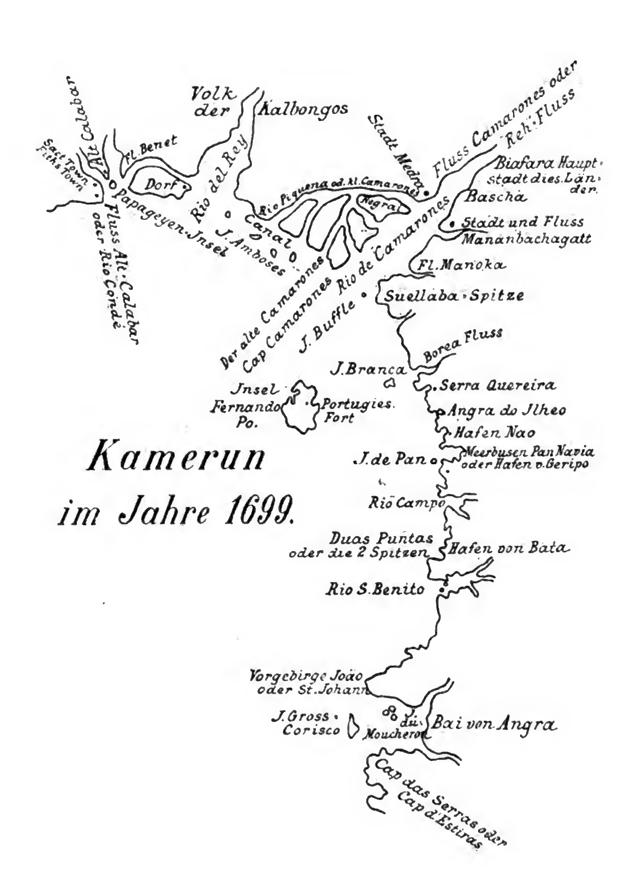
Rio Kamarones, welchen einige Jameor oder Yamur nennen, begrenzt Guinea südwärts und das Königreich Biafara nördlich. Dieser Fluß geht mit einer großen Mündung in die See, ist aber nur für Brigantinen und Schaluppen schiffbar und auch diese finden noch Schwierigkeit (ganz ebenso wie heute). Das Land wird von den Armen verschiedener Flüsse durchschnitten, die es in verschiedene große Eilande teilen. Das von diesen am weitesten in den Kamarones liegt, heißt Negrey (wahrscheinlich das heutige Negri, Hegri, Niggery-Town oder Hickory-Town). Der beste Ankergrund ist vor der Mündung eines kleinen Flusses, der ostwärts herkommt und bei den Schwarzen Manoka, bei den Holländern Tandegatt heißt (vielleicht der Donga-Creek). Höher hinauf an eben der Seite ist ein anderer kleiner Fluß, den die Holländer Monambaschagatt heißen (vielleicht der Lungasi). Auf dessen Ufer ist eine Stadt eben des Namens, dahin die Europäer handeln. Ueber Monambaschagatt ist ein Flecken namens Bateba und weiter nach Nordost, am Rio Kamarones selbst liegt eine große Stadt, Biafara, die Hauptstadt aller dieser Länder. Die Stadt Medra ist die Hauptstadt der Königreiche Medra und Tebeldera. Die Kamarones-Schwarzen, die beinahe beständig mit den Kalbongos Krieg führen, wohnen höher den Fluß hinauf und haben ein eigenes Oberhaupt namens Moneba, dessen Residenz auf einem Boden, der sich nach und nach erhebt, erbauet und seiner Lage nach die angenehmste Residenz in Guinea ist; sowohl wegen derselben Aussicht und gesunden Luft, als auch der anliegenden Landschaft Fruchtbarkeit, die häufig Pardonwein, Ignames, Bananas und andere Früchte liefert. Die Häuser sind hier viereckig. Die Leute treiben einen Handel mit den Europäern und haben viel Elefantenzähne, Akkori oder blaue Korallen und Sklaven um billigen Preis. Die eigentlichen Waren, die allhier gehen, sind Eisen

und Kupfer in Stangen, kupferne Töpfe und Kessel, Glaswerk von Rosenfarbe, Purpur, Orange oder blaßgelber Farbe, Ochsenhörner und Stahlfeilen. Die Kamarones-Schwarzen sind stark, gesund und wohl gebildet mit einer glatten Haut; aber ordentlich haben sie lange Schenkel. Von der Suellaba-Spitze, die an der Südseite des Kamarones-Flusses ist, ist die Küste bis an Rio Gabon, siebenzig Meilen weit, den Europäern wenig bekannt und wird von ihnen nicht viel besucht. Von Rio de Borea nach Rio de Campo sind 15 Seemeilen, in welchem Raume die auf königlichen portugiesischen Befehl gemachten Karten vier Hafen oder Dörfer anzeigen, die man in keinen andern Karten findet. Es sind Serra Guerreira, Angra do Ilheo, Pao de Nao und Porto de Garapo. Das letzte ist in dieser Karte als eine tiefe Bai vorgestellt und scheint die Bai von Panavia (beim heutigen Groß-Batanga) in den englischen Pilotenbüchern zu sein. Sie zeigen gleichfalls zweene runde Hügel, unweit der Küste, die sich von der Spitze Pan ins Land, an das nördliche Ufer von Rio Campo, erstrecken. Aber die holländischen Karten wissen nichts von diesen Oertern. Von Rio de Campo nach Rio S. Benito sind zehn Seemeilen, in welchem Raume die portugiesischen Karten verschiedene Klippen längs dem Ufer, unter dem Namen Baixos de Pedra, zeigen. Südwärts derselben ist ein Hafen namens Duas Puntas (heute Cap der zwei Spitzen). In den englischen Piloten: Die Bai von Batta, eine tiefe Bai, die sehr weit ist und guten Ankergrund hat. Vor dem Rio S. Benito ist eine Bank oder Untiefe; ein anderer Fluß namens Gaga fällt von Ostnordost in ihn.




Dihani
Die beiden Arme sollen sich später wieder vereinigen. Der Fluss kommt, wie die Eingeborenen sagen von O.N.O. her
von S.O.
Neven-DuMont Wasserfälle
Breite 40 Meter
10-12 Fuss hohe Ufer
80 Meter breit
70 Meter
Das Wasser steigt bei Fluth bis hierher, zeigt aber keinen Aufwärtsstrom mehr
Gebüsch Moschus-Geruch
dicht bevölkert
Hongolä-Creek
Bungo de Disuka
Viel Kokospalmen herrliche Vegetation
Dorf
dicht bevölkert viele Dörfer
Ndokohi. (Pflegt Waren-Canoes anzuhalten)
Nach dem Dorf Bedinga
Bedinga-Creek
Grenze des Aufwärtsstroms bei Hochwasser
100 Meter
Djawandja
Zwei Kriegscanoes belästigen uns
Mbebe-Creek
5-6 Fuss hohes Ufer
Jalipung
Jadibe-Creek
S t a m m
K o k o
K o k o


Die
Togo-und Povo-Länder
im Jahre 1699.
Königreich Ardra
welches von dem Könige von Dahomey zerstört worden.
Assem oder Azem
zerstörte Stadt von Gross-Ardra
Eufrates-Fluss
Gross-Foro
Apologa
Tapoy
Offra
Jakin-Fluss
Jakin
Xavier Goga
Königr. Whidah
Xavier Zontö
Assom
Xavier od. Sabi
Goma
Danio
Bango
Tori (Ruinen)
Sali
Gregoue
Franz Fort
Engl Fort
Eufrates-Fluss Abanga
Gross-Popo
Agoga
Königreich Popo
Königreich Koto oder Lampi
Klein-Popo
Küste, wo schwer anzulanden
Praia oder Hafen von Klein-Ardra
Foula oder Hafen von Tori
Reede von Whidah oder Juida
Holländisch Zelt
Fluss Popo oder Torri
Stadt
Fluss, der durch Sand verstopft ist
Vorgebirge Monte
Die vier Berge
Koto od. Veru
Vorgebirge S. Paul


Kamerun
im Jahre 1699.
Volk der Kalbongos
Alt Calabar
Fl. Benet
Dorf
Rio del Rey
Papageyen-Jnsel
Fluss Alt-Calabar oder Rio Condé
J. Amboses
Canal
Stadt Medra
Fluss Camarones oder Reh-Fluss
Rio Piquena od. kl. Camarones
Negra
Biafara Hauptstadt dies. Länder.
Bascha
Stadt und Fluss Mananbachagatt
Rio de Camarones
Der alte Camarones
Cap Camarones
J. Buffle
Fl. Manoka
Suellaba-Spitze
Borea Fluss
J. Branca
Serra Quereira
Jnsel Fernando Po.
Portugies. Fort
Angra do Jlheo
Hafen Nao
J. de Pan
Meerbusen Pan Navia oder Hafen v. Geripo
Rio Campo
Duas Puntas oder die 2 Spitzen
Hafen von Bata
Rio S. Benito
Vorgebirge João oder St. Johann
J. Gross Corisco
die Moucheron
Bai von Angra
Cap das Serras oder Cap d'Estiras

rica.

.	Eloby.	Gabun.	Congo.	

Anhang II.

Entfernung der westafricanischen Küstenplätze in Seemeilen.

Hamburg — Madeira	1805	1805.
Madeira — Gorée	1094	2899.
Gorée — Rufisque	8	2907.
Rufisque — Monrovia	727	3634.
Monrovia — Grand Bassa	54	3688.
Grand Bassa — Sinoe	83	3771.
Sinoe — Cap Palmas	92	3863.
Cap Palmas — Cape Coast Castle	398	4261.
Cape Coast Castle — Winnebah	41	4302.
Winnebah — Accra	28	4330.
Accra — Adda	54	4384.
Adda — Quitta	32	4416.
Quitta — Lome	21	4437.
Lome — Bagida	8	4445.
Bagida — Klein-Popo	11	4456.
Klein-Popo — Groß-Popo	16	4472.
Groß-Popo — Weida	13	4485.
Weida — Neu-Calabar	337	4822.
Neu-Calabar — Kamerun	173	4995.
Kamerun — Eloby	210	5205.
Eloby — Gabun	68	5273.
Gabun — Majumba	322	5595.
Majumba — Landana	140	5735.
Landana — Kabinda	22	5757.
Kabinda — Banana	55	5812.
Banana — Mukulla	82	5894.
Mukulla — Ambrizette	17	5911.
Ambrizette — Musera	24	5935.
Musera — Kinsembo	12	5947.
Kinsembo — Ambriz	6	5953.
Ambriz — Loanda	60	6013.

Anhang III.

Firmen-Liste für Westafrica.

Deutsche Firmen, die in Westafrica Handel treiben.

C. Woermann. Hamburg (seit 1852).
Jantzen u. Thormählen. Hamburg (seit 1875).
G. L. Gaiser. Hamburg.
Witt u. Büsch. Hamburg.
Wölber u. Brohm. Hamburg (seit 1880).
C. Gödelt. Hamburg.
Gödelt u. Gütschow. Hamburg.
Max Grumbach. Hamburg.
J. J. Fischer. Schweizer.
German Factory (Chevalier). Stuttgart.
Voigt, Schabert u. Co. Hamburg.
Röthlisberger u. Monnier. Hamburg. (Schweizer Staatsangehörige.)
Alexander Stock. (Hamburg.)
Baseler Mission. Bremen (seit 1828).
Friedr. M. Vietor Söhne. Bremen (seit 1856).
Gebr. Lüderitz. Bremen.
Th. Marti. Schweizer.

Niederländische Firmen.

Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap. Rotterdam.
Hendrik Müller u. Co. Rotterdam.

Belgische Firmen.

Société belge libérienne.
Burdot u. Jaubert.

Englische Firmen.

Hatton u. Cookson.
John Holt. Liverpool.
Rosenbusch u. Co.
F. u. A. Swanzy. Liverpool.
Lagos, Warehouse u. Commission Co. Liverpool.
Banner, Brothers u. Co. Glasgow.
Mc Iver u. Co.
Kirk, Fairley u. Co.
National African Company.
R. u. W. King. Bristol.
Lucas u. Sons. Bristol.
J. Hamilton. Liverpool.
Rider Son u. Andrew. Bristol.
A. Asmall. Liverpool.
Evans.
Congo and Central African Company.
Samson u. de Liager. Manchester.

Französische Firmen.

Regis Ainé u. Co. Marseille.
Cypr. Fabre u. Co. Marseille.
Maurel u. Pron.
Compagnie du Sénégal et de la Côte occidentale de l'Afrique (früher Verminck). Marseille.
Verdier u. Co.
L. D. Lartigue u. Co.
J. A. Colonna de Lecca.
Mantes Frères u. Borelli de Regis Ainé.
Conqui Ainé u. Co.
Pierre Sajoux u. Co.
Louis Royer u. Co.
Mme. Leona Pecqueur.
Néglison, Dotre u. Co.
U. Dubary.
Daumas, Beraud u. Co.

Portugiesische Firmen.

Garcia.
Santanna e Filho.
Vincente de Menezes.
Bettencourt.
Benton u. Sons.
Da Silva.
Saboga.
Da Cruz e Silvela.
Castro e Leitao.

Valle e Azevedo.
Juan Luis da Rosa.
Domingo da Souza.
Martins da Silva.
Ferreira.
Viana.

Americanische Firmen.

Yates.
Parks.
Martins.
Yates u. Porterfield.

Senegambien.

St. Louis: Maurel u. Pron. Gummi-Export.
Gorée: Maurel u. Pron. Vertreter für C. Woermann.
Dakar: Compagnie du Sénégal et de la Côte occidentale de l'Afrique. Marseille (Firma hieß früher Verminck). Größte Gummi-Firma. Operirt südwärts bis Sierra Leone.

Sierra Leone.

Freetown: Ernst Vohsen, deutscher Consul.
Rosenbusch u. Co. (naturalisirte Engländer).

Liberia.

Monrovia: A. Woermann (seit 1852). (Consul Schmidt.)
Hendrik Müller u. Co.
Société belge libérienne.
R. A. Sherman (schwarzer Liberianer).
J. C. Dickinson " "
H. Cooper u. Sons " "
G. Moore u. Son " "
Marshall am Junk-Fluß: A. Woermann.
Brewersville am St. Paul-Fluß: A. Woermann.
Robertsport bei Cap Mount: A. Woermann.
Upper Buchanan (Grafschaft Grand Bassa): A. Woermann.
Hendrik Müller u. Co.
Société belge libérienne.
Lower Buchanan oder Fishtown: A. Woermann.
Edina: A. Woermann.
Greenville (Grafschaft Sinou): A. Woermann.
Hendrik Müller u. Co.
Société belge libérienne.

Nifsu: A. Woermann (seit 1883).
Harper bei Cap Palmas: A. Woermann.
Hendrik Müller u. Co.
Société belge libérienne.
Cavalla-Fluß: A. Woermann.
Tabou: A. Woermann.
S. Pedro-Fluß: Hendrik Müller u. Co.

Französische Colonie Grand Bassam.

Verdier u. Co. (Französisch.)

Englische Goldküste.

Axim: F. u. A. Swanzy.
Cape Coast Castle: Baseler Missions-Factorei.
F. u. A. Swanzy.
Winnebah: Baseler Missions-Factorei.
J. J. Fischer.
Accra: Baseler Missions-Factorei (bloß deutsche Kaufleute).
J. J. Fischer (Schweizer, mit Französin verheiratet).
F. u. A. Swanzy (Engländer) Schwarze.
Mehrere schwarze Engländer.
Adda: Baseler Missions-Factorei (J. Binder).
Chevalier in Stuttgart (Hauptagent S. Schröder. Drei junge Leute).
F. u. A. Swanzy (Hauptfactorei in Acusey).
Mehrere schwarze Engländer.
Quitta oder Keta: Friedr. M. Vietor Söhne.
Daake u. Co. (W. Schäfer, Besitzer Lerbs in Bremen).
C. Gödelt (J. H. Meyer, Agent).
F. u. A. Swanzy (Agent Manning).
Danoe: Friedr. M. Vietor Söhne.
Schwarze Engländer.

Togo-Land.

Lome: Friedr. M. Vietor Söhne (seit 1881).
Wölber u. Brohm.
C. Gödelt.
F. u. A. Swanzy. Liverpool.
G. B. Williams (Neger). Quitta.
Tommy Williams (Neger). Quitta.
Ocansey (Neger). Adda.
Bagida: Friedr. M. Vietor Söhne (seit 1880).
Wölber u. Brohm (seit 1881).
F. u. A. Swanzy (schwarzer Agent).
G. B. Williams (Sierra Leone-Neger).
S. B. Cole (Sierra Leone-Neger).

Porto Seguro: Cypr. Fabre u. Co. (Zweigfactorei).
Hooper Brothers (Neger).
Mehrere schwarze Händler.

Popo-Länder.

Klein-Popo: Friedr. M. Vietor Söhne (zwei Weiße).
Wölber u. Brohm (Hauptagent Consul Randad).
Max Grumbach (Hansa-Factorei, zwei Weiße).
Cypr. Fabre u. Co. (Consular-Agent Cantaloup, drei Weiße).
Regis Ainé u. Co. (Mulatte Aité).
S. B. Cole (Sierra Leone-Neger).
Gladstone Cole (Sierra Leone-Neger).
D. W. Munday (Sierra Leone-Neger).
Badji: Friedr. M. Vietor Söhne (Zweigfactorei).
Wölber u. Brohm (Zweigfactorei).
Degbenu: Friedr. M. Vietor Söhne (Zweigfactorei).
Wölber u. Brohm (Zweigfactorei).
Agué: S. B. Cole (Sierra Leone-Neger).
John Ahy (Eingeborner).
Olympio (brasilischer Mulatte).
Garcia (Portugiese).
Groß-Popo: Wölber u. Brohm (zwei Weiße).
Max Grumbach (Hansa-Factorei, zwei Weiße).
Regis Ainé u. Co. (drei Weiße).
Cypr. Fabre u. Co. (zwei Weiße).
Abanage: Wölber u. Brohm (Zweigfactorei).
Max Grumbach (Zweigfactorei).
Regis Ainé u. Co. (Zweigfactorei).
Cypr. Fabre u. Co. (Zweigfactorei).

Dahome.

Weida: C. Gödelt in Hamburg (Randad jun.).
Regis Ainé.
Cypr. Fabre u. Co.
Godome: Regis Ainé u. Co.
Avrikete: Mantes Frères u. Borelli de Regis Ainé.
Cutanu: Regis Ainé u. Co.
Cypr. Fabre u. Co.
Abome-Callavi: Regis Ainé u. Co.
Cypr. Fabre u. Co.

Porto-Novo.

Deutsche: G. L. Gaiser.
Witt u. Büsch.
Voigt, Schabert u. Co.

Franzosen: J. A. Colonna de Lecca.
Cypr. Fabre u. Co.
Regis Ainé.
L. D. Lartigue u. Co.
Engländer: Fünf Firmen.

Lagos-Colonie.

Lagos. Deutsche: G. L. Gaiser.	Hamburg.	15	Deutsche.
Witt u. Büsch.	"	9	"
Röthlisberger u. Monnier.	"	3	"
Schweizer: Voigt, Schabert u. Co.	"	2	"
Gebr. Lüderitz.	Bremen.	3	"

Angeblich 18 Engländer. Darunter:
Lagos, Warehouse u. Commission Co. Liverpool.
Banner Brothers u. Co. Glasgow.
Mc Iver u. Co.
Kirk, Fairley u. Co.
Franzosen: Cypr. Fabre u. Co.
Mantes Frères u. Borelli de Regis Ainé. Marseille.
J. A. Colonna de Lecca.
Yates (Americaner).
Madame Pitaluga.
Santanna e Filho (Portugiesen).
William Brothers (schwarze Engländer).

Mahin-Gebiet.

G. L. Gaiser (Hamburg) hat eine Hulk bei Atidjere.

Niger-Gegenden.

The National African Company. London.

Fernando Po.

Santa Isabel: John Holt u. Co.
Laureano Diaz da Cunha, Neger aus S. Thomé, der zur Zeit portugiesischer Consul ist; Plantagen- und Ladenbesitzer; berüchtigt wegen schlechter Behandlung der Kru-Arbeiter.
Vivour, ein Schwarzer aus Lagos; Laden- und reichster Plantagenbesitzer; hat namentlich schöne Plantage in der Bai von S. Carlos; behandelt seine Kru-Leute sehr schlecht.
Vicente Lopez, schwarzer Agent des Plantagenbesitzers Gasulla.
Geronymo Lopez, Besitzer der schönsten Plantage, macht bei Basileh Versuche mit Chinarinden-Bäumen.
Luis Lolin, kleine Plantage und Laden.

Antonio Borghes, ein Mulatte, besitzt eine Schenkwirtschaft und ist jener angebliche „Schulinspector“, durch den Rogozinski einmal einen vielbesprochenen Brief an die polnischen Blätter hat richten lassen.

Deutsches Kamerun-Gebiet.

Victoria: C. Woermann.
Bimbia: C. Woermann (Hamburg).
  R. u. W. King (Bristol).
König Bells Dorf: C. Woermann (seit 1868).
  Jantzen u. Thormählen (seit 1875).
  R. u. W. King (Hulk).
  Lucas u. Sons (Bristol) Hulk.
  John Holt (Liverpool) Hulk.
  J. Hamilton (Liverpool).
König Acquas Dorf: C. Woermann.
  Jantzen u. Thormählen (Hulk).
  R. u. W. King (Hulk).
  John Holt (Liverpool) Hulk.
  Rider Son u. Andrew (Bristol) Hulk.
Dido-Dorf: C. Woermann.
Hickory-Dorf: Lucas u. Sons (Bristol).
  A. Assmall (Liverpool) Hulk.
Sorokú: C. Woermann.

Südliches Kamerun-Gebiet.

Malimba: C. Woermann (Agent Ravenhorst).
  Jantzen u. Thormählen (Ahrens).
  R. u. W. King (weißer Agent).
Klein-Batanga: C. Woermann (Dettmering).
  Jantzen u. Thormählen (Maaß).
  R. u. W. King (weißer Agent).
Londsche: R. u. W. King.
Plantation: C. Woermann (Zweigfactorei, Schwarzer).
  Jantzen u. Thormählen " "
Criby: C. Woermann " "
  Jantzen u. Thormählen " "
  Gödelt u. Gütschow (Zweigfactorei).
Bunje: C. Woermann (Zweigfactorei).
Bongaheli: R. u. W. King (Zweigfactorei).
  John Holt "
Bapuko: C. Woermann (Weißer) seit 1862.
  Jantzen u. Thormählen.
Mavile: R. u. W. King.

Wasserfall: Hatton u. Cookson (Weißer).
Boambi: C. Woermann (Zweigfactorei).
Jantzen u. Thormählen "
Lualabi: C. Woermann (Zweigfactorei, Schwarzer).
Jantzen u. Thormählen " "
John Holt " "
Zwischen Lualabi und dem Campo-Fluß gibt es eine Anzahl ganz kleiner Zweigfactoreien, die den am Campo-Fluß lebenden schwarzen Agenten der drei Firmen C. Woermann, Jantzen u. Thormählen und John Holt unterstehen und von denen jede bloß für etwa 1000 M. Waren enthält.
Campo-Fluß: C. Woermann (Zweigfactorei, Schwarzer).
Jantzen u. Thormählen " "
John Holt " "
Campo-Bai, Cap Awuni: C. Woermann (Zweigfactorei, Schwarzer).
Batta: C. Woermann (Homann).
Jantzen u. Thormählen (Küderling).
John Holt (weißer Agent).
Benito-Fluß: C. Woermann (Konert). Dort gibt es auch zwei americanisch-presbyterianische Missionsstationen, wo einige weiße Missionare und Missionarinnen thätig sind.
Zwischen dem Benito-Fluß und Cap St. John bestehen mehrere von Schwarzen geleitete deutsche und englische Zweigfactoreien, so z. B. am Dote-Fluß, in Handsche, Haje und Italamanga.

Eloby.

Insel Klein-Eloby: C. Woermann (seit 1862).
Jantzen u. Thormählen (Hauptagent Herr Stein).
Gödelt u. Gütschow.
John Holt.
Konque-Fluß: C. Woermann.
Jantzen u. Thormählen.
Insel Ngande: C. Woermann.
Jantzen u. Thormählen.
Am Otongo-Fluß: C. Woermann.
Jantzen u. Thormählen.
Am Banje-Fluß: C. Woermann.
Jantzen u. Thormählen.
Am Noya-Fluß: C. Woermann.
Jantzen u. Thormählen.

Gabun-Colonie.

Munda-Insel (in der Munda-Bucht): Conqui Aîné u. Co. (ein Weißer).
Pierre Sajoux u. Co. (ein Weißer).
Französischer Zollposten.

Libreville: C. Woermann (seit 1862). (Generalagent Consul Schultze. Zwei junge Leute.)
Jantzen u. Thormählen.
Gödelt u. Gütschow (seit October 1882). (Hauptagent J. B. Spengel.)
Hatton u. Cookson. Liverpool (seit 1848). (Fünf Weiße.)
A. Hamilton (zwei Weiße).
Louis Royer u. Co. (zwei Weiße).
John Holt u. Co. Liverpool (seit 1870). (Drei Weiße.)
Vincente de Menezes (portugiesischer Consul). (Ein Weißer.)
Bettencourt (Portugiese). (Zwei Weiße.)
Pierre Sajoux (Franzose). (Drei Weiße.)
Lagleyze (Franzose). (Ein Weißer.)
Madame Leona Pecqueur (drei Weiße).
Conqui Ainé u. Co. (arbeiten mit Hecht Frères u. Co., Paris, und Hecht, Marcus u. Cahn, Liverpool).
Néglison, Dotre u. Co. (Franzosen). (Drei Weiße.)
U. Dubary (Franzose). (In Hamburg vertreten durch Wölber u. Brohm.)

Zwischen Libreville und Ogowe.

Coma am Rembue-Fluß: C. Woermann (zwei Weiße).
Ngola: C. Woermann.
Französischer Zollposten.
Cap Lopez: John Holt u. Co.

Ogowe.

Insel Akaluma: Jantzen u. Thormählen (Herr Krasemann).
Insel Aguma: Hatton u. Cookson (drei Weiße).
Insel Otanga: C. Woermann (zwei Weiße), seit 1871.
Französischer Militärposten.
Katholische Mission.
Am Ufer gegenüber: Americanische Mission.
Lambarene (das Land der Eninga): John Holt (drei Weiße).
Conqui Ainé u. Co. (zwei Weiße).
Pierre Sajoux u. Co. (zwei Weiße).
Am Okanda-Fluß: C. Woermann (ein Weißer).
Jantzen u Thormählen (ein Weißer).
Am Ngunie-Fluß (unter den Samba-Fällen): C. Woermann (ein Schwarzer).

Loango-Küste.

Rembo-Nkomi: C. Woermann.
Banga-Ngovy: C. Woermann.
Sette Cama (erster Platz des Freihandels-Gebiets): C. Woermann.
Gödelt u. Gütschow (wollen hier anlegen).
Nyanga: C. Woermann (will anlegen).

Majumba: Gödelt u. Gütschow.
Hatton u. Cookson.
Evans (Engländer).
Benton u. Sons (Portugiesen. Drei Weiße).
Kuilu: C. Woermann (drei Weiße).
Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Parks (americanisch).
Martins (americanisch, Inhaber Italiener).
Da Silva (portugiesisch).
Saboga (portugiesisch).
Loango: Französisches Militär. Französische Mission.
Parks (americanisch).
Martins (americanisch, Inhaber Italiener).
Da Silva (portugiesisch).
Saboga.
Punta Negra: Da Cruz e Silvela (portugiesisch).
Leitão.

Portugiesisches Gebiet.

Massabe: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Hatton u. Cookson.
Landana: Hatton u. Cookson.
Daumas, Beraud u. Co.
Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Castro e Leitão (portugiesisch).
Tschiloango-Fluß: Valle e Azevedo.
Kabinda: Hatton u. Cookson (Hauptagent Philipps).
Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.

Der Congo-Staat.

Banana: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Daumas, Beraud u. Co.
Valle e Azevedo.
Congo u. Central African Company.
Juan Luis da Rosa.
Kissangue: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Congo u. Central African Company.
Domingo da Souza (ein Portugiese, der bloß mit den Holländern Handel treiben darf).
Ponta da Lenha: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap (von hier aus werden 10 an den Nebenflüssen gelegene Zweigfactoreien mit Waren versehen).
Hatton u. Cookson.

Boma: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap (drei Häuser, fünf Weiße).
Hatton u. Cookson.
Daumas, Beraud u. Co. (drei Weiße).
Valle e Azevedo (vier Weiße).
Congo u. Central African Company.
Juan Luis da Rosa (drei Häuser, sechs Weiße).
Ferreira (ein Portugiese, der unter holländischer Flagge Handel treibt; zwei Weiße).
Katholisch-französische Mission (drei Weiße).
Ein Gesundhaus der Association (zwei Weiße).
Eine ehemalige Factorei des „Belgischen Hauses", in der aber keine Geschäfte gemacht werden und die dem Transport-Agenten der Association Herrn Delcommune als Wohnung dient.
Tschinkenge: J. L. da Rosa.
Valle e Azevedo.
Lambecongo: J. L. da Rosa.
Kaikamasi: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap. (In dieser von den Eingebornen angezündeten Factorei verbrannten im August 1884 4000 Kilogramm Elfenbein.)
Mbinda: Daumas, Beraud u. Co.
Congo u. Central African Company.
Mussuka: Daumas, Beraud u. Co.
J. L. da Rosa.
Verbrannte holländische Factorei.
Von den Holländern angekaufte ehemalige Baptisten-Mission.
Ntevu: Valle e Azevedo.
Sungala: Daumas, Beraud u. Co.
Nkungulu oder Ikongolo: Ehemalige, jetzt als Station der Association benutzte Factorei des nicht mehr bestehenden Belgischen Hauses.
Nokki: J. L. da Rosa.
Daumas, Beraud u. Co.
Martins da Silva (Zwischenhändler der Congo u. Central African Company).
Angu-Angu: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap (große Factorei).
Verlassene Factorei von J. L. da Rosa.
Schonso: J. L. da Rosa.
Martins da Silva.
Ntundua: Baptisten-Mission.
Kallakalla: Hatton u. Cookson.
Fuca-Fuca: Nieuwe Africaansche Handelsvennotschap. Weiter stromaufwärts als Fuca-Fuca gibt es zur Zeit keine Factoreien; dagegen bestehen folgende Factoreien und Stationen in dem landeinwärts gelegenen
San Salvador: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Daumas, Beraud u. Co. (beide Factoreien werden von Nokki aus mit Waren versehen).
Eine sehr gut eingerichtete Baptisten-Mission.
Eine sehr gut eingerichtete portugiesische Mission, deren Vorsteher, Pater Barroza, einen ausschlaggebenden Einfluß auf den König Dom Pedro ausübt.

Portugiesische Besitzungen in Nieder-Guinea.

Cobra de Cabeca: Samson u. de Liager (früher Conqui). Manchester.
Muculla: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Daumas, Beraud u. Co.
Samson u. de Liager. Manchester.
Viana (portugiesisch).
Ambrizette: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap.
Hatton u. Cookson (englisch).
Congo u. Central African Company (englisch).
Daumas, Beraud u. Co. (französisch).
Samson u. de Liager.
Burdot u. Jaubert (Belgier).
Musera: Daumas, Beraud u. Co.
Samson u. de Liager.
Kinsembo: Alex. Stock. Hamburg.
Ambriz: Ganz europäischer Ort. Hotels.
Alex. Stock. Hamburg.
Loanda: Nieuwe Africaansche Handelsvennootschap. Rotterdam. Export und Import.
Alex. Stock. Hamburg.
Th. Marti (Schweizer) Ladengeschäft.
Catambela (Benguela).
Mossámedes: Eugenio Wehrlin.

Anhang IV.

Die Literatur über Togo, Kamerun und die Nachbarländer.

Fragmentos de un Diario de Viajes de Exploracion en la Zona de Corisco per Manuel Iradier-Buley (publicados en el boletin de la Sociedad geografica de Madrid). Madrid. Imprenta de Fortanet. Calle de la Libertad 29. 1878.

Dictionary of the English and Benga Language. New-York. Mission-House. 23 Centre-Street. 1879.

Benga Grammar by the Rev. James L. Mackey. Presbyterian Mission. Corisco.

Grammaire de la langue Pongouée par le P. Le Berre. Paris. Imprimerie Simon Bacon & Compagnie. Rue d'Erfurth. 1875.

Heads of Mpongwe Grammar and Vocabulary of the Mpongwe Language by a late Missionary. Gaboon. New-York. Mission-House. 23 Centre Street. 1879.

Fañwe Primer and Vocabulary compiled by Rev. R. H. Nassau. Gaboon and Corisco-Mission. New-York. Printed by Edward O. Jenkins. 1881.

The Elements of the Dualla Language (unvollendet). Gedruckt in der Baptisten-Mission zu Kamerun.

Vocabulary of the Dualla Language (ebenfalls gedruckt in der Baptisten-Mission zu Kamerun).

Schlüssel zur Ewe-Sprache von J. B. Schlegel. Bremen bei W. Valett u. Co.

Payne's Lagos and West-African Almanach (erscheint jährlich). London. T. G. Johnson. 121 Fleet-Street. E. C.

Die englischen Blaubücher.

Reinhold Buchholz' Reisen in Westafrica von Karl Heinersdorff. 1880. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Die deutsche Colonie Kamerun von Dr. Ant. Reichenow. 1884. Verlag von G. Behrend. Berlin W. Charlottenstr. 27.

Africa Pilot or Sailing Directions for the West Coast of Africa. Part I & II. London. Printed by the Hydrographic Office. Admiralty. 1884.
L'Evangile au Dahomey et à la côte des Esclaves par M. l'Abbé E. Desribes. 1877. Imprimerie Centrale Meneboode. 8 Avenue Centrale.
Vier Freistätten im Sklavenlande von F. M. Zahn, Inspector der Norddeutschen Missions-Gesellschaft. Bremen 1870 bei C. Hilgerloh.
Dr. A. Petermanns Mitteilungen 1884. Reisen im Kamerun-Gebiet von St. v. Rogozinski (mit Karte).
— — 1885. I. Kamerun. Von Dr. Pauli.
— — 1885. VIII. Die Besteigung des Pico Grande von Kamerun. Von Ed. Robert Flegel.
Kraniologische Untersuchung der Neger und der Neger-Völker von C. Passavant. Basel. Georgs Verlag.
Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. 1884.
J. Thormählen: Land und Leute in Kamerun.
W. Brohm: Land und Leute an der Sklavenküste.
Westafricanische Laterite von Dr. Pechuel-Lösche. „Ausland" 1884, Nr. 21 und 22.
Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft in Bremen.
Die verschiedenen Jahrgänge der African Times. 121 Fleet-Str. London.
Deutsches Weißbuch 1884.
Les Missions Catholiques (Revue). Rue d'Auvergne 6, Lyon. (Jahrgang 1884 enthält bemerkenswerte Artikel über Fetischdienst.)
Westafricanische Studien von Dr. O. Lenz.
Explorations inland from Mount Cameroons and journey through Congo to Makuta by the Rev. M. Comber. (Extract from Proceedings of the Royal Geographical Society and Monthly record of Geography.) London.
The Cameroons District. West-Africa by George Grenfell. From Proceedings of the Royal Geographical Society and Monthly record of Geography. October 1882.
Abeokuta and the Cameroons Mountains. An Exploration by Richard F. Burton. London. Tinsley Brothers. 18 Catherine-Street. Strand. 1863.
Alfred Saker. Missionary to Africa. Biography by Edward Bear Underhill. Missionary Society. London 19 Castle Str. Holborn E. C. and Alexand & Shepheard. London 1884.
Die französischen Seekarten (für das südliche Kamerun-Gebiet).
Aus Westafrica von Herm. Sajoux. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Band XII. Land und Volk der Eweer auf der Sklavenküste in Westafrica von Pfarrer G. Zündel.
Die englischen Seekarten. Africa. West Coast. Sheet. XVIII. XIX, Cameroons-River with the Ambas-Islands. Corrigirt März 1873.
Hornbergers Karte der Sklavenküste.
Von der Elbe bis zum Volta. Sechs Jahre Missionsarbeit in Westafrica von F. M. Zahn. Bremen 1867, bei W. Valett u. Co.

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande oder Sammlung aller Reisebeschreibungen. Leipzig, bei Arkstee und Merkus. 1748.

Les possessions espagnoles du Golfe de Guinée. Leur présent et leur avenir par le Lieutenant Sorela. 1884. Paris. A. Lahure, Rue des fleurs 9.

Forbes: Dahomey and the Dahomans. Being the journals of two Missions to the King of Dahomey etc. Paris. Baudry's European Library 1851.

Bastian: Der Fetisch an der Küste Guineas an den deutscher Forschung näher gerückten Stationen der Beobachtung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1884.

S. Reverend Combers Reise um das Kamerun-Gebirge. Globus. Band XXXV, Nr. 27.

Capitän R. Rabenhorst: Malimba unter 3° 56 n. Br. 9° 42 ö. L. „Ausland“ 1885, Nr. 8 u. 9.

Anhang V.

Geologische Ergebnisse der Reise des Verfassers

(nach den in Bonn a. Rh. angestellten Untersuchungen des Herrn Professors v. Lasaulx).

Nr. 1. **Togo. Rote Ackererde vom Dorfe Agnewe.** Eine sandige, stark eisenschüssige Erde, daher intensiv rot gefärbt. Ist vollkommen identisch mit dem sogenannten Laterit, jenem verbreiteten Product der Gesteinsverwitterung in den Tropen, z. B. Brasilien, Südafrica und andern Ländern. Die Sandkörner, alle ziemlich gleich dick, nicht viel über 1—2 mm, sind nicht abgerundet, sondern zeigen fast alle eckige, scharfkantige Formen; dies läßt darauf schließen, daß diese Erde nicht weithin transportirt, sondern wohl in situ aus der trockenen Verwitterung resp. Zerstörung von Gesteinen hervorgegangen. Das Eisenoxyd, welches die rote Färbung bedingt, hat sich aus dem zunächst bei der Verwitterung entstehenden Eisenoxydhydrat gebildet.

Nr. 2. **Togo. Braune Ackererde vom Dorfe Abobbo.** Ganz ähnliche, sandige Laterit-Erde, dunkelrot, noch eisenschüssiger. Die Quarzkörnchen ebenso wie im vorigen Gestein. Jedenfalls so wie jenes sehr humusarm und wenig fruchtbar.

Nr. 3. **Togo. Graue Ackererde von der Umgebung des Togo-Sees.** Diese graue Ackererde ist humusreicher, etwas moorig, aber auch noch reich an Quarzkörnchen, daher sandig. Enthält kein Kalkcarbonat, worauf man bei dem mergeligen Aussehen schließen könnte.

Nr. 4. **Stücke von den anstehenden Felsen bei der Hauptstadt Togo.** Offenbar eine nierenförmige Concretion von thonigem Roteisen, wie sie für den Laterit sehr charakteristisch sind. In einem Dünnschliffe

durch die Concretion zeigt sich, daß das Eisenoxyd nur das Bindemittel für unregelmäßig eckig gestaltete Quarzkörner vorstellt, die sonst ganz denen im Laterit, z. B. Nr. 1, gleichen.

Nr. 5. **Stücke von einem Felsen aus der Lagune bei Klein-Popo.** Ein fast weißer Sandstein mit kalkigem Bindemittel, welches als weiße Haut überall zwischen den eckigen, nur wenig gerundeten Quarzkörnern erscheint. Mit Salzsäure löst sich das Bindemittel unter Brausen auf und die Quarzkörner fallen auseinander. Hier fehlt jede Spur von Eisenoxyd, was einigermaßen auffallend erscheint wegen des benachbarten Vorkommens von Laterit.

Nr. 6. **Kamerun. Gesteine vom Gipfel des Götterbergs.** Die blasigen Lavabruchstücke sind teils schwarz, teils lebhaft rot gefärbt durch Oxydation des Eisenoxyduls im Magnet-Eisen beim Erkalten an feuchter Luft oder in directer Berührung mit Wasser. Eines der roten Gesteinsstückchen erweist sich als ein Tuff, in welchem zahlreiche lose Augit-Krystalle, Körner von Olivin und kleine Schlackenstückchen vereinigt sind. Die Augit-Krystalle zeigen scharfe Formen und hübsche Zwillinge. Die mikroskopische Untersuchung eines Gesteinsstückchens, welches freilich wegen der blasigen Beschaffenheit nur ein sehr unvollkommenes Präparat herzustellen gestattete, ergab, daß ein echter Basalt vorliegt: Plagioklas, Augit, Olivin, Magnet-Eisen sind die Gemengteile, anscheinend nur wenig Glasbasis. Dieselbe Zusammensetzung fand auch schon E. Cohen für die Lava von Kamerun, von der freilich nicht angegeben wird, von welcher Stelle des Kamerunberges sie herrührt. (E. Cohen: Neues Jahrb. f. Min. 1881. Bd. I, S. 66.)

Nr. 7. **Kamerun. Gelbgraue Ackererde von Bosua am Wuri-Fluß.** Nur schwach eisenschüssige, lehmige, auch humushaltige Erde, frei von Kalkcarbonat, sonst einigermaßen an Löß erinnernd, dafür jedoch auch zu sandig.

Nr. 8. **Süd-Kamerun. Felsstücke vom Seestrand von Groß-Batanga.** Sehr interessantes krystallinisches Gestein. Aeußerlich sehr feinkörnig, weiß, mit rostfarbigen Flecken wie getigert, erweist es sich unter dem Mikroskop als ganz besonders reich an Granat und Augit. Die Rostflecken bezeichnen jedesmal die Stellen, wo körnige Aggregate dieser Mineralien mit Magnet-Eisen zusammen auftreten. Die weiße Grundmasse ist gebildet aus einem sehr feinkörnigen, fast als mikrogranitisch zu bezeichnenden Gemenge von Orthoklas, Plagioklas und Quarz. Darin liegen körnige Haufen von lichtgrünem Augit meist mit Granat zusammen. Oft bildet den Kern eines solchen Haufens ein etwas größerer Querschnitt von rhombischem Pyroxen: Hypersthen, mit sehr charakteristischem Pleochroismus. Neben diesen Gemengteilen findet sich noch grüne Hornblende, brauner Glimmer, Magnet- oder Titan-Eisen, Chlorit, Epidot, Rutil, Zirkon. Sehr schön ist die Gruppirung des Granats um die Magneteisenkörner. Er bildet um dieselben ohne Ausnahme einen körnigen Rand, nach außen erscheinen

auch Krystall-Endigungen. Auch Haufen von Augit und Hypersthen werden in ähnlicher Weise von Granatsäumen eingefaßt.

Das Gestein hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit manchen Granulitgesteinen Sachsens, nicht nur bezüglich der Gemengteile (die beiden Pyroxene, Granat, Hornblende, Glimmer), sondern auch besonders in den Verhältnissen der Mikrostructur. Es muß unzweifelhaft als ein Granulit bezeichnet werden.

Nr. 9. **Süd-Kamerun. Felsstücke vom Wasserfall des Lobe-Flusses.** Von den drei Gesteinsstücken ist eines nur ein Quarzknauer, der eine Ader in dem weißen Gestein bildete, von dem ebenfalls ein Stück vorliegt, welches sehr Nr. 8 gleicht und wie dieses ein Granulit ist. Die Grundmasse wird ebenso wie bei Nr. 8 aus Orthoklas, Plagioklas und Quarz gebildet; dazu kommt: Granat, grüne Hornblende, brauner Glimmer, Rutil. Dagegen ist in dem einzigen Schliffe weder Augit, noch Hypersthen wahrzunehmen. Ein ferneres Gesteinsstückchen zeigt eine dunkelgraue Farbe, dichte, splittrige Beschaffenheit, rote Granaten treten schon makroskopisch deutlich auf der Bruchfläche des Gesteins hervor. Auch dieses ist nahe verwandt mit den vorigen, jedenfalls auch ein Granulit: die Grundmasse ist ein sehr feinkörniges Gemenge von Orthoklas, Plagioklas und Quarz. Reichlich Granat in ganz besonders schönen und regelmäßigen Säumen um größere Körner von Magnet-Eisen, wenig hellgrüner Augit, grüne Hornblende, brauner Glimmer. Ebenfalls sächsischen dunklern Granuliten vollkommen gleichend. Das Vorkommen so charakteristischer und keineswegs so sehr häufiger Gesteine, wie die echten Granulite es sind, hier am Strande von Groß-Batanga ist von großem Interesse.

Nr. 10. **Südliches Kamerun-Gebiet. Verschiedene Gesteine von den Neven-DuMont-Wasserfällen des Moanja-Stroms.** Ein Stück traubigen Aragonitsinters auf Gesteinsbruchstückchen von arkoseartiger Beschaffenheit; ein Stück einer ziemlich grobkörnigen Arkose, aus Quarzkörnern und Orthoklasbruchstücken von klarer, frischer Beschaffenheit bestehend, kein erkennbares Bindemittel, kein Kalkcarbonat. Das Stück stammt von einem Gerölle und ist äußerlich mit schwarzbraunem eisenschüssigem Ueberzuge bedeckt.

Ein drittes Stück erweist sich als ein Conglomerat, in welchem abgerundete Quarzgeschiebe (Erbsen- bis Haselnußgröße) von einem pechglänzenden, schwarzbraunen Cement von Eisenpecherz verkittet sind. Alle Quarzkörner haben ebenfalls einen schwarzbraunen Ueberzug. Auch der vorher beschriebene Knollen von Arkose stammt gewiß aus solchem Conglomerat.

Nur das vierte Stückchen gehört einem krystallinischen Gesteine, unzweifelhaft einem Gneis an. Das Gestein ist ein gut schieferndes, ziemlich feinkörniges Gemenge von Feldspat (auch Plagioklas), wenig Quarz, reichlich braunem Glimmer (Biotit), vereinzelten Körnchen von gelbem Titanit. Also ein echter Biotitgneis. Größere Haufen von rötlichen Feldspatkörnern mit Quarz bilden sogenannte Augen.

Nr. 11. **Gestein von der spanischen Insel Klein-Eloby.** Das Gestein ist keineswegs ein bituminöser Schiefer. Bitumen enthält dasselbe gar nicht! Dagegen ist es ein mergelig-thoniger und schieferiger Sandstein. Die verschiedenfarbigen Körner von Quarz sind durch kohlensauren Kalk verkittet, wie die Behandlung mit Säure erkennen läßt.

Nr. 12. **Gabun. Gestein von den Strandfelsen bei Libreville.** Eine Concretion von thonigem und unreinem Roteisenstein, welche gewiß aus Laterit herrührt. Ganz ähnlich wie Nr. 4.

Sach- und Namen-Register.

A.

B.

O.

P.

Q.

Y.

Z.

Von Hugo Zöller sind früher erschienen:

Rund um die Erde. 2 Bände. Preis 10 Mark. (1881. Köln a. Rh. Verlag von M. DuMont-Schauberg.)

1. Band. Cap. 1. Skizzen aus New-York und Umgebung.
" 2. Quer durch den nordamericanischen Continent.
" 3. Das Königreich Hawaii.
" 4. Samoa und Neu-Seeland.
" 5. Von den Südsee-Inseln im allgemeinen.
" 6. Sydney.
" 7. Die blauen Berge.
" 8. Buschfahrt.
" 9. Melbourne.
" 10. Die Entwickelung und Zukunft Australiens.
" 11. Das tropische Nord-Australien.
" 12. An Bord des Albatros durch die Torres-Straße.

2. Band. " 1. Weihnachten auf Timor.
" 2. Zu den niederländischen Colonieen.
" 3. Das Paradies der Erde.
" 4. Europäer-Leben in Ostindien.
" 5. Ueber deutsche Handels-Colonieen.
" 6. West-Java und die tausend Inseln.
" 7. Singapore, ein Triumph englischer Handelspolitik.
" 8. Sulu und Nordost-Borneo.
" 9. Malakka, Penang und die Chinesenfrage.
" 10. Wanderungen durch Nord-Sumatra.
" 11. Atschin und die holländisch-indische Armee.
" 12. Ceylon.
" 13. Aden, das Rote Meer und Aegypten.
" 14. Auf classischem Boden.
" 15. Rund um die Erde.

Der Panama-Canal. Preis 2 Mark. (1883. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bände. Preis 12 Mark. (1883. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

1. Band. Cap. 1. Portugal, das Stammland von Brasilien.
 " 2. Eine Weltstadt in den Tropen.
 " 3. Brasilisches Leben.
 " 4. Ein demokratisches Kaiserreich.

Illustrationen:
 S. Leopoldo.
 Der Stadtplatz der Colonie Blumenau.
 Hamburgerberg.

2. Band. Cap. 1. Die Colonie Dona Francisca.
 " 2. Die Colonie Blumenau.
 " 3. Die deutsch-brasilische Handelsstadt Porto Alegre.
 " 4. Im Urwalde von Rio Grande do Sul.

Karten: Süd-Brasilien, gezeichnet von Dr. Henry Lange.

Illustrationen:
 Joinville, von Norden gesehen.
 Joinville, von Süden gesehen.
 Das evangelische Pfarrhaus in Blumenau.
 Directionshaus in Blumenau.
 Der deutsche Flecken Hamburgerberg.
 Berittene Landleute in der Baumschneiz.
 Die beiden Berggipfel „Dous Irmaos".
 Santa Maria do Mundo Novo.
 Neu-Petropolis.

Pampas und Anden. Preis 10 Mark. (1884. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Cap. 1. Das Grasland Uruguay.
 " 2. Auf dem Laplata nach Paraguay.
 " 3. Das Land der Frauen.
 " 4. Buenos Ayres.
 " 5. Die beiden Gaucho-Republiken am Laplata.
 " 6. Quer durch die Pampa.
 " 7. Ein Ritt über die Anden.
 " 8. Chile und die Chilenen.
 " 9. Weihnachten in Lima.
 " 10. Peru vor und nach dem chilenischen Kriege.
 " 11. Ecuador und Columbien.
 " 12. Westindien.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. I.

Das Togoland und die Sklavenküste. Preis 5 Mark. (1885. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Cap. 1. Die Franzosen in Senegambien.
 " 2. Die Neger-Republik Liberia.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. II. Preis 5 Mark. (1885. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das Kamerun-Gebirge nebst den Nachbarländern Dahome, englische Goldküsten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. s. w.

Cap. 9. Das Bakwiri-Volk.
" 10. Die Alpendörfer des Hochgebirges.
" 11. Mein friedlicher Eroberungszug im Kamerun-Gebirge.
" 12. Dr. Nachtigal.

Karten: Das Kamerun-Gebirge (eigene Aufnahme).
Die Togo-Popo-Länder. Nach einer neuern Aufnahme des Verfassers.
Des Verfassers Reisen im Kamerun-Gebirge.
Das Königreich Mahin (eigene Aufnahme).

Illustrationen:
Groß-Friedrichsburg.
Klein-Popo.
Der Neger Wilson.
Der Mulatte Gomez.
Ein Kru-Mann (Brustbild).
" " " (ganze Figur).
Profil des Götterbergs, von der See aus gesehen.
" " " " Bimbia aus gesehen.
" " " " d. Insel Mondole aus gesehen.
Religiöser Mummenschanz der Kru-Leute von Kamerun.
Das Wohnhaus der Woermannschen Kaffeeplantage bei Gabun.
Der am 20. December 1884 von den Deutschen erstürmte Abhang bei König Bells Stadt.
Die englische Baptisten-Mission bei König Acquas Stadt.
Ein vornehmer Händler von Kamerun mit Frauen, Kindern und Untergebenen.
König Acquas Haus in Kamerun.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. III. Preis 5 Mark. (1885. Verlag v. W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das Flußgebiet von Kamerun, seine Bewohner und seine Hinterländer.

Cap. 1. Das Mündungsdelta der Kamerun-Flüsse.
" 2. Mit Dr. Nachtigal ins Mungo-Land.
" 3. Africanische Jagd-Abenteuer.
" 4. Das Dualla-Volk.
" 5. Schwarze Studien.
" 6. Europäerleben in Kamerun.
" 7. Der Handel.
" 8. Plantagenbau.
" 9. Das Klima unserer westafricanischen Colonieen.
" 10. Zur ältern Geschichte von Kamerun.
" 11. Die kriegerischen Ereignisse im December 1884.
" 12. Kamerun unter deutscher Verwaltung.

Anhang: Die hervorragendsten Sprachen und Dialekte unserer westafricanischen Colonieen.
Karten: Das Flußgebiet von Kamerun (eigene Aufnahme).
Der mittlere Lauf des Wuri-Flusses (eigene Aufnahme).
Der Schauplatz der Kämpfe vom December 1884.
Illustrationen:
König Bell mit seiner Hauptfrau.
Kriegscanoe der Dualla.
König Acqua mit zwei Frauen.
Prisso Bell mit zwei Frauen.
Hulk auf dem Kamerun-Fluß.
Verdeck derselben.
Woermannsche Factorei bei König Acquas Stadt.
Woermannsche Factorei am Kamerun-Fluß.
Lebensmittel tragende Mädchen (Togoland).
Junge Mädchen aus dem Togolande.
Des frühern Königs Acqua Tochter.
Zwei Söhne u. eine Tochter des verstorbenen Königs Acqua.
König Dido mit seinen Kindern.
Ein Kamerun-Händler mit Frauen und Kindern.
Santa Isabel auf Fernando Po.
Neuvermähltes Ehepaar aus Kamerun.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. IV. Preis 5 Mark. (1885. Verlag v. W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das südliche Kamerun-Gebiet, die spanischen Besitzungen, das französische Colonialreich und der Congo.

Cap. 1. Das südliche Kamerun-Gebiet.
„ 2. Malimba und Klein-Batanga.
„ 3. Die Entdeckung des Moanja-Stroms.
„ 4. Das Batanga-Land.
„ 5. Campo-Fluß und Batta-Land.
„ 6. Der Benito-Fluß.
„ 7. Deutscher Handel in spanischen Colonieen.
„ 8. Das französische Colonialreich in Westafrica.
„ 9. Eine deutsche Kaffeeplantage.
„ 10. Von Banana bis Vivi.
„ 11. Der belgische Congo-Staat.
„ 12. Die Heimreise.
„ 13. Togo und Kamerun im Jahre 1698.
Anhang 1. Westafricanischer Klima-Kalender.
„ 2. Entfernungen der Küstenplätze in Seemeilen.
„ 3. Firmen-Liste für Westafrica.
„ 4. Die Literatur über Togo und Kamerun.
„ 5. Geologische Ergebnisse der Reise des Verfassers.

Karten: Das südliche Kamerun-Gebiet (eigene Aufnahme).
Der Moanja-Strom (eigene Aufnahme).
Die Togo- und Popo-Länder im Jahre 1698.
Kamerun im Jahre 1698.

Illustrationen:
Fetischweib aus Groß-Be (Togo).
Fetischweiber aus dem Togolande.
Fetischtempel.
Batanga und der Elefantenberg.
Der Elefantenberg, von Norden gesehen.
" " " Westen "
Die Bergketten nördlich vom Campo-Fluß.
Der Batta-Berg.
Factorei am Tschiloango-Fluß bei Landana.
Holländische Factorei bei Futila (Congo).
Die americanische Mission in Gabun.
Factorei von Gödelt u. Gütschow in Gabun.
Frauen von Gabun.
Wohnsitz des Woermannschen Hauptagenten in Gabun.
Der Congo-Fluß bei Boma.
De Brazza und seine Begleiter.
Deutsche Forschungs-Expedition am Congo.
Factorei in Kabinda.

Von **Egon Zöller** (dem Bruder des Verfassers) sind erschienen:

Schweden, Land und Volk. Schilderungen aus seiner Natur, seinem geistigen und wirtschaftlichen Leben. (1882. Verlag von Wilh. Ludwig in Lindau und Leipzig.) Preis 3 Mark.

Cap. 1. Der Nationalcharakter.
„ 2. Das Volksschulwesen.
„ 3. Das höhere Bildungswesen.
„ 4. Das bürgerliche Wohnhaus.
„ 5. Familien- und Umgangsleben.
„ 6. Bauernleben und Bauernhöfe.
„ 7, 8 u. 9. Vom öffentlichen und wirtschaftlichen Leben und dessen Einrichtungen. I. II. III.
„ 10. Etliches von der Landwirtschaft.
„ 11. Etliche Züge aus dem geistigen Leben.
„ 12. Schwedische Fahrten:
I. In das Herz des schwedischen Reiches.
II. Die Residenz, Canalfahrt und Göteborg.

Ueber den Grund und das Ziel der menschlichen Entwicklung. (1883. Verlag von Wilh. Ludwig in Lindau und Leipzig.) Preis 1,50 Mark.

Die Bedeutung der Technik und des technischen Standes in der Cultur. (Seiner Excellenz dem Minister Maybach gewidmet.) (1884. Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von L. Schwann, Düsseldorf.) Preis 0,50 Mark.
